



Anne-Christin Schondelmayer
Christine Riegel
Sebastian Fitz-Klausner (Hrsg.)

Familie und Normalität

Diskurse, Praxen
und Aushandlungsprozesse

Familie und Normalität

Anne-Christin Schondelmayer
Christine Riegel
Sebastian Fitz-Klausner (Hrsg.)

Familie und Normalität

Diskurse, Praxen und
Aushandlungsprozesse

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.



Die Veröffentlichung dieser Publikation wurde mit Unterstützung der Universität
Koblenz-Landau ermöglicht.

© 2020 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht
unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International
(CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung
unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
www.budrich.de



Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen
Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84742341>).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen
werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2341-6 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1664-7 (PDF)
DOI 10.3224/84742341

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Ver-
wertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustim-
mung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigun-
gen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Titelbildnachweis: Heike Zaiser
Typographisches Lektorat: Angelika Schulz, Zülpich
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

Inhalt

Sebastian Fitz-Klausner, Anne-Christin Schondelmayer, Christine Riegel
Familie und Normalität. Einführende Überlegungen 7

Anne-Christin Schondelmayer
Familie, Herkunft und Normalität 23

Anja Schierbaum
Zur Geschichte der Familie 43

Familien und pädagogische Institutionen

Lalitha Chamakalayil, Oxana Ivanova-Chessex, Bruno Leutwyler, Wiebke Scharathow
„... wieder das Klassen-Ding“. Bildung als biographischer
Positionierungsprozess in familialen Verwobenheiten 61

Angela Rein
Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe. Familienkonstruktionen
zwischen Ent-Normalisierung und Normalisierung 77

Christine Riegel
Familie jenseits der heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Norm.
Ambivalente Prozesse der Normalisierung und Anerkennung 95

Carsten Schröder
Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen im Verhältnis von Familie und
Professionalität in familienanalogen Wohngruppensettings 113

Ulrike Koopmann
Normalität von Familie im Kontext von Flucht. Erfahrungen, Deutungen
und Praxen geflüchteter Frauen 131

Donja Amirpur
„Vielleicht hätte mein Sohn dabei bleiben können“. Eine ethnographische
Collage zu Othering auf behinderten Schulwegen 149

Familienleben

<i>Angela Wernberger</i> Einelternfamilien als familiale Lebensform im ländlichen Raum.....	171
<i>Tino Schlinzig</i> Zwischen Anlehnung, Zurückweisung und Selbstbehauptung. Positionierungen multilokaler Nachtrennungsfamilien zum Leitbild der „Normalfamilie“	189
<i>Désirée Bender</i> Co-Elternschaften. Familienverhältnisse in Un-Ordnung?	207
<i>Elke Kleinau, Christoph Piske</i> Normalitätskonstruktionen von Familie in einer Befragung niederländischer <i>Children Born of War</i>	225
<i>Michael Tunç</i> Väterlichkeiten und Caring Masculinities in der Migrationsgesellschaft. Normalisierungs- und rassismuskritische Perspektiven	245
<i>Kadidja Rohmann</i> Zur Normalität der Elternschaft von Menschen mit Lernschwierigkeiten ..	263

Familien und Technologien

<i>Diana Dreßler</i> Mediennutzung in der Aushandlung von „guter“ transstaatlicher Mutterschaft	285
<i>Sarah Dionisius</i> „Wie ein Mensch zweiter Klasse“. Reproduktionsmedizin, Heteronormativität und Praktiken der Aneignung	303
<i>Cornelia Schadler</i> Dinge als Mit-Eltern und die Konsequenzen für Definitionen von Sozialisation und Familie	323
Autor*innenverzeichnis	341

Familie und Normalität. Einführende Überlegungen

Sebastian Fitz-Klausner, Anne-Christin Schondelmayer, Christine Riegel

„Familie“ ist nach wie vor ein stark normativ aufgeladenes Konstrukt. Damit verbundene Bilder und Vorstellungen sind extrem wirksam – im gesellschaftlichen sowie im pädagogischen, im sozial- sowie erziehungswissenschaftlichen Bereich. So finden sich auch in der Familienforschung idealisierte und ideologisch aufgeladene Vorstellungen von Familie (vgl. Lenz 2016: 168), welche mit gesellschaftlichen und alltäglichen Normalitätsvorstellungen interagieren, sodass sie weitreichende Auswirkungen auf Familienpolitik und pädagogische Praxis haben. In dieser Hinsicht konstatiert Karl Lenz (2016, u.a. in Bezug auf Lüscher 1995) eine gewisse Ideologisierung des Gegenstandes. Normalität von Familie wird dabei auf mindestens zwei Ebenen bedeutsam: Wer ist bzw. zählt zur Familie und was ist in einer Familie normal? In unseren einführenden Überlegungen skizzieren wir den Ausgangspunkt des vorliegenden Bandes und stellen die einzelnen Beiträge kurz vor.

Im Allgemeinen ist die Auseinandersetzung zu Familie grob geprägt von zwei Argumentationsmustern bzw. großen Erzählungen, nämlich dem Verlust familialer Werte auf der einen, der Betonung einer Pluralisierung von Familienformen durch gesellschaftliche Modernisierungsprozesse auf der anderen Seite (Jurczyk 2014: 50). In beiden Mustern wird größtenteils weiterhin konstant auf das hegemoniale Bild einer Normalfamilie rekurriert, das implizit als bürgerlich, weiß, heterosexuell, cisgeschlechtlich, monogam, sesshaft, gesund und leistungsfähig konzeptualisiert und z.T. naturalisiert wird. Gleichwohl Gesellschaften historisch stets von einer familialen Pluralität geprägt waren, deren Wandel entlang zahlloser Dis-/Kontinuitäten geschieht (Nave-Herz 2010: 47f.), verharret die normative Kleinfamilie und deren Rollenzuschreibungen als Gegenfolie und unmarkierte Linse, durch welche alle weiteren Lebensformen als „anders“ erscheinen (Lück/Ruckdeschel 2018: 63; Oelkers 2012: 135-136, 139). So wird beispielsweise trotz zunehmender Akzeptanz Kinderlosigkeit in partnerschaftlichen Beziehungen immer wieder auch als suspekt, egoistisch und abnormal betrachtet (Dorbritz/Ruckdeschel 2018: 151), während zugleich Kinderbekommen im vermeintlich falschen Rahmen (jugendlich, außerhalb von Partnerschaften) (McRobbie 2010: 124-125) oder im „Übermaß“ (Diabeté et al. 2018: 172) problematisiert und zum medialen Spektakel wird, um (zumeist klassistisch) derartige Familienkonzepte alteriert auszustellen und zu stigmatisieren. In solchen

Kontexten verdecken v.a. postmoderne Anrufungen von fragmentierter/(h) Normalität(en) (im Sinne von: „heute gilt ja alles als normal“) (Carson 2003: 85-86) derartige machtvolle normative Narrative, die hinter dieser Argumentation wirken. Denn gleichzeitig werden über Familienmythen und -ideologien, die sich auch in Politiken und Gesetzen niederschlagen (Oelkers 2012: 143-144), gesellschaftliche Ordnungen hergestellt und damit bestimmte Ungleichheitsverhältnisse reproduziert, insbesondere im intersektionalen¹ Zusammenwirken von *gender*, *class* und *nation* (Collins 1998).

Trotz des schleichenden Abbaus von unmittelbaren Stigmatisierungen und Pathologisierungen spezifischer Familienformen und einer erhöhten Sichtbarkeit dieser (u.a. alleinerziehend, homosexuelle Ehen) (Meyer 2011: 345, 348) durchdringen Normalitätsvorstellungen von Familie weiterhin sämtliche gesellschaftliche Bereiche sowie das Leben von Subjekten und Generationenbeziehungen, die sich als Familie verstehen. Dies gilt auch für pädagogische Verhältnisse (Lenz 2016), in denen oft (Herkunfts-)Familie in einer spezifischen Konstellation zum selbstverständlichen Ausgangspunkt der Analyse und des Handelns gemacht wird, was aber nicht immer den vielfältigen Existenzweisen von Subjekten und Familien entspricht. Familie ist ein *nomos* (vgl. Bourdieu 1998: 128) und dementsprechend gilt es, wie Markus Rieger-Ladich konstatiert,

„zu zeigen, weshalb der Status quo, in dem nach Bourdieu die Interessen der privilegierten sozialen Gruppen auf verdeckte Weise zum Ausdruck kommen, häufig als natürliche Ordnung der Dinge wahrgenommen wird – und dies eben auch von den Minderprivilegierten“ (Rieger-Ladich 2017: 343).

Im pädagogischen Kontext von Schule, Sozialer Arbeit oder Erwachsenenbildung werden intersektional konturierte Vorstellungen von Familie mitverhandelt und zugleich damit verknüpfte Normen, Zuschreibungen und Differenzordnungen bzgl. Geschlecht, Begehren, Klasse und natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit. Besonders relevant werden solche Vorstellungen von Normalität für diejenigen, die nicht dem hegemonialen Bild entsprechen. Diese gesellschaftlich dominanten Normalitätskonstruktionen wirken auch in

1 Das Konzept der Intersektionalität beschreibt das reziproke Zusammenwirken diverser Machtverhältnisse und damit verbundener Kategorien, wie Geschlecht, Behinderung, Ethnizität usw. Anstelle einer reinen Addition verweist der Ansatz auf ein interdependentes Zusammenspiel zwischen diesen Strukturkategorien, die neue (andersartige) Dimensionen von Diskriminierungs- und (Ohn-)Macherfahrungen produzieren (siehe etwa Walgenbach 2011; Winker/Degele 2009). Obgleich insbesondere die Erziehungswissenschaften, wie etwa Katharina Walgenbach ausführt, „mit der prominenten Kunstfigur des ‚katholischen Arbeitermädchen vom Lande‘“ (Walgenbach 2011: 113) auf eine lange Traditionslinie verweisen kann, die seit den 1960er Jahren komplexe Wechselbeziehungen verschiedener Machtkategorien (Religion, Klasse, Geschlecht, Region) feststellte, etablierte sich dieser Zugang als „Analyseparadigma“ erst mit der Kritik des black feminism gegenüber der vermeintlichen Universalkategorie „Frau“, mit welcher der weiße US-amerikanische Mittelschichtsfeminismus zunehmend operierte (115-117).

Familien hinein, es finden diesbezügliche Adressierungen und Subjektivierungsprozesse statt. Die einzelnen Subjekte sind jedoch auch an Herstellungs- und Aushandlungsprozessen von Bildern zu Normalität und von Dominanzverhältnissen, wie z.B. Rassismen, Klassismen, Sexismen, Heteronormativität usw., beteiligt, sie können diese auch infrage stellen, verschieben und praktisch in Bewegung bringen. Ebenso werden Normalitätsvorstellungen durch soziale Kämpfe und Emanzipationsbewegungen sowie durch internationale Mobilität, transnationale Migration und damit verbundene gesellschaftliche Veränderungen herausgefordert und können sich verändern. In gesellschaftlichen und professionellen Diskursen zu Familie wird immer wieder verhandelt, wie verschiedene Beziehungsstrukturen zu fassen sind und welche Bedeutung ihnen zukommen. Gerade auf der Ebene des praktischen Alltagslebens steht meist im Vordergrund wie Fürsorgebeziehungen gelebt werden.

Trotz der momentan hegemonialen Wirksamkeit einer „neu gefundenen“ Pluralität von Lebensweisen ist „davon auszugehen, dass es *die* Familie nicht gibt bzw. auch nie gab“ (Peter 2012: 19, Herv. i. Orig.), sondern stets nur normative, oftmals naturalisierte Familienkonzepte. (Sub)Kulturell wurden diese Konzepte letztlich zu Dominanten und Leitbildern indem sie sich v.a. in der Moderne um den Begriff der „Normalität“ formierten. In seinem vielzitierten „Versuch, eine sowohl systematische wie historische Theorie des ‚Normalen‘ [...] zu entwickeln“ (Link 2006: 7), arbeitet der Soziologe Jürgen Link das „Normale“ als spezifisches Phänomen heraus, das durch die Dispositive der westlichen Moderne entwickelt wurde und sich in unserem Alltagsverständnis verfestigt hat. Vor allem der Bedeutungsgewinn von statistischen Erhebungs- und Verwertungsformen von Massendaten, die zunehmend biopolitische Diskurse im ausgehenden 18. und insbesondere dem 19. Jahrhundert geprägt haben, diente als zentrales Fundament, um dem spezifischen „Normalismus“-Diskurs zunächst in den Spezialdiskursen der Demografie und Medizin und dann in weiterer Folge in gesellschaftlichen Alltags- bzw. Mainstreamdiskursen (Elementardiskurs) zu etablieren (Link 2006: 19-20). Als „eng vernetzte[s] Komplex aus diskursiven Konzepten und Modellen wie praktischen Verfahren“ (20) bestimmt „Normalismus“ weite Teile hegemonialer Diskussionen zu gesellschaftspolitischen Fragen mit, wie etwa zu Migration, Geschlecht, Sexualität und natürlich zu Familie.

Obgleich, historisch gesehen, „Normalität“ nicht zwangsläufig mit dieser verdateten Gesellschaftsperspektive einhergehen muss, bietet „Normalismus“ der „Normalität“ als Diskursfragment eine Basis zur Naturalisierung von Ansprüchen und zur Machtproduktion, da „die Interdiskurse [...] diese verschiedenen Normalitäten [aus verdateten Spezialdiskurse] zu allgemein kulturellen Vorstellungen von Normalität [integrieren]“ (20), die in weiterer Folge den „Elementardiskurs“, d.h. somit gesellschaftliche Diskussionen sowie

hegemoniale Vorstellungen, bestimmen. Dementsprechend seien nach Link „moderne Alltage nicht deshalb normal [...], weil sie an ewiger Alltäglichkeit partizipieren, sondern weil sie normalisiert sind“ (28), d.h. in dem Zusammenspiel aus „Normalismus“ und „Normalität“ als „normal“ erzeugt werden. Doch trotz dieses Näheverhältnisses zueinander und zu „Normativität“ warnt Link vor der „verführerische[n] Falle“ (175), sie (nahezu) synonym zu verwenden, da klare Grenzen zwischen den einzelnen Begriffen gezogen werden müssen, um diese theoretisch systematisch einsetzen zu können. Etwa betont Link die klare Differenz zwischen einer präskriptiven „Normativität“ und deskriptiven „Normalität“, die im landläufigen Gebrauch zumeist verschüttet wird. Während aus normalistischer Perspektive „Normalität“ als ein Bereich verstanden wird, der in deskriptiver statistischer Auswertung konstituiert wird (wo liegt der Mittelbereich, welche Werte liegen im Grenzbereich einer Gaußschen Glockenkurve), versteht Link den „Komplex des Normativen“ als „sanktionsbewehrte binäre Erfüllungsnorm“ (34) juristischer, kultureller oder ähnlich gesellschaftlicher Regeln. So könnte etwa Gewalt innerhalb der Familie von einem normalistischen Blickwinkel durchaus einen „Normalitätsanspruch“ aufgrund ihrer Häufigkeit geltend machen, während jedoch eine normative Perspektive diese klar als „unnormal“ diskutieren und bewerten würde.

Letztlich strahlt in der zunehmenden Dominanz von normalistischen Diskursen, der eine (Selbst-)Vermessung des Sozialen vorangeht, insbesondere die Zugehörigkeit zu „eine[m] breiten Mittelbereich“ in erster Linie eine „Sicherheit aus“, da den zugehörigen Positionen aus verdateter Perspektive eine Normalität, oftmals in weiterer Folge auch eine „Unmarkiertheit“ zugeschrieben und zugesichert wird („*Ver-Sicherung*“ (44, Herv. i. Orig.)).

Während Link v.a. im Kontext von präskriptiven „protonormalistischen“ Diskursen kritisch diskutiert, dass „Normalität“ und „Normativität“ durchaus voneinander durchdrungen sein können (57-58), finden sich genauso in anderen Bereichen komplexe Verhältnisse zwischen „Normalismus“, „Normalität“ und „Normativität“. So offenbaren sich vor allem medizinische Kontexte, die ohnedies zu den frühen Spezialdiskursen des „Normalismus“ zählen (20), als machtvolle Räume, in denen „Normativität“, „Normalität“ und „Normalismus“ eng verwoben sind. Wie Helga Kelle etwa zur komplexen Verwendung von „Normalisierung“ in pädagogischen Diskursen zur Kindheit ausführt, wurden lange Zeit (und werden z.T. nach wie vor) Kinder mit Lernschwierigkeiten oder anderen Beeinträchtigungen kognitiver Natur (z.B. neurodivers) entlang normalistischer Daten denormalisiert (i.e. als „behindert“ markiert), um sie entsprechend normativer (i.e. *able-minded*) Vorstellung von „Normalbiografie[n]“ (Köbsell 2010: 22) zu „normalisieren“ (Kelle 2013: 18f.). Sichtbar dem medizinischen bzw. individuellen Modell verschuldet, das Behinderung als rein „persönliches Problem“ und nicht als gesellschaftlich produzierte, machtvolle Kategorie versteht, gehen in dem

Beispiel normalistische Diskurse und Normativität Hand in Hand, da zum einen die Stabilität der Kategorie „Behinderung“ entlang von statistischen Daten belegt wird und zum anderen *able-bodied* und *-minded* Lebenskonzepte in ihrer vermeintlichen Normalität als „Normalbiografie“ affirmiert werden.

Im Kontrast zu positivistischen Perspektiven auf Normalität und normalistischen Diskursen, die die Verdatung als vermeintlich sichtbare Belege von Wahrheiten jenseits von Machtproduktion instrumentalisieren, offenbart sich in diesem Kontext oftmals ein komplexes Zusammenspiel aus „Normalismus“, „Normativität“ und naturalisierter „Normalität“, indem sich ein Bereich auf den anderen, wenn sie sich alle nicht sogar jeweils interdependent aufeinander stützen. In dieser Hinsicht können beispielsweise statistische Aufschlüsselungen demografischer Entwicklungen (Scheidung aufgrund reduzierter Emotionalität) normativ wirkende Vorstellungen (Ehe baut auf romantische Liebe auf) (Meyer 2011: 331; Nave-Herz 2012: 36) speisen, indem ihr Status als natürlich, da „normal“ affirmiert wird (die Vielzahl der Fälle belegen die „Normalität“ dieser Konzeptualisierung), selbst wenn historiographische Untersuchungen solch essentialistische Deutungsmuster problematisieren (z.B. vormodernes Konzept von Ehe als Vertrag) (u.a. Hausen 1976). Keineswegs dürfen derartige Diskursfragmente des „Normalismus“ monokausal für gesamtgesellschaftliche Entwicklungen verantwortlich gemacht werden. Vielmehr verdeutlichen derartige Beispiele, wie Normalitätsvorstellungen aufgrund der hegemonialen Akzeptanz von „Normalismus“ als Dispositiv moderner Gesellschaften von diesem (re)produziert und letztlich naturalisiert werden. Entsprechend sind normalistische Diskurse keinesfalls Orte der Wahrheit abseits jeglicher Machtproduktion, sondern sie sind „nichts anderes [...] als die Gesamtheit aller sowohl diskursiver wie praktisch-intervenierenden Verfahren, Instanzen und Institutionen, durch die in modernen Gesellschaften ‚Normalität‘ [...] produziert und reproduziert werden“ (Link et al. 2003: 11).

Ogleich nicht unmittelbar mit normalistischen, sprich verdateten Diskursen konfrontiert, sind es vor allem die hegemoniale Normalitätsverständnisse, die im- (oder gar ex)plizit nicht nur gelebte Alltagsvorstellungen als auch -erfahrungen von Familie prägen, sondern genauso die wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit familialen Beziehungen. So debattieren mittlerweile seit Jahren die diversen Einzeldisziplinen im (deutschsprachigen) Wissenschaftsdiskurs über die Möglichkeiten sowie Einschränkungen, die grundsätzlich mit der Verwendung des Familienbegriffs einhergehen, da dieser zugleich offen und vieldeutig wie auch überdeterminiert und engführend ist (Marbach 2008: 15; Wonneberger/Stelzig-Willutzki 2018: 489). Insbesondere die Engführung des Begriffs auf normative Bilder der Kleinfamilie birgt Grenzen und methodologische Engpässe (Stelzig-Willutzki/Weidtmann 2018: 44-49), die in weiterer Folge die argumentativen Mechanismen des

Mainstreamdiskurses reproduzieren. Indem die Diskussionen zu familialen Gruppierungen in erster Linie über die Linse der „Kleinfamilie“ strukturiert werden, können andere Konstellationen nur im Rückbezug auf „Kleinfamilie“ und der Unterscheidung zu dieser gelesen werden, sodass (zumindest implizit) der normative und normalistische Status dieser Familienkonstellation re-affirmiert wird: Selbst um entlang von „Diversitätsdiskursen“ die Pluralität von Familien zu diskutieren, wird die „Kleinfamilie“ abermals normativ ins Zentrum gerückt (Wonneberger/Stelzig-Willutzki 2018: 501-502).

Um derartige Reproduktionsleistungen zu vermeiden, jedoch den „Familienbegriff“ weiterhin produktiv nutzbar zu machen, schlägt Nave-Herz in verschiedenen Kontexten vor (u.a. Nave-Herz 2010, 2012, 2018), „Familie“ aus „makrosoziologische[.] Perspektive [...] als eine soziale Institution [zu verstehen] [...], die bestimmte Leistungen für die Gesamtgesellschaft erbringt“, während mikrosoziologisch diese „als ‚eine Gruppe besonderer Art‘“ gefasst wird, die „durch eine spezifische Binnenstruktur“ zwischen den Mitgliedern geprägt ist („Emotionalisierung, Intimisierung und Exklusivität“). Im Konkreten können wir dann von „Familie“ sprechen, wenn hier (1) eine „Generationsdifferenzierung“, wie die von (Groß-)Eltern / Kindern u.ä., vorhanden ist, in deren Kontext (2) „Reproduktions- sowie [...] Sozialisationsfunktion“ übernommen werden (Nave-Herz 2018: 123-124). Derartige Ansätze, die dem „klassischen Funktionalismus“ (Wonneberger/Stelzig-Willutzki 2018: 491) geschuldet sind, versuchen, im Kontext von funktionalistischen Definitionen die Nützlichkeit als eigenständige Kategorie (u.a. Vergleiche zwischen Zeitperioden) zu erhalten. Dadurch, dass die konkrete Auslegung der Gruppe und ihrer Funktionen entlang von spezifischen historischen und soziokulturellen Wertvorstellungen erfolgt, rückt in der analytischen Betrachtung die Relevanz von Normativität und Biologismen in den Hintergrund (u.a. Archard 2015: 64-65).

Doch selbst derartige Definitionsversuche sind nicht davor gefeit, kulturelle Normen zu reproduzieren, wie sich beispielsweise in dem Bemühen der Autorin zeigt, Familie als besondere soziale Formation zu definieren und ihre Grenzen zu schärfen, indem jene im Kontrast mit u.a. „[d]iyadische[n] Lebensformen“ (Nave-Herz 2010: 42) gestellt wird. Diese stechen in ihrer Aufzählung verschiedener sozialen Gruppen deutlich heraus, da sie die einzigen sexuellen, romantischen bzw. intimen Lebenskonzepte darstellen. Geprägt von hetero- bzw. homonormativen Diskursen (u.a. Duggan 2003; Edelman 2005) reproduziert ein derartig knapper Verweis auf Paare eben solche Muster, da andere gelebte sowie historische Lebenskonzepte von sexuellen, romantischen bzw. anderweitig intimen Beziehungen (u.a. polyamourös) auf diese Weise alteritiert, wenn nicht sogar unsichtbar gemacht werden. Obgleich die Autorin in späteren Publikationen mit Verweisen auf Polygamie die ursprüngliche Auslegung ihres Konzepts anpasst (u.a. Nave-Herz 2018: 126), belegen derartig reproduzierende Elemente innerhalb wissenschaft-

licher Definitionen die Gefahren, in akademischen Auseinandersetzungen den Spuren normativer Muster zu folgen. Ähnlich der Problematik von Generationsfolge als konstituierendes Element von Familie (siehe hierzu konkreter Riegel in diesem Band) zeugen derartige Argumentationsstränge von der Situiertheit der Wissensproduktion, die unmittelbar an kulturell normativen Vorstellungen anknüpft und deren Status letztendlich affirmiert.

Demgegenüber erlaubt die praxeologische sowie sozialkonstruktivistische Perspektive des *doing family*-Zugangs (Morgan 1996), den Blick von kulturellen Vorannahmen zu distanzieren, um stattdessen diesen auf die performative Produktion von Realität entlang von empirischen Materialien zu refokussieren. In Anlehnung an das *doing gender*-Modell aus den Geschlechtswissenschaften konzipiert der Ansatz Familie im Kontext seiner Herstellungsleistung, die multidimensional in einem Feld dynamischer Machtstrukturen sowie normativer Vorstellungen eingebettet ist. Wenn wir uns grundlegend mittels machttheoretischen und v.a. -kritischen Perspektiven (gelebten) Familienkonzepten und ihren Verhältnissen zu hegemonialen Normalitätsvorstellungen nähern, ist die Einbeziehung von Macht- sowie Strukturkategorien im Allgemeinen, aber von Intersektionalität im Speziellen unumgänglich – und *doing family* verknüpft auf elegante Weise praxeologische und machttheoretische Perspektiven. Denn der Ansatz erlaubt nicht nur, die Komplexität des gelebten Alltags entlang der Handlungen sowie Positionierungen aller Familienmitglieder und ihrer Interaktionen miteinander zu diskutieren, sondern ebenso die machtvollen Wechselwirkungen mit gesellschaftlichen Strukturen zu adressieren (Jurczyk et al. 2014). Anstelle von einem Familienbegriff, der Gefahr läuft, sich in ahistorische und oftmals essentialistische Abstraktion zu verlieren, „lenkt [...] [der Ansatz] die Aufmerksamkeit auf die aktuellen inhaltlichen Brennpunkte und Spannungsfelder des Familienlebens, welche für die Familienakteure lebensweltlich relevant sind“ (18), und letztendlich darauf, wie diese innerhalb der Familie ausgehandelt werden. Des Weiteren eröffnet der Ansatz des *displaying family* (Finch 2007), der an *doing family* angrenzt und mit diesem in Interaktion steht, Perspektiven auf die Bedeutung, welche die mediale (Selbst-)Inszenierung und Produktion von Familie in modernen Medien- und Kommunikationskonstellationen (Jurczyk et al. 2014: 22-23), aber genauso in dynamischer Wechselwirkung mit früheren Medienformaten und Ausstellungspraxen einnimmt (u.a. Rose 2010). Insbesondere im Kontext von non-normativen Familien ist diese „eher nach außen gerichtete Form“ stark gewichtet; denn indem „das Familienleben gezielt und bewusst ästhetisiert und nach außen inszeniert“ wird, können diese Familien den „Legitimationsdruck“ (Jurczyk 2014: 62) abmildern und ihren Status als Familie in all ihrer Normalität belegen.

Im Kontext des Bandes werden diese Zugänge des *performative turns* v.a. deshalb so produktiv, da im Zentrum des Themas zwei distinktive performa-

tive Praxen stehen, die sich (intersektional mit weiteren Machtkategorien verknüpft) reziprok konstituieren: *doing family* als Herstellungsleistung zum einen und Normalisierungsleistungen als Produktion von (oftmals naturalisierter) „Normalität“ zum anderen (Bohn 2003: 43). Während sowohl *doing* als auch *displaying family* prozessuale performative Praxen darstellen, durch deren Handlungen Familie gebildet werden, sind diese Herstellungsleistungen nur bedingt bewusst verfügbar, sondern zumeist habituell an Normalitätsvorstellungen und deren Produktion gekoppelt, wie beispielsweise Studien zu Scheidung (Zartler 2012) oder auch zu der Sexualität von Jugendlichen mit Lernschwierigkeiten (Desjardins 2012) eindrücklich zeigen. Entsprechend positionieren sich Familien nicht nur bewusst zu Normalitätsvorstellungen, indem sie sich diesen annähern, sie kritisch reflektieren oder ihnen Widerstand leisten, vielmehr prägen hegemoniale Vorstellungen auch die Herstellungsprozesse von Familie, ohne von den Akteur*innen bemerkt zu werden.

Für die empirische Untersuchung von sozialen Gebilden, die zwar nicht jenseits hegemonialer Konzeptionen existieren, aber in diesen und damit einhergehenden festen (oder auch flexiblen) Kategorien auch niemals gänzlich aufgehen, stellt sich sowohl in der Konzeption von Studien als auch in der pädagogischen Praxis immer wieder die Frage, wie auf diese – in unserem Fall auf Familien/-beziehungen – Bezug genommen wird, wie diese erfasst werden können. Schnell wird deutlich, dass quantitative Erhebungen hier an ihre Grenzen stoßen, sowohl hinsichtlich der Abbildung von Diversität als auch hinsichtlich der Frage, welche handlungspraktischen Folgen sich etwa aus bestimmten Einstellungen oder auch Adressierungen ergeben. Wenn Lebensformen als wandelbar, also beweglich gedacht werden, dann muss auch empirisch und in der Interaktionspraxis entsprechend dynamisch darauf reagiert werden bzw. eine Bezugnahme erfolgen. Mit dem Konzept des *doing family* liegt bereits ein praxeologischer Blick nahe, der auf Praxis- und Erfahrungszusammenhänge fokussiert, welche sich zugleich in einer bestimmten sozialen Lagerung ergeben. Es ist kein Zufall, dass die meisten Beiträge dieses Bandes sich der Thematik mit qualitativen Methoden der Sozialforschung nähern. Sie kennzeichnet eine grundsätzliche Offenheit dem Material und den Erforschten gegenüber und vermag daher überhaupt erst herauszuarbeiten – etwa entlang von ex- und impliziten Vorstellungen von Selbstverständlichkeit –, was ‚Normalität‘ im Leben der Untersuchten bedeutet und welche Rolle sie hinsichtlich von Familie spielt. An manchen Stellen kann so herausgearbeitet werden, auf welches (praktische oder auch normative) Wissen zurückgegriffen wird bzw. wie auch ein neues (konjunktives) Wissen in der Praxis entsteht und sich mit verschiedenen Erfahrungsräumen überlagert. Eine konsequente Zurückhaltung in der Einordnung des empirischen Materials, lässt bestimmte Handlungsformen und ihre Folgen überhaupt erst

in den Blick geraten (vgl. Schondelmayer 2012: 186), gerade dort, wo es keine gesellschaftlichen etablierten Dimensionen sozialer Heterogenität gibt bzw. wo noch keine im öffentlichen Diskurs etablierten Differenzkategorien vorhanden sind (vgl. Nohl 2013:55) oder diese gezielt auch in ihrer Normsetzung in Frage gestellt werden sollen. Durch eine mehr machttheoretische und dekonstruktivistische Perspektive können hegemoniale Bilder über Familie, damit verbundene Mythen und Verkürzungen hinterfragt werden und deren Effekte rekonstruiert werden, die sich auch in soziale Praktiken von Familien oder in pädagogischen Zusammenhängen/Institutionen niederschlagen.

Nach einführenden theoretischen sowie historiographischen Überlegungen zum Familien- und Herkunftsbegriff gliedert sich der vorliegende Band in drei Sektionen: „Familien und pädagogische Institutionen“, „Familienleben“ und „Familien und Technologien“. Dem Thema Familie und Normalität wenden wir uns mit einem praxeologischen und intersektionalen Blick zu und interessieren uns für diesbezügliche Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse. Wie soziale Dimensionen verschränkt sind, wo und wie sich Handlungsspielräume eröffnen, sind dabei bedeutsame Forschungsperspektiven und Lesarten der unterschiedlichen Studien. Wir fragen: Welche Rolle spielen pädagogische Institutionen bei der Herstellung und im Umgang mit Familie? Inwiefern spielt Normalität und Normalitätserwartungen in Familienleben hinein? Außerdem wollen wir diskutieren, welche Bedeutung Artefakte, Medien und Techniken in der Herstellung von Familie und Normalität zukommen. Der Band will damit zu einer kritischen Auseinandersetzung mit Bildungspolitik und Bildungsforschung beitragen und Anregungen für Organisationen, Pädagog*innen, Forscher*innen sowie Edukand*innen geben. Dabei sehen wir im Anschluss an die Position Rieger-Ladichs (2017) in der Erziehungswissenschaft und dem pädagogischen Diskurs „nicht nur eine Reflexionsinstanz, welche dem, was er beobachtet, gegenüber steht [sic]“ (358), sondern die Herausforderung, in Praxis und Theoriebildung selbst zu Emanzipationsprozessen beizutragen.

Trotz der unterschiedlichsten Facetten, die der Band in diesem Kontext zu thematisieren versucht, möchten wir die Auseinandersetzung mit „Normalität und Familie“ entlang von Diskursen und Praxen nur als ein Schlaglicht auf ein komplexes Themenfeld verstehen; denn so intensiv diese Diskussionen auch sind, bleiben andere Zugänge, Sichtweisen und Aspekte unsichtbar oder nur am Rande erwähnt. So sind etwa die Perspektive auf Familie seitens Kinder ein weiterhin unterbelichtetes Thema (vgl. Schmidt-Wenzel 2016), aber auch Gewalt in der Familie, Familie als Chiffre für Sicherheit bei Evangelikalen und anderen Rechten, Armut und das Thema Bedarfsgemeinschaft oder auch Wohnraumpolitik, das Spannungsverhältnis zwischen Normalitätsvorstellung und diversen Familienkonzepten im global(isiert)en Raum (Stichwort: Familienzusammenführung), nichtmonogame Familienstrukturen

und auch die machtvollen Normalitätserfahrungen von trans*identen Familienmitgliedern zentrale Themen, die an dieser Stelle nur als Leerstellen erwähnt werden können.

Der erste Beitrag des Bandes von *Anne-Christin Schondelmayer* reflektiert den Zusammenhang von Familie und Normalität. Dabei wird der Blick auf die selbstverständliche Bezugnahme auf Familie in Pädagogik, Erziehungswissenschaft und Gesellschaft gerichtet, um aufzuzeigen, wie Familie hergestellt wird und was diese ausmacht. In dem Kontext wird auch der Frage nachgegangen, wie Herkunft (im Kontext von Familie) erziehungswissenschaftlich konstituiert und verhandelt wird. Mit einem strukturalistisch(funktionalistisch)en Zugang verfolgt dagegen *Anja Schierbaum* eine Herangehensweise zum Thema, die sich in ihrer Lesart von Familie von anderen Beiträgen sowie den einleitenden Überlegungen in diesem Band unterscheidet, damit jedoch eine eher klassische Perspektive auf Familie im sozialwissenschaftlichen Diskurs repräsentiert. Aus einem historiographischen Blickwinkel erörtert der Beitrag die Nützlichkeit dieser strukturalistischen Lesart, um Familie v.a. aus einer Außen- und Innenperspektive zu betrachten.

Nach diesen themenübergreifenden Diskussionen setzt der Abschnitt zum Thema „Familien und pädagogische Institutionen“ den Fokus auf die spezifischen Macht- und Normalitätserfahrungen, die innerhalb als auch in der Beziehung mit pädagogischen Einrichtungen gemacht werden. Der Beitrag von *Lalitha Chamakalayil*, *Oxana Ivanova-Chessex*, *Bruno Leutwyler* und *Wiebke Scharathow* fokussiert familiäre Positionierungsprozesse im Kontext von interdependenten Machtverhältnissen. Anhand einer Fallanalyse gehen die Autor*innen biographietheoretisch informiert der Frage nach, wie sich sozial deprivilegierte Eltern in Bezug auf Bildung positionieren und wie dabei familial-generationale Positionierungsdynamiken sowie familiäre Normalitäten bedeutsam werden. Ein anderes Verhältnis zu pädagogischen sowie familialen Institutionen durchleuchtet *Angela Rein*, die sich mit „Care Leavern“ beschäftigt: Anhand von biographischen Interviews mit jungen Erwachsenen, die in stationärer Jugendhilfe gelebt haben, wird in dem Beitrag diskutiert, wie sich diese zu machtvollen Normalitätskonstruktionen positionieren. Dass die diskursiv gefeierte Pluralisierung von Lebenskonzepten keineswegs zur Dekonstruktion von Normalität führt, macht *Christine Riegel* eindrucksvoll deutlich. Denn im Kontext erziehungswissenschaftlicher und pädagogischer Diskurse auf der einen und Selbstdarstellung auf der anderen Seite erörtert der Artikel, wie die bürgerlich weiße heteronormative Kleinfamilie zur machtvollen Gegenfolie jeglicher Diskussion von queeren Familien wird.

Der Beitrag von *Carsten Schröder* diskutiert in theoretischer und empirischer Hinsicht die Widersprüchlichkeiten des Verhältnisses von Familie und Professionalität in familienanalogen Wohngruppensettings. Dabei wird die

normative Wirkkraft von Familienleitbildern in der stationären Kinder- und Jugendhilfe herausgearbeitet, um nachzuzeichnen, inwiefern sich dies auf die Gestaltung des Alltagslebens und das professionelle Selbstverständnis in den stationären Erziehungshilfen auswirkt. Vor dem Hintergrund einer eingangs geführten kritischen Diskussion von hegemonialen Deutungsmustern und gesellschaftlichen Machtverhältnissen, wie sie in der Familienforschung bei der Thematisierung von Flucht/Migration wirksam werden, thematisiert der Beitrag von *Ulrike Koopmann* auf Grundlage biographischer Interviews mit geflüchteten Frauen Vorstellungen und Deutungen familialer Normalität im Kontext von Flucht. Dabei wird, unter Einbezug intersektionaler und rassistisch-kritischer Perspektiven, der Fokus insbesondere auf nicht thematisierte familiäre Deutungs- und Lebenspraxen gerichtet. *Donja Amirpur* beschäftigt sich mit Otheringprozessen auf behinderten Schulwegen. Aus den Perspektiven von Migrationssozialarbeit, Eltern, Erzieher*innen und Selbsthilfegruppen setzt sich am Beispiel der Geschichte der Mutter Leila ein kaleidoskopartiges Bild zusammen, in dem ihr Kind von verschiedenen Seiten als förderbedürftig adressiert wird und sie als Mutter nahezu vergebens dagegen ankämpft. Sichtbar werden dabei Interdependenzen zwischen Migrantisierung und Sonderschule.

Im Abschnitt über Familienleben stehen der gelebte und auch der erwartete Familienalltag im Zentrum des Interesses. Auf der Basis soziologischer Überlegungen zu Normalitätskonstruktionen und einer Studie zu Alleinerziehenden arbeitet *Angela Wernberger* in ihrem Beitrag zu Einelternfamilien als familiäre Lebensform im ländlichen Raum eine Diskrepanz zwischen normativen Familienleitbildern und eigener gelebter Praxis der Mütter und Väter heraus. Dabei zeigen sich hinsichtlich der Frage von „Sittlichkeit“ auch deutlich (hetero)sexistische Strukturen, die im Nahumfeld des Dorfes wirksam werden. Aus der Perspektive interpretativer Familiensoziologie und mit Rückbezügen zu normalismustheoretischen Diskussionen Jürgen Links (2006) diskutiert *Tino Schlinzig* multilokale Nachtrennungsfamilien, indem insbesondere auf die innerfamiliären Deutungsmuster zur normativen Gegenfolie der Kleinfamilie und der eigenen Alterierung fokussiert wird.

Désirée Bender gibt auf der Basis einer ethnografischen Studie einen Einblick in gelebte Co-Elternschaften. Insbesondere in den Interviews mit Akteur*innen dieser care-Arrangements lassen sich starke Tendenzen erkennen, Paarbeziehungen und Elternschaft kritisch und reflexiv zu betrachten, gerade auch, weil Elternschaften gelebt werden, die aus den eigenen biographischen Erfahrungen nicht bekannt sind. Als einer der wenigen historiografischen Beiträge in diesem Band ziehen *Elke Kleinau* und *Christoph Piske* eine bisher unerschlossene Quelle zur Diskussion von „Children Born of War“ heran: Anhand einer 1995er-Umfrage von Nachkommen aus niederländisch-deutschen Beziehungen während des Zweiten Weltkrieges analysieren die beiden Autor*innen die familiäre Normalitätskonstruktion, die dem wis-

senschaftlichen Fragebogen zugrunde liegen. Entlang von wissenschaftlichen sowie gesellschaftlichen Diskursen zu fürsorglichen Männlichkeiten („Caring Masculinities“) in der Migrationsgesellschaft stellt *Michael Tunç* theoretische Überlegungen an, um ethnisierende und rassifizierende Normalitätsdiskurse zu vergeschlechtlichten Elterlichkeiten im Allgemeinen und Väterlichkeiten im Spezifischen zu dekonstruieren. Während Kinderwunsch weiterhin normativ wirksam ist, werden v.a. Menschen mit Lernschwierigkeit aus dieser Normalitätsvorstellung ausgeschlossen, da ihnen (wie bei Beeinträchtigungen so oft) eine Asexualität zugeschrieben wird (Köbsell 2010: 21). Entlang von Interviews zur *Begleiteten Elternschaft* diskutiert *Kadidja Rohmann* gelebte Familienkonzepte und Erfahrungen von Ableismus in diesem Kontext.

Wie schon der Sektionstitel ausdrückt, betrachten die einzelnen Beiträge in „Familien und Technologien“, wie Kommunikations-, Unterhaltungsmedien, aber auch andere Technologien auf verschiedenste Weise das Verhältnis von Familienkonstruktionen und Normalität beeinflussen. In dem einführenden Artikel analysiert *Diana Dreßler* die Rolle, die Medien in den Aushandlungsprozessen von familialer Normalität bei transstaatlicher Mutterschaft einnehmen. Entlang der Konzepte des *doing* und *displaying family* wird diskutiert, wie ihre Interviewpartnerinnen, bolivianische Mütter, die in Spanien arbeiten, mittels *Skype* und *facebook* versuchen, „gute Mutterschaft“ zu performieren. Wurden Reproduktionstechnologien anfänglich noch von *Queer-Theoretiker*innen* und Autor*innen der *disability studies* als dekonstruktivistische Chance begrüßt, heteronormative Strukturen zu reflektieren und zu dezentralisieren (Kalender 2012: 198), zeigt *Sarah Dionisius* anhand von Interviews mit lesbischen bzw. queeren Frauen*-Paaren auf, wie die Rahmenbedingungen der anbietenden Institutionen normative Vorstellungen von Familie als Linse abermals ins Zentrum rücken. In dem abschließenden Artikel öffnet *Cornelia Schadler* die Herangehensweisen, indem mit neomaterialistischer Perspektive die Rolle betrachtet wird, die Dinge in familialen Sozialisationsprozessen spielen. Kritisch gegen einen anthropozentrischen Blickwinkel wird Dingen in dem Text nicht nur eine Teilhabe, sondern eine Mit-Elternschaft zugesprochen, da sie an dem spezifischen Formen der Kinder als Entitäten maßgeblich beteiligt sind.

*An dieser Stelle möchten wir uns bei den Autor*innen für ihr Engagement und die interessanten Beiträge bedanken. Ein besonderer Dank geht an Christina Wolber für ihr detailliertes Lektorat, deren tatkräftige Unterstützung viel zum Entstehen dieses Bandes beigetragen hat.*

Literatur

- Archard, David (2015): Das Ende der Familie? Zur Bedeutung der biologischen Verwandtschaft. In: Betzler, Monika/Bleisch, Barbara (Hrsg.): *Familiäre Pflichten*. Berlin: Suhrkamp Verl., S. 57-86.
- Bohn, Cornelia (2003): Mediatisierte Normalität. Normalität und Abweichung systemtheoretisch betrachtet. In: Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut (Hrsg.): *„Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe*. Heidelberg: Synchron, S. 39-50.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Carson, John (2003): Abnormal Minds and Ordinary People. American Psychologists Discover the Normal. In: Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut (Hrsg.): *„Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe*. Heidelberg: Synchron, S. 85-100.
- Collins, Patricia Hill (1998): It's all in the Family: Intersections of Gender, Race, and Nation. In: *Hypatia* 13, 3, S. 62-82.
- Desjardins, Michel (2012): The Sexualized Body of the Child. Parents and the Politics of 'Voluntary' Sterilization of People Labeled Intellectually Disabled. In: McRuer, Robert/Mollow, Anna (Hrsg.): *Sex and Disability*. Durham, London: Duke Univ. Press, S. 69-85.
- Diabeté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin/Dorbritz, Jürgen/Lux, Linda (2018): Familie XXL. Leitbild Kinderreichtum? In: Schneider, Norbert F./Diabeté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich Verl., S. 171-190. Doi: 10.3224/84740663.
- Dorbritz, Jürgen/Ruckdeschel, Kerstin (2018): Heirat, Haus, Kinder? Leitbilder der Familiengründung und der Familienerweiterung. In: Schneider, Norbert F./Diabeté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich Verl., S. 133-154. Doi: 10.3224/84740663.
- Duggan, Lisa (2003): *The Twilight of Equality? Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy*. Boston: Beacon Press.
- Edelman, Lee (2005): *No Future. Queer Theory and the Death Drive*. 2. Aufl. Durham, London: Duke Univ. Press.
- Finch, Janet (2007): Displaying Families. In: *Sociology* 41, 1, S. 65-81.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*. Stuttgart: Klett, S. 363-393.
- Jurczyk, Karin (2014): Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hrsg.): *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 50-70.
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (2014): *Doing Family als neue Perspektive auf Familie. Einleitung*. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen,

- Barbara (Hrsg.): *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist.* Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 7-48.
- Kalender, Ute (2012): *Queere Potentiale? Zur Queerness von Reproduktionstechnologien aus der Perspektive materialistischer Feminismen und kritischer Disability Studies.* *Feministische Studien* 30, 2, S. 198-211. Doi: 10.1515/fs-2012-0205.
- Kelle, Helga (2013): *Normierung und Normalisierung der Kindheit. Zur (Un)Unterscheidbarkeit und Bestimmung der Begriffe.* In: Kelle, Helga/Mierendorff, Johanna (Hrsg.): *Normierung und Normalisierung der Kindheit.* Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 15-37.
- Köbsell, Swantje (2010): *Gendering Disability. Behinderung, Geschlecht und Körper.* In: Jacob, Jutta/Köbsell, Swantje/Wollrad, Eske (Hrsg.): *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht.* Bielefeld: Transcript, S. 17-33.
- Lenz, Karl (2016): *Familien.* In: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hrsg.): *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. 2. überarb. Aufl.* Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 166-202.
- Link, Jürgen (2006): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird.* 3. überarb. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut (2003): *Zur Einleitung. ‚Normalität‘ im Diskursnetz soziologischer Begriffe.* In: Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut (Hrsg.): *‚Normalität‘ im Diskursnetz soziologischer Begriffe.* Heidelberg: Synchron, S. 7-22.
- Lück, Detlev/Ruckdeschel, Kerstin: *Was ist Familie? Familienleitbilder und ihre Vielfalt.* In: Schneider, Norbert F./Diabeté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben.* Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich Verl., S. 61-76. Doi: 10.3224/84740663.
- Lüscher, Kurt (1995): *Was heißt heute Familie? Thesen zur Familienrhetorik* In: Gerhardt, Uta/Hradil, Stefan/Lucke, Doris/Nauck, Bernhard (Hrsg.): *Familie als Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensformen.* Opladen: Leske+Budrich, S. 51-65.
- Marbach, Jan H. (2008): *Die Familie als Forschungsthema – ein Auslaufmodell? Zur Aktualität des Familienbegriffs in der Familienforschung und Ansätze zu einer Neufassung.* In: Bien, Walter/Marbach, Jan H. (Hrsg.): *Familiale Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurvey.* Wiesbaden: VS Verl., S. 13-41.
- McRobbie, Angela (2010): *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes.* Wiesbaden: VS Verl.
- Meyer, Thomas (2011): *Private Lebensformen im Wandel.* In: Geißler, Rainer: *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zu Vereinigung.* 6. Aufl. Wiesbaden: VS Verl., S. 331-357.
- Morgan, David (1996): *Family Connections.* Cambridge: Polity Press.
- Nave-Herz, Rosemarie (2010): *Die Familie im Wandel.* In: Faulbaum, Frank/Wolf, Christof (Hrsg.): *Gesellschaftliche Entwicklungen im Spiegel der empirischen Sozialforschung.* Wiesbaden: VS Verl., S. 39-57.
- Nave-Herz, Rosemarie (2012): *Familie im Wandel? Elternschaft im Wandel? In: Böllert, Karin/Peter, Corinna (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit.* Wiesbaden: Springer VS, S. 33-49.

- Nave-Herz, Rosemarie (2018): In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick. Wiesbaden: Springer VS, S. 119-147.
- Nohl, Arnd-Michael (2013): Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich. Neue Wege der dokumentarischen Methode. Wiesbaden: Springer VS.
- Oelkers, Nina (2012): Familialismus oder die normative Zementierung der Normalfamilie. Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe. In: Böllert, Karin/Peter, Corinna (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 135-154.
- Peter, Corinna (2012): Familie – worüber sprechen wir überhaupt? In: Böllert, Karin/Peter, Corinna (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 17-32.
- Rieger-Ladich Markus (2017): Emanzipation als soziale Praxis. Pierre Bourdieu in der Kritik – und ein Versuch, ihn weiterzudenken. In: Rieger-Ladich, Markus/Grabau Christian (Hrsg.): Pierre Bourdieu. Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: Springer VS, S.335 – 362.
- Rose, Gillian (2010): Doing Family Photography. The Domestic, the Public and the Politics of Sentiment. Farnham, Burlington: Ashgate.
- Schondelmayer, Anne-Christin (2012): Rekonstruktion von interkultureller Handlungskompetenz anhand biographisch-narrativer Interviews mit Auslandskorrespondent/innen und Entwicklungshelfer/innen. In: ZQF 13, 1-2, S. 173–189.
- Stelzig-Willutzki, Sabina/Weidtmann, Katja (2018): Zur Geschichte der Familienwissenschaft in Deutschland. Eine Skizze. In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick. Wiesbaden: Springer VS, S. 43-72.
- Walgenbach, Katharina (2011): Intersektionalität als Analyseparadigma kultureller und sozialer Ungleichheiten. In: Bilstein, Johannes/Ecarius, Jutta/Keiner, Edwin (Hrsg.): Kulturelle Differenzen und Globalisierung. Herausforderungen für Erziehung und Bildung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 113-130.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: Transcript.
- Wonneberger, Astrid/Stelzig-Willutzki, Sabina (2018): Familie. In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick. Wiesbaden: Springer VS, S. 489-511.

Familie, Herkunft und Normalität

Anne-Christin Schondelmayer

Einleitung

Herkunft spielt im Alltag, in öffentlichen Diskursen sowie in erziehungs- und bildungswissenschaftlichen Forschungen und pädagogischer Praxis häufig eine dominante Rolle. Damit gehen Vorstellungen von Zugehörigkeit, kulturellen Praxen, Selbstverständlichkeiten und bestimmten Ressourcen einher. Herkunft – so scheinen sich viele in Wissenschaft und Alltag einig zu sein – sagt etwas darüber aus, wer wir sind, und teils auch, wer wir sein können. Unterschiedliche Aspekte von Herkunft werden dabei bedeutsam: Verwandtschaftliche, biologische bzw. genetische, geographische, soziale, teils auch religiöse. Nicht alle spielen im gleichen Maße explizit für Erziehungswissenschaft und Pädagogik eine Rolle, jedoch fließen sie in der Konzeption von Herkunft als familiärer Herkunft zusammen.

Nahezu unreflektiert wird das Aufwachsen von Menschen mit einem Aufwachsen in einer Familie assoziiert. Biologische Voraussetzungen für die Zeugung eines Kindes, kirchliche Heiratsregeln,¹ die Notwendigkeit der relativ langen Brutpflege für Menschenkinder sowie rechtliche Rahmenbedingungen lassen (heterosexuelle) Familien als natürlich erscheinen. Die Vorstellung, dass in dieser Konstellation Pflege und Erziehung von Kindern am besten gewährleistet ist, wurde hegemonial und normativ leitend. Diese selbstverständliche Bezugnahme findet sich auch in Erziehungswissenschaft und Pädagogik wieder. Familien tauchen dabei v.a. als Orte der Sozialisation mit spezifischen Ressourcen auf. Eine der dominantesten Fragen ist dabei jene nach der ‚Passung‘ von Herkunft(sfamilien) und pädagogischen Institutionen. Trotz sozialer Veränderungen und damit einhergehender Neukonzeptualisierung von Familien im Zusammenhang mit Geschlecht, Berufstätigkeit, Sexualität, Ehe oder auch Migration ist die pädagogische und erziehungswissenschaftliche Bezugnahme nicht nur durch die Gesetzgebung, doch meist auch von Vorstellungen einer ‚normalen Familie‘ und damit auch von ‚abweichenden Familien‘ geprägt. Wenn hegemoniale Vorstellungen von Familie auf differente Erfahrungen, Praktiken und Konstellationen treffen,

1 So zumindest die These von Schulz et al. (2018) bezüglich der Rolle der katholischen Kirche zur Entstehung der Kleinfamilie.

wird eine selbstverständlich und auch natürlich geltende Ordnung herausgefordert. Vor diesem Hintergrund reflektiert der Beitrag den selbstverständlichen Bezug auf Familie in Pädagogik, Erziehungswissenschaft und Gesellschaft, um aufzuzeigen, wie Familie auf unterschiedlichen Ebenen hergestellt wird und was Familie ausmacht.

Dabei gehe ich zunächst auf die Konzeptionen von Herkunft und Familie, insbesondere in erziehungswissenschaftlichen Fragen und pädagogischen Institutionen, und in weiterer Folge auf eine damit verbundene Diskussion von ‚Passung‘ ein. Dann wende ich mich den Fragen zu, was Familie-Sein bedeutet und wie Familie hervorgebracht wird. Abschließend diskutiere ich die Bedeutung und Funktion von Familie und plädiere für eine Erweiterung der bestehenden (erziehungswissenschaftlichen und gesellschaftlichen) Perspektiven auf Fürsorge- und Solidarbeziehungen.

Herkunft

Woher wir kommen, was uns zu der Person gemacht hat, die wir heute sind, sind Fragen, die viele Menschen früher oder später aus unterschiedlichen Gründen interessieren.² Der Bezug auf und die Auseinandersetzung mit Herkunft erfolgt dabei u.a. aus einer Sehnsucht nach Vergangenem, nach Eindeutigkeit und Erklärung, der Suche nach Gemeinsamkeit oder auch Differenzen. Herkunft verortet Menschen zu anderen Menschen und Orten.³

- 2 Aktuell scheint es etwa einen Trend zu sein, die genetische Herkunft zu bestimmen. Das US-amerikanische Unternehmen *23 and me* (<https://www.23andme.com/>) hat bis ins Jahr 2014 genetische Informationen von über 750.000 Personen erhalten, die eine DNA-Analyse zur Bestimmung ihrer Herkunft und möglichen genetischen Gesundheitsrisiken kauften. Das Konkurrenz-Unternehmen *AncestryDNA* wirbt mit über 15 Millionen Kund*innen, die sich von der Familiengeschichte in der eigenen DNA überraschen ließen (vgl. <https://www.ancestry.de/>). Diese inzwischen auch in die Kritik geratenen Unternehmen sowie jene (etwa Krankenversicherungen), an welche die Daten weiterverkauft werden (siehe: <https://bigbrotherawards.de/2019>), scheinen einen Nerv der Zeit getroffen zu haben: Nämlich den Wunsch nach eindeutiger Bestimmung von Zugehörigkeit und letztlich auch Vorhersehbarkeit (bspw. von Krankheiten) [Zugriff: 20.11.2019].
- 3 Die Abstammung, bildlich etwa in Familienstammbäumen ablesbar, verortet einen Mensch zu anderen Personen, den Verwandten, und auch im sozialen Raum. Ebenso sind der Geburtsort und die geographische Herkunft ein weiterer Aspekt der sozialen Verortung. Am Beispiel (historischer) Stammbäume zeigt sich, dass weder allein die biologische Abstammung noch das konkret gelebte ‚Familienleben‘, also die Beziehungen, über Zugehörigkeit und damit etwa über Erbensprüche entscheidet. Denn hier werden weitere formalisierte Kennzeichen wie Geschlecht oder Ehe der Eltern ausschlaggebend. Sogenannte außereheliche Kinder und auch Mädchen waren lange Zeit bzw. sind teilweise immer noch in der Erbfolge nicht vorgesehen bzw. tauchen nicht auf.

Derartige Verortungen finden sowohl auf einer Ebene von Zugehörigkeitsfiktionen und -erfahrungen als auch auf einer rechtlich-materiellen Ebene statt. Entlang der Frage, wo jemand herkommt bzw. von wem jemand abstammt, werden Rechte und Pflichten zugeteilt oder verwehrt. Eine Kategorisierung und Verortung entlang regionaler, ethnischer, familiärer und sozialer Herkunft erfolgt häufig nicht entlang konkreter Lebenspraxen, sondern von bestimmten Vorstellungen, rechtlichen Gebilden und ökonomischen Ressourcen. Diese Fiktionen und Setzungen produzieren eine scheinbare Eindeutigkeit mit starker Wirkmächtigkeit, etwa als „fraglose natio-ethno-kulturelle Mitgliedschaft“ (Mecheril 2002: 112), die auch familiär konturiert ist. Fragen und Adressierungen anderer Menschen und Institutionen nach der Herkunft tragen dazu bei, dass Herkunft – insbesondere für bestimmte Personen(gruppen) – ein lebenslanges Thema bleibt. Hinter den Fragen steht die Vorstellung, dass die Information über die Herkunft wichtige Informationen bereithält, um die befragte Person zu erkennen oder zu verstehen.⁴

Dabei wird Herkunft als natürlich und schicksalhaft verstanden, als unkündbar, in manchen Fällen selbst als unentrinnbar, da das Hineingeboren-Werden in eine Familie/soziale Gruppe sowie Lage als nicht-intentional, zugleich zeitlich abgeschlossen und damit unveränderlich konzipiert ist. Ausgeblendet bleiben dabei die sozialen Konstruktionen, die der scheinbar eindeutigen Herkunft unterliegen.⁵ In dieser Hinsicht entspricht die Frage nach der Herkunft – ob unschuldig oder vorurteilsbehaftet – einem Bedürfnis nach Eindeutigkeit und Zuordnung.⁶

Ein weiterer Aspekt in der Auseinandersetzung mit Herkunft ist sicherlich auch ein Erkennen, dass trotz der Omnipräsenz von Individualitäts- und Autonomieversprechen und -erwartungen in der Moderne (Wahl 1989) Subjekte feststellen und anerkennen (müssen), dass ihr Sein mit anderen Menschen verbunden und durch bestimmte soziale Lagen, historische Zeiten und geographische Bedingungen, aber auch Erziehung geprägt ist. Dies kann zu einem Bewusstsein von Gemeinsamkeiten und Unterschieden führen, aber auch unreflektiert geschehen. Herkunft ist dann als Verbundenheit und Nor-

- 4 Hier drücken sich sowohl die Suche nach Gemeinsamkeiten, etwa der gleiche Geburtsort, der gleiche Beruf der Eltern oder ähnliches, als auch Differenzmarkierungen aus. Gemeinsamkeiten können unmittelbares Verstehen oder eine Verstehensfiktion evozieren, so dass etwa die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie, einer ethnischen Gruppe oder einem Clan (siehe etwa Bakonyi/Stuvøy 2005) einen Vertrauens- oder auch Misstrauensvorschluss hervorruft.
- 5 Besonders offensichtlich wird das etwa bei DNA-Analysen, die regionale Herkunft an heute existierende Staaten festmachen und dabei weder Migrationsbewegungen noch Nationalstaatengründung als Phänomene und Konstrukte berücksichtigen.
- 6 Dass scheinbar eindeutige Abstammungszuordnungen bis hin zur systematischen Vernichtung bestimmter ‚identifizierter‘ Menschen führen kann, ist Teil der deutschen Geschichte und entsprechende Begehren nach Eindeutigkeiten zur Klärung der (rassifizierten) Herkunft sollten mehr als hellhörig machen.

malität präsent, die sich durch die Weltaneignung in der kindlichen Entwicklung ergibt.⁷

Neben dem Wunsch der eindeutigen Zuordnung (v.a. von anderen Menschen) existiert der Wunsch (insbesondere bezüglich der eigenen Person), nicht völlig von seiner Herkunft determiniert zu sein. In Pädagogik und Erziehungswissenschaft werden sowohl Zuordnungen als auch das Erfassen von speziellen Sozialisationsbedingungen relevant. Als Disziplin, welche sich durch die Annahme einer grundsätzlichen Veränderbarkeit des Menschen durch Lernen und Bildung auszeichnet, muss sie einer deterministischen Vorstellung von Herkunft kritisch gegenüberstehen. Tatsächlich durchzieht (zumindest implizit) die Debatte um Chancengerechtigkeit im deutschen Schulsystem der Anspruch, dass Herkunft für Bildungserfolg keine Rolle spielen sollte (vgl. Blossfeld et al. 2019).

Soziale Herkunft und Familie

Die seit Jahren bestehenden Befunde, dass Schüler*innen bestimmter sozialer Herkunft (nämlich aus armen sowie aus migrantischen Familien) im deutschen Schulsystem benachteiligt sind, ruft verschiedene Erklärungsansätze und teils auch Empfehlungen hervor. Im Zuge der deutlichen Zahlen der internationalen Vergleichsstudien von PISA und TIMSS ab den 2000er Jahren rückte die soziale Verortung von Kindern – entgegen individualistischen Erklärungen, welche mit zunehmender Verfestigung neoliberaler Tendenzen in Mitteleuropa dominieren – wieder stärker in die Diskussion. Sie zeigen, dass im internationalen Vergleich in Deutschland die soziale Herkunft in besonders hohem Maß den Bildungserfolg bestimmt, und machen diese Korrelation erklärungsbedürftig – doch die Erklärungsansätze hierfür variieren: Blicken die einen verstärkt auf die Organisation von Bildung, teils auch auf institutionalisierten Rassismus (vgl. u.a. Gomolla/Radtke 2002), wenden andere den Blick auf mögliche Defizite, Variablen bzw. spezifische Orientierungen in den Herkunftsmilieus resp. -familien der Schüler*innen (vgl. u.a. Gniewosz/Walper 2017).

Auch hier zeigt sich, dass Herkunft eng an familiäre Herkunft geknüpft ist, wenn bspw. der Bildungsabschluss oder das Einkommen der Eltern erfragt wird (vgl. OECD 2018). Familie gilt als Ort der Primärsozialisation, da diese mit einer gewissen Dauerhaftigkeit, Unkündbarkeit und auch Verfügungsgewalt (GG Art. 6, Abschnitt 2) ausgestattet ist,⁸ also davon ausgegan-

7 Sie kann auch einer Schuldentlastung dienen, wenn auf unbeeinflussbare Phänomene (wie Gene oder frühkindliche Erfahrungen) Bezug genommen wird.

8 GG Artikel 6, Abschnitt 2: „Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemeinschaft“.

gen wird, dass Kinder größtenteils durch eine familiäre Situation geprägt werden. Dabei dominieren in Erziehungswissenschaft und Pädagogik zwei zentrale Perspektiven den Bezug auf soziale Herkunft und Familie: Zum einen ein Blick auf die Entstehung spezifischer alltäglicher Praxen bzw. Habitus und zum anderen einer auf verfügbare Ressourcen. Beides ist dabei nicht losgelöst von der sozialen Klasse und wird schließlich in der Bildungsforschung hinsichtlich der ‚Passung‘ zum Schulsystem untersucht oder in der Sozialen Arbeit hinsichtlich möglicher Unterstützungen von Familien herangezogen.

Herkunft, Familie und Norm in Erziehungswissenschaft und Pädagogik

In der Erziehungswissenschaft, konkret in der Bildungsforschung, lassen sich daher grob zwei Perspektiven auf Herkunft und Familie unterscheiden,⁹ die in der Beschäftigung mit dem Phänomen der Bildungsungleichheit sowie dem Thema der ‚Passung‘ zwischen Organisation und Familien offensichtlich werden. Die eine Perspektive sieht in der Organisation des Bildungssystems und insbesondere in der frühen Selektion den Grund, warum Arbeiter*innenkindern und Kindern von Migrant*innen trotz gleicher Leistungen nicht dieselben Bildungschancen wie Akademiker*innenkindern offenstehen (vgl. Faust/Roßbach 2014). In dieser Ausrichtung geraten Formen institutioneller Diskriminierung in den Blick, die es von Seiten der Organisationen und der Politik zu beseitigen gilt. Das Problem ist damit in der Gestaltung der Gesellschaft verortet und nicht bei einzelnen Personen(gruppen) (vgl. u.a. Gomolla 2013; Berger/Kahlert 2013). Dagegen analysiert die andere Perspektive verstärkt Herkunftsbedingungen, wie bspw. den Sprachgebrauch in der Herkunftsfamilie (vgl. Faust/Roßbach 2014), aber ebenso sozialisatorische Aspekte. Auch die Informiertheit oder Uninformiertheit der Eltern bezüglich des Schulsystems wird herangezogen, um die sogenannten „Herkunftseffekte“ zu erklären (vgl. Blossfeld et al. 2019).

Bildungserfolg oder -misserfolg und Bildungsteilhabe werden also eng mit sozialer Herkunft verbunden, sodass Herkunft zu einem, wenn nicht dem zentralen Faktor im Bildungswesen wird. In der zweiten Perspektive, mit Fokus auf Sozialisationsbedingungen und Ressourcen in Elternhäusern, treten weniger soziale Lagen als gesellschaftliche Phänomene als konkrete Handlungsziele in den Vordergrund, etwa die Kompensation von (vermeintlichen) Defiziten bzw. eine gezielte Förderung bei Benachteiligten (vgl. Frank/Sliwka 2016). Mit diesem Ressourcenblick werden „kognitive Fähigkeiten“ (Maaz et al. 2007) im Elternhaus, Eltern als Rollenvorbilder, das „Familien-

9 In der Sozialen Arbeit finden sich noch weitere Perspektiven auf Familie (vgl. u.a. Oelkers et al. 2010 sowie die Artikel von Riegel, Rein und Schröder in diesem Band).

klima“, ein „schulbezogenes Verhalten“ der Eltern, ihre „Überzeugungen“ sowie die „Lernumgebung“ (Gniewosz/Walper 2017), aber auch Wohnort, Bildungsabschluss der Eltern, Bücher im Haushalt und das Haushaltseinkommen als relevante Faktoren untersucht (vgl. Freeman et al. 2014). Dabei wird das lernende Kind als durch ein soziales Feld, insbesondere durch Eltern und Familie, sozialisiert gedacht, welches sich begünstigend oder benachteiligend für Bildungsteilhabe und Schulerfolg auswirke. Soziale Faktoren, wie bspw. Armut und Wohnort, als Sozialisationsbedingungen klingen dabei mitunter nicht als Folgen gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse, sondern als Versagen der Eltern und Familien, die die falschen Entscheidungen treffen und ihrer Rolle als „Zulieferer für die Schule“ (Schmidt-Wenzel 2016: 287) nicht gebührend nachkommen.

Bleiben in den vornehmlich quantitativen Analysen von primären, sekundären und tertiären Herkunftseffekten das *Wie* dieser Bedingungen und Strukturen zumeist unterbelichtet, liegt mit Bourdieus Habitustheorie ein Ansatz vor, das Hineinwachsen in ein bestimmtes Milieu auch auf handlungspraktischer, sogar körperlicher Ebene zu erfassen. Nach Bourdieu erwerben Kinder im Alltag, primär durch Nachahmung in der Familie, milieuspezifische Wahrnehmungs-, Denk-, Urteils- und Handlungsschemata (vgl. Bourdieu 1987). Es ist Bourdieus Verdienst, zwischen Klassenlage und konkretem Handeln eine Verbindung herzustellen und deutlich zu machen, wie sich soziale Lage in den Menschen und ihren Handlungen manifestiert. Ein Teil der Studien, welche sich mit dem ‚Passungsverhältnis‘ von Schüler*innen und Schule beschäftigen, sehen in dieser Milieugebundenheit der Edukand*innen die Erklärung für besseres oder schlechteres Abschließen im Erziehungssystem (vgl. Deppe 2017: 374). In der Schule herrsche ein bildungsbürgerlich akademisches Verständnis, so die Analyse, und vermutlich auch ein deutsches/weißes (wobei dies weniger thematisiert und kaum differenziert wird), welches implizit von Schüler*innen bestimmte Umgangsformen verlange, welche Kinder aus anderen Milieus nicht verstehen bzw. bedienen könnten (vgl. u.a. Ecarius et al. 2011). Die Institutionen des Bildungssystems honorieren diese herkunftsspezifischen Gewohnheiten und Wahrnehmungsweisen sehr unterschiedlich. Sie sorgen damit dafür, dass das kulturelle Erbe der einen im Bildungssystem zum Privileg wird und jenes der anderen zum Handicap. Damit wird aber nicht nur eine chancenungleiche Bezugnahme realisiert, indem „alle ein Spiel mitspielen müssen, das unter dem Vorwand der Allgemeinbildung eigentlich nur für Privilegierte bestimmt ist“ (Bourdieu/Passeron 1971: 39), sondern zugleich wird diese Bedeutung der sozialen Herkunft für den Bildungserfolg ideologisch verschleiert, wodurch soziales Privileg in ‚Begabung‘ und ‚individuellen Verdienst‘ umgedeutet werden kann (vgl. ebd.: 54). Misserfolg erscheint dann dagegen nicht als sozial bestimmt, sondern als Ausdruck fehlender Leistungsfähigkeit, Begabung und Anstrengungsbereitschaft (Kramer 2017: 189).

Festzuhalten bleibt, dass in der Perspektive auf Sozialisation und Ressourcen Herkunft primär als familiäre Herkunft gedacht wird und die Kapitalarten, die einer Familie zur Verfügung stehen, vornehmlich in nur einer Beziehung zu Institutionen thematisiert wird: Die der ‚Passung‘.

Wenn in der Erziehungswissenschaft Primärsozialisation also dominant als familiäre Sozialisation gedacht und konzeptualisiert wird, dann bleibt in den Analysen und auch der pädagogischen Praxis wenig Raum für alternative Lesarten. Dies hat zur Folge, dass Konzepte an Grenzen stoßen, wenn Pädagog*innen es mit Familienkonstellationen, Beziehungsgefügen und Lebenslagen zu tun haben, die nicht dieser Annahme entsprechen – etwa wenn Menschen in verschiedenen Familien aufgewachsen sind, in keiner oder in einer armen und später reichen Familie bzw. umgekehrt oder auch über Jahre (etwa durch Flucht und Migration) keine festen (familiären) Bezüge vorhanden sind. In der Regel bleibt dann in der Analyse und in der pädagogischen Wahrnehmung und Intervention allein die Konstatierung einer Abweichung, eines (zu kompensierenden) Mangels oder eine Fokussierung auf einen anderen Aspekt der Persönlichkeit. Andere „Beziehungsweisen“ (Adamczak 2017) werden nicht oder als weniger bedeutend erachtet.

Letztlich wirft die Fokussierung auf das ‚Passungsproblem‘ in weiterer Folge die Fragen auf, wer warum nicht passt und auch wer an wen oder was angepasst werden soll. Selbst bei einer resignierenden Feststellung, dass das eine eben nicht zum anderen passe, bleibt eine implizite (und manchmal gar nicht so implizite) Vorstellung bezüglich der Norm oder auch des Normalen.

Wie Schmidt für die Soziale Arbeit herausgearbeitet hat, sind Perspektiven auf Klient*innen, und hier seien auch Edukand*innen ergänzt, in Anlehnung an Link (2006; hierzu auch Fitz-Klausner/Schondelmayer/Riegel in diesem Band) entlang des Normalen als zentraler Gesellschaftskategorie aufgespannt (vgl. Schmidt 2012). Diese „Blicklogiken“ sind als implizit zu verstehen, die sich in Prozessen der Mimesis und der Habitusgenese entwickeln und von Diskursen beeinflusst werden. Zu unterscheiden sind feste Vorstellungen von Normalität und Abweichung von tendenziell flexiblen. Während letztere die eigene Wahrnehmung nicht absolut setzen, erhalten erstere den Status des Normativen (vgl. Schmidt 2012: 71). Trotz Verschiebungen in den Vorstellungen dessen, was ‚normal‘ ist, bleibt ‚das Normale‘ ein zentraler Bezugspunkt – und im Kontext von Familien nicht nur hinsichtlich der Konstellationen, sondern verstärkt hinsichtlich der „Lebensführung“ (Oelkers et al. 2010: 24). An Eltern werden vielfältige Erwartungen gerichtet, die Oelkers et al. als „längst überwunden geglaubte Normierungs- und Disziplinierungsbestrebungen“ (ebd.: 27) bezeichnen.

Für das Passungsverhältnis stellt sich darüber hinaus die Frage, auf welcher Erkenntnis eine vermeintliche Diskrepanz beruht. Dies können konkrete Erfahrungen, differente Praxen, Bezugnahmen auf wissenschaftliche Studien, aber auch Vorannahmen und -urteile sein. Die oben genannte Studie

von Gomolla/Radtke (2002) zeigt beispielhaft auf, auf welche (hegemoniale) ‚Wissensbestände‘ Lehrkräfte zurückgreifen, um organisationale Entscheidungen (bspw. eine Schulempfehlung) zu legitimieren. Dort heißt es dann etwa:

„Vermutlich könnte Hasan in seinem Heimatland unter optimalen Bedingungen die Anforderungen des Hauptschulniveaus erfüllen. Da er jedoch hier erschwerten Umweltbedingungen ausgesetzt ist, reicht seine Kapazität nicht aus, um Sprachdefizite zu kompensieren“ (Gutachten 6: Testdurchführung und Interpretation; marokkanischer Junge; Empfehlung: SOLB; zit. nach Gomolla/Radtke 2009: 204).

Unter „Umweltbedingungen“ wird u.a. die gesprochene Sprache in der Familie subsumiert, die nicht Deutsch ist.

Die herrschende, und meist wenig reflektierte, Fokussierung auf familiäre Herkunft und damit verknüpfte Vorstellungen von Normalität stellen m.E. für die Erziehungswissenschaft eine Herausforderung dar, da sie Erkenntnisprozesse und Handlungsmöglichkeiten auf eine Art und Weise engführen können, die den eigenen Ansprüchen – etwa nach Chancengerechtigkeit – kaum genügen können. Das soziale Feld der Bildung, das macht Bourdieu mit seinem Feldkonzept deutlich, ist durchdrungen von Macht- und Herrschaftseffekten und zeigt sich u.a. in Kämpfen um Interessen und Deutungshoheiten, also auch darum, was ‚normal‘ und was ‚abweichend‘ ist. Letztlich sind die darin Tätigen ebenso in ihnen verstrickt (vgl. Bremer 2012: 835).

Familie-Sein – Familie-Tun

Norm und Ideal

In der Bezugnahme auf Herkunft ist zugleich immer auch eine Bezugnahme auf Herkunftsfamilie gedacht, denn selbstverständlicher Bezugspunkt von sowohl erziehungswissenschaftlicher Forschung als auch pädagogischer Praxis ist die Kleinfamilie. Gisela Notz (2015) spricht von einer „familistischen Ideologie“ (Notz 2015: 13), welche einem Mythos unterliegt. Ein Mythos, so die Kritikerin, der zum Maß idealisiert wurde. Mythos deshalb, weil hier klassenspezifische und rassifizierte Aspekte unberücksichtigt bleiben, und Maß deshalb, weil alle anderen Lebensformen als defizitär, vorübergehend, nicht vollständig bzw. abweichend gedacht werden.

Der Spezifik von Familie in der Herstellung von Norm, Selbst, Staatsbürgerschaft und Nationalstaatlichkeit geht Pierre Bourdieu in seinen Ausführungen zu „Familiensinn“ nach und konstatiert, dass

„Familie als objektive soziale Kategorie (strukturierende Struktur) die Grundlage der Familie als subjektiver sozialer Kategorie (strukturierte Struktur) [sei], als mentaler

Kategorie, die Tausenden von Vorstellungen und Handlungen (zum Beispiel Eheschließungen) zugrunde liegt, die zur Reproduktion der objektiven sozialen Kategorie beitragen. Dieser Zirkel ist der Zirkel der Reproduktion der sozialen Ordnung“ (Bourdieu 1998: 129).

In seinen Ausführungen betont Bourdieu den staatlichen Herstellungscharakter von Norm durch Satzungsakte von Familie, die wiederum Einfluss auf Vorstellungen haben. Grundlegend, so Bourdieu, liegen dem Diskurs über Familie folgende Merkmale zugrunde: Die Erhaltung von Kultur, die Trennung zwischen privat und öffentlich sowie Beständigkeit und Kontinuität durch Vererbung (ebd.: 127). Familienverhältnisse wirken in ihrer amtlichen Definition „als die Konstruktions- und Bewertungsprinzipien jeder sozialen Beziehung“ (ebd.: 128) und nichts scheint schließlich natürlicher als Familie zu sein (vgl. ebd.: 130). Folge daraus ist, dass nicht nur ein Großteil der Individuen eine Familie anstreben, sondern auch, dass pädagogische Institutionen mit der Normalsetzung einer spezifischen Kleinfamilie operieren – selbst bei empirischen Verschiebungen bzgl. der Mehrheitsverteilungen. Obgleich die spezifische und letztlich auch mystifizierte Kleinfamilie eine quantitative Mehrheit bildet, sind Eltern-Kind-Gemeinschaften, die nicht diesem Bild entsprechen, zumindest statistisch gesehen, keine seltene ‚Ausnahme‘. Zu diesen Verschiebungen zählen etwa die Scheidungsquote¹⁰, die Zunahme der Anzahl alleinerziehender Personen,¹¹ der leichte Rückgang von Familien oder auch die Zunahme von Lebensgemeinschaften mit Kindern (vgl. Statistisches Bundesamt 2018b).

Dementsprechend wird in hegemonialen Vorstellungen von Familie, die als Zusammenschluss von Rechtsprechung, Idealvorstellungen und Mehrheitsverteilungen zu verstehen ist, ein Teil der Lebensrealitäten nicht oder nur als Abweichung von der Norm wahrgenommen. Anhand der Scheidungsstatistiken, Wiederverheiratungen und auch in Bezug auf Alleinerziehende lässt sich aber ebenfalls eine langsame Verschiebung von Normalitätsvorstellungen erkennen. So erweitert der achte Familienbericht (2012) die Faktoren, die Familie ausmachen, um „Solidarität, Wahlverwandtschaft und Elternschaft“ (ebd.: 4/5) neben Verantwortung, Sorge und Zuwendung. Inwiefern diese Verschiebungen von Normalitäten – im Sinne von vorfindbaren Häufigkeiten – zu veränderten Idealvorstellungen führen, muss offenbleiben und zwar nicht zuletzt, als da davon ausgegangen werden kann, dass das ‚Ideal der Familie‘ schon immer mehr Mythos und Symbol sowie auch politisches Instrument war als gelebte Praxis.¹² Die Mehrheitsverteilungen als deskripti-

10 1960 betrug die Scheidungsquote in Deutschland rund 10,66%, 2005 rund 51,92% und 2017 rund 37,67%, wobei davon die Hälfte der geschiedenen Ehepaare Kinder unter 18 Jahren hat (vgl. Statistisches Bundesamt 2018).

11 Im Jahr 2017 gelten 2,62 Millionen Personen in Deutschland als alleinerziehend (vgl. Statistisches Bundesamt 2018b).

12 Für eine ausführliche Auseinandersetzung zur Entstehungsgeschichte der „Paarungssee“ und ihrem Zusammenhang mit patriarchalen Familienkonzepten und spezifischen Ge-

ves Normales sagen uns ohnehin wenig bis nichts über die konkreten Lebensrealitäten in den mystifizierten, ‚normalen‘ Familien, inklusive Glück und Unglück, Ehebruch, Gewalt und Zwängen.¹³

Die scheinbar selbstverständliche und ‚natürliche‘ Familie, die als Norm dient, muss als Resultat symbolischer und praktischer Handlungen gesehen werden, die nur durch symbolische und praktische soziale Anerkennung hervorgebracht wird. Zugleich werden die Voraussetzungen, um etwa Familie zu sein, in Form von ‚Naturalisierungen‘ unsichtbar gemacht (vgl. Bourdieu 1998: 131). Denn nicht jede*r kann Familie sein und auch nicht jede Familie kann auf die soziale Anerkennung als Familie zählen, wie Bourdieu etwa in ‚Familiensinn‘ schreibt:

„Wer das Privileg hat, eine der Norm entsprechenden Familie zu haben, ist in der Lage, dies auch von allen anderen zu verlangen, ohne die Frage nach den Voraussetzungen (zum Beispiel ein gewisses Einkommen, eine Wohnung usw.) der Verallgemeinerung des Zugangs zu dem stellen zu müssen, was er als ein Universelles verlangt“ (ebd: 132).

Anerkennung

Mit Anerkennung ist dabei beides gemeint, denn beides tangiert erziehungswissenschaftliches Forschen und pädagogische Praxis: Sowohl die offizielle staatliche Anerkennung als Familie und damit verbundene Rechte als auch die soziale Anerkennung im Sinne der Wahrnehmung, des Erkennens und letztlich auch Achtens, wie die konkrete Lebenssituation ist und wie eben nicht. Im Zuge der Öffnung der ‚Ehe für alle‘ hat das Thema der staatlichen und sozialen Anerkennung von Liebespaaren, Familien und Fürsorgebeziehungen eine breite Diskussion entfacht. Butler sieht in diesen Kämpfen eine Auseinandersetzung darum, „welche Beziehungsformen durch den Staat legitimiert werden sollen“ (Butler 2011: 173). Mit der Legalisierung von bestimmten Verbindungen werden zugleich auch Bereiche der Illegitimität bekräftigt, was ein grundsätzliches Dilemma mit sich bringt, das nicht in eine Richtung aufgelöst werden kann. Das ist insofern von besonderem Interesse, als dass sich in hybriden Regionen der Legitimität und Illegitimität (Butler nennt sie ‚Unorte‘) Verschiebungen und Bewegungen ergeben und deren Anerkennung, einschließlich der Selbst-Anerkennung, äußerst prekär sind

schlechter- sowie Eigentumsverhältnissen sei die Lektüre ‚Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates‘ von Engels (1951) empfohlen.

- 13 Einen kleinen Einblick bietet – mit großen Einschränkungen – die Kriminalitätsstatistik zu häuslicher Gewalt, die besagt, dass jede vierte Frau mindestens einmal in ihrem Leben körperliche oder sexuelle Partnerschaftsgewalt erlebt hat (vgl. Bundeskriminalamt 2017). Hier ist auch die annähernd gleich hoch bleibende Gewalt gegen Kinder zu nennen, die laut der Kinderhilfe am häufigsten im sozialen Nahumfeld, in der Familie, geschieht (vgl. Becker/Büchse 2011).

(ebd.: 177). Zugleich geraten an diesen Orten Normalitäten praktisch in Bewegung.

Mit Bezug auf die Debatte um die Öffnung der „Ehe für alle“ in Frankreich weist Butler darauf hin, dass hier bereits ein Erkennen stattgefunden hat, dass bereits etwas in Bewegung geraten ist. Sie schreibt:

„Um die Grenzen dessen, was aner kennenswert ist, gegen das zu verteidigen, was sie in Frage stellt, muss man schon verstanden haben, dass die Normen, die eine solche Anerkennung regieren, bereits angefochten sind“ (Butler 2011: 185).

Zugleich arbeitet sie in ihrer Abhandlung ein zentrales Motiv der Ablehnung der Homo-Ehe heraus, welches um Adoption, reproduktive Medizin und damit um die Reproduktion von Kultur kreist und letztlich „von der Sorge um die Identität einer dominanten europäischen weißen Rasse“ (ebd.: 201) erfüllt ist.¹⁴ Alternative L(i)ebensformen werden dann, wenn es um Familie und Kinder geht, also um eine rechtliche Gleichberechtigung auch hinsichtlich von Erbschaft, von Teilen der Bevölkerung als Gefahr für die Erhaltung der Kultur wahrgenommen.¹⁵ Die naturalisierten Vorstellungen und rechtlichen Absicherungen der heterosexuellen Paar-Familie, die mit einer vermeintlich eindeutigen Herkunft des Kindes von einer Mutter und einem Vater einhergeht, werden als bedroht konzipiert. Eine Bedrohung, die nicht primär das Wohl des Kindes im Blick hat – denn, ob ein Kind geliebt und gut versorgt wird, steht nicht zur Debatte –, sondern die die selbstverständlichen Grundpfeiler der Ordnung einstürzen sieht. Das Kind wird dabei als „Chiffre politischer Auseinandersetzung“ (Schmincke 2015) instrumentalisiert.

Welche intergenerationale Gemeinschaft als Familie anerkannt wird, vom Staat, von pädagogischen Institutionen, von der Bevölkerung, divergiert. Während von staatlicher Seite ein fester Rahmen vorgegeben ist, kann sich die Einstellungen der Bevölkerung dazu abweichend verhalten. Dies zeigt sich etwa in den Zustimmungsraten zur „Ehe für alle“ (82,7%) im Jahr 2017 noch vor der rechtlichen Einführung in Deutschland (vgl. Küpper et al. 2017).¹⁶

14 Der Befund, dass es bei gleichgeschlechtlichen Paaren in den USA mehr „interracial couples“ gibt und dass gleichgeschlechtliche Eltern signifikant häufiger als gegengeschlechtliche Paare Kinder „across ethnic-racial lines“ adoptieren, mag dazu etwas beitragen (vgl. Farr et al. 2017).

15 Siehe hierzu etwa die Beiträge in Bereswil/Neuber (2011), in denen herausgearbeitet wird, wie entsprechende Krisendiskurse (etwa eines drohenden Untergangs des Abendlandes) gesellschaftliche Dynamiken als statisch konstruieren und damit eine Stabilisierung von hegemonialen Positionen, bspw. hinsichtlich hegemonialer Männlichkeit verfolgen.

16 Was diese Einstellungsabfragen methodisch nicht abbilden können, sind etwaige Unterschiede entlang von Klasse und ‚Race‘. Ebenso wenig wird aus ihnen ersichtlich, wie sich das Antwortverhalten in der konkreten Handlungspraxis mit Familien niederschlägt.

Doing Family

Familien, die (v.a. auf den ersten Blick) nicht der Norm entsprechen, sind in Bezug auf die Darstellung nach außen besonders gefordert. Was nach Jurczyk für alle Familien gilt, nämlich, dass es eine Herstellungsleistung ist, Gemeinsamkeit als Beziehungssystem herzustellen, ‚Care‘ zu erbringen (Jurczyk 2014: 118), bekommt eine besondere Bedeutung, wenn Ressourcen ungleich verteilt sind. Familien müssen im Alltag verschiedene Bedürfnisse der Mitglieder ausbalancieren, die Gemeinsamkeit konstruieren und schließlich auch als Familie erkenn- und lesbar sein („displaying family“) (ebd.: 128/129). Dabei ist, wie bereits mit Verweis auf Bourdieu deutlich gemacht wurde, die Binnenperspektive der Familie nicht losgelöst von der Perspektive öffentlicher oder kollektiver Akteure zu denken (vgl. ebd.: 132). Ob eine Familie als solche anerkannt wird, und wenn ja, ob sie als ‚normale‘ oder ‚abweichende‘ Familie gelesen wird, wird Teil des familiären Alltags, da eine strikte Trennung zwischen Innen und Außen keinesfalls gegeben ist. Zwar entstehen innerhalb des Familienalltags – wie auch immer er aussieht – familien- bzw. milieutypische Selbstverständlichkeiten und Orientierungen, und durch symbolische Praxen, wie bspw. Familienmahlzeiten, werden die Subjekte quasi magisch als Familienmitglieder angerufen (vgl. Audehm 2008: 126), die Außenwelt mit ihren Anforderungen bleibt aber niemals ganz außen vor. Dies zeigt sich beispielhaft in den von Kathrin Audehm untersuchten Tischgesprächen, in die „die symbolische Gewalt der Schule“ (ebd.: 142) einfließt. Die Praxen der intergenerationalen Gemeinschaften können daher als „Quellen der Neuordnung und Neujustierung des Familienalltags, die Raum für eine relative Autonomie der familialen Alltagspraxis, für eine praktische Reflexivität bieten“ (Müller 2016: 11), verstanden werden; eine Praxis, die auch in die Außenwelt wirkt. Das Tun von Familie kann dabei mehr oder weniger sichtbar sein und auch mehr oder weniger gezielt als (politischer) Widerstand gelebt werden. Dabei kann es sowohl um die Anerkennung von Care-Leistungen und differenten Lebensmodellen gehen als auch um ein grundlegendes Bedürfnis nach einem ‚normalen‘ und glücklichen Leben.

Jurczyk plädiert für einen praxeologischen Blick auf die Herstellung von Familie, auf die komplexen und voraussetzungsvollen Leistungen, aber eben auch deren Verschränkung mit politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, um so Familien bei der eigensinnigen Gestaltung ihrer Familie zu unterstützen (vgl. ebd.: 135). Zu reflektieren wäre dabei aber auch, wie in den Herstellungsprozessen von Familie ebenso jene von Hegemonie eingeflochten sind, im Kampf um die Anerkennung als Familie die Unterordnung unter eine derzeit vielleicht breitere, aber dennoch existente Normfamilie angelegt ist.

Familie wird rechtlich, diskursiv und praktisch durch öffentliche bzw. soziale Anerkennung hervorgebracht, in der mitverhandelt wird, wer zu einer

Familie gehört und wer nicht als auch wie ein Familienleben – bspw. an einem Wohnort – aussieht oder auszusehen hat. Dabei macht das Familie-Sein insbesondere aus, dass Sorgearbeit jenseits ökonomischer Tauschhandlungen geleistet wird. Da Familie-Sein auf Dauerhaftigkeit konzipiert ist, gehen damit Vorstellungen und Erwartungen an intergenerationale Verpflichtungen, die Sicherheit, einer bestimmten Gruppe von Menschen anzugehören, sowie die Einschreibung in eine ontogenetisch konzipierte Gemeinschaft, die durch Erbe, Tradierung und stillschweigende Übereinkünfte gekennzeichnet ist, einher. Familie-Sein und Familie-Tun bilden für die heranwachsenden Kinder einen zentralen Bezugspunkt für Normalitätsvorstellungen und Selbstverständlichkeiten, zu denen ggf. später mühsam in Reflexionsprozessen Distanz hergestellt wird (vgl. Eribon 2017).

Beziehungsweisen der Fürsorge, Liebe, Anerkennung und Akkumulation von Kapital in Familien und anderen Lebensmodellen

Blicken wir auf die Aushandlungsprozesse in und zu Familien in hegemonialen Verhältnissen, so sind wir mit der Frage konfrontiert, wie soziale Bezüge überhaupt erfasst werden, ob sie in einer Eigenständigkeit erkannt werden oder diese allein in Bezug auf ein hegemoniales Verständnis einer weißen, deutschen, sesshaften Kleinfamilie mit maximal drei Kindern und damit letztlich als etwas Besonderes, etwas Abweichendes verstanden werden. In der Verbesonderung liegt Potential zur Ausgrenzung und dem Ausschluss aus sozialen Fürsorgebeziehungen, ggf. auch mit dem Verweis einer mangelnden fachlichen Expertise und zum Wohl der Familie mit besonderem Unterstützungsbedarf (vgl. Spade 2015: X). Wir sind aber auch damit konfrontiert, bestimmte soziale Praxen zu erfassen, die sich von anderen (familiären/care-) Beziehungen unterscheiden, ohne diese festzuschreiben und damit bei der Herstellung von Norm und Abweichung mitzuwirken.

Unterschiedliche Formen des Zusammenlebens, der Fürsorge, die nicht staatlich anerkannt sind, existieren. Auch in diesen vermeintlich abweichenden sozialen Gebilden/Familien finden sich Orientierungen am Maß und der Norm einer Kleinfamilie, v.a. in Bezug auf Fürsorge, materielle Vererbung oder auch Sesshaftigkeit. Der intergenerationalen Gemeinschaft, sprich Familie, kommt die Funktion zu, festzulegen, wer für wen auf Dauer da ist und zwar ohne monetäre Entlohnung. Hier fließen auch Antworten auf die Frage der unbezahlten Reproduktionsarbeit ein, die größtenteils auf sexistischer Ausbeutung basieren (vgl. Adamczak 2017: 157). In einer modernen funktional-differenzierten und sich verändernden Konsum- und Leistungsgesell-

schaft sind es gerade diese beiden Punkte der Dauerhaftigkeit und der nicht-ökonomisch geprägten Beziehung, die Potential für eine Idealisierung dieser Lebensform bietet. Familie dient dann als Chiffre für einen Ort der sicheren Zugehörigkeit, außerhalb ökonomischer Tauschhandlungen.

Als fundamentale Bedürfnisse, die Familie(n) abdecken soll, ist es also v.a. die unentgeltliche Übernahme von Verantwortung, Fürsorge, Liebe und Anerkennung. Es gibt Herkunftsfamilien, in denen dies gefunden werden kann, es gibt aber auch solche, die weit von der Anerkennung der Subjektivität des Kindes entfernt sind. Mit den Begriffen „family of origin“ und „family of choice“ (Farr et al. 2017) ist darauf verwiesen, dass Herkunft kein freiwilliger Akt ist und auch nicht mit Anerkennung und Fürsorge gleichzusetzen ist. Menschen treffen in ihrem Leben eigenständige Entscheidungen, können sich aus auf Dauer konzipierten und schicksalhaften Abhängigkeiten lösen und neue dauerhafte Beziehungen eingehen, in denen sie auf Menschen und Orte der Bestätigung, der Unterstützung sowie der Fürsorge treffen. Soziale Gruppen und Bewegungen können die Funktion – im Sinne von Fürsorge und Anerkennung – übernehmen, ohne dass dies als Zwang oder Schicksal erlebt wird. Dann muss durch die „Konstruktion sicherer sozialer Verhältnisse, das heißt stabiler Beziehungsweisen, die Anerkennung von Subjekten nicht an deren künstliche Verarmung“ (Adamczak 2017: 220) gekoppelt werden. Diese Beziehungen, insbesondere auch Freundschaftsbeziehungen werden in der Beziehungsforschung in ihrer Bedeutung für Intimität und Fürsorge noch immer unterschätzt, wie Kruppa in ihrem Dissertationsprojekt zeigt und zugleich darauf verweist, dass auch hier eine intersektionale Perspektive notwendig ist; denn auch diese unkonventionelle Freundschafts- bzw. Familienpraxen sind an gesellschaftliche Bedingungen und entsprechende Ressourcen geknüpft (vgl. Kruppa 2013).

Für die Erziehungswissenschaft und die pädagogische Praxis eröffnen sich mit einem Fokus auf solidarische Beziehungsweisen die Analysemöglichkeiten und Handlungsansätze mit Menschen in intergenerationalen Beziehungen. Wenn von der Praxis aus gedacht wird – von der Praxis der Fürsorge, der Verbindlichkeit, der geteilten Orientierungen und Selbstverständlichkeiten – sowie von der Frage, wie Gesellschaft organisiert sein muss, in der wir leben wollen, tritt die Frage nach der ‚Normalität‘ in den Hintergrund. Diese Herangehensweise erlaubt zugleich auch, etwa das Thema der ‚Passung‘ nicht mehr allein entlang bestimmter Normvorstellungen zu diskutieren, sondern hinsichtlich ihrer Hegemonieansprüchen in Frage zu stellen. Dann eröffnen sich Handlungsoptionen von Institutionen, Pädagog*innen und Edukand*innen entlang konkreter Bedürfnisse und Möglichkeiten. Um die unterschiedlichen Erfahrungsdimensionen von Menschen und ihre Bedürfnisse zu erfassen, kommt man aber nicht umhin, die Machtmechanismen zu erkennen,

„die nicht nur diese Gefühle, sondern auch die bestehenden Selbstverständnisse und Lebensweisen mit deren inhärenten Hierarchien hervorbringen. In deren vermeintlichen Selbstverständlichkeit sind wir alle, unabhängig von unserer Lebensweise, verstrickt“ (Hartmann 2016: 128).

Fazit

In diesem Beitrag ging es zum einen um den selbstverständlichen Bezug auf Herkunft und Familie in Pädagogik, Erziehungswissenschaft und Gesellschaft; zum anderen um die Problematik, die sich aus dieser Konstellation ergibt. Dabei wurde aufgezeigt, welche ordnenden Charaktere diese Bezüge haben. Der unentrinnbaren Herkunft wird aus einer hegemonialen Perspektive eine Wertung zugeschrieben, ihre Kontextbedingungen in Kapitalsorten konzipiert, die auf dem Markt der Bildung und Erziehung ihre Verwertbarkeit als ‚Passung‘ unter Beweis stellen müssen. Edukand*innen und Klient*innen der Pädagogik werden dabei als in einer Kleinfamilie sozialisiert konzipiert, sodass eine (flexible) ‚Norm-Familie‘ und zugleich auch eine Abweichung davon, hergestellt wird. In dieser Bezugnahme dokumentieren sich dominante (gesellschaftliche, ökonomische und pädagogische) Erwartungshaltungen an Eltern, während weitere Einflussfaktoren der Sozialisation, wie Peers, Medien, Herrschaftsverhältnisse oder auch Handlungsmächtigkeiten von Kindern deutlich unterrepräsentiert bleiben. Es muss grundsätzlich fraglich bleiben, ob die Erwartungshaltungen an Sozialisationsleistungen in einem Kleinfamilienmodell zu realisieren ist. Sollte dieser kapitalistische Blick fortbestehen – dass Familie für den ‚Erfolg‘ des Kindes verantwortlich ist –, müsste ernsthaft darüber nachgedacht werden, wie dies gewährleistet wird, etwa durch mehr Elternteile (die noch mehr Kapital einbringen) oder auch durch Automatisierungen. Für erziehungswissenschaftliche Forschungen ist (kritisch) zu reflektieren, wie solidarische Beziehungen und die Herausbildung von geteilten Orientierungen auch jenseits familiärer Herkunft zu analysieren sind, aber auch, welche (impliziten) Normvorstellungen in der Analyse von sogenannten ‚Herkunftseffekten‘ bereits in der Konzeptionierung von Studien steckt.

In der Auseinandersetzung damit, wie Familie auf unterschiedlichen Ebenen hergestellt wird und was Familie ausmacht, wird deutlich, dass Setzungsakte durch Recht und hegemoniale Positionen grundlegend sind. Daher sehe ich die Konstruktion der ‚abweichenden Familie‘ auch nicht primär als eine moralische Frage, also eine Frage des Respekts und der Anerkennung, sondern ebenfalls als systematische Reflexion von Exklusionsmechanismen. Exklusion ist nicht allein eine unangenehme Erfahrung des Nicht-Dazugehörens, des Verbesondert-Werdens oder einem Zuviel bzw. Zuwenig an

Aufmerksamkeit. Exklusion geht mit festen materiellen Konsequenzen einher: Einem Ausschluss an Informationen, Möglichkeiten der Partizipation, an einem Sich-Einüben und Erlernen von Fähigkeiten und Fertigkeiten, an einem Austausch in und ein Nutzen von Netzwerken sowie finanziellen Einbußen bei Versicherungen, Vererbungen, Familienzuschlägen usw. Das Nicht-Wahrnehmen und Nicht-Anerkennen von solidarischen Gemeinschaften ist m.E. auch nicht allein als mangelnde Sensibilität oder Kenntnis zu verstehen, sondern kann auch als systematische – intendiert oder auch nicht – Wahrung hegemonialer Räume und Positionen verstanden werden. Der Ausschluss von Familien außerhalb der Norm stabilisiert hegemoniale Positionen sowohl moralisch als auch ökonomisch und verschleiert in seiner Selbstverständlichkeit die soziale und historische Herstellung der Norm durch Kirche, Staat und Kapitalismus.

Literatur

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: suhrkamp.
- Audehm, Kathrin (2008): Die Kaffeekanne und die Autorität des Vaters: Familienmahlzeiten als symbolische Praxen. In: Schmidt, Robert/Wolterdorff, Volker (Hrsg.): *Symbolische Gewalt. Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*. Konstanz: uvk, S. 125-144.
- Bakonyi, Jutta/Stuvøy, Kirsti (2005): Violence & social order beyond the state: Somalia & Angola. In: *Review of African Political Economy* 32, 104-105, S. 359-382.
- Becker, Rainer/Büchse, Annelie (2011): Kinder als Betroffene von häuslicher Gewalt. In: *ZKJ* 2011, 8, S. 292-295.
- Bereswill, Mechthild/Neuber, Anke (Hrsg.) (2011): *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Berger, Peter A./Kahlert, Heike (2013) (Hrsg.): *Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert*. 3. Aufl., Weinheim u.a.: Beltz Juventa.
- Blossfeld, Hans-Peter/Blossfeld, Gwendolin J./Blossfeld, Pia (2019): Soziale Ungleichheiten und Bildungsentscheidungen im Lebenslauf: Die Perspektive der Bildungssoziologie. In: *Journal for Educational Research Online* 2019, 11, S. 16-30. <http://www.j-e-r-o.com/index.php/jero/article/view/874/373>. [Zugriff: 20.11.2019].
- Bourdieu, Pierre (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, übersetzt von Günter Seib. Frankfurt am Main: suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1971): *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*. Stuttgart: Ernst Klett.

- Bremer, Helmut (2012): Die Milieubezogenheit von Bildung. In: Bauer, Ullrich/Bittlingmayer, Uwe H./Scherr, Albert (Hrsg.): Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.829-846.
- Bundeskriminalamt (2017): Partnerschaftsgewalt Kriminalstatistische Auswertung – Berichtsjahr 2017. https://www.bka.de/DE/AktuelleInformationen/Statistiken/Lagebilder/Lagebilder/Partnerschaftsgewalt/partnerschaftsgewalt_node.html. [Zugriff: 20.11.2019].
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2012): Zeit für Familie. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. Achter Familienbericht. Drucksache 17/9000. <https://www.bmfsfj.de/blob/76278/b8a3571f0b33e9d4152d410c1a7db6ee/achter-familienbericht-data.pdf>. [Zugriff: 20.11.2019].
- Butler, Judith (2011): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: suhrkamp.
- Deppe, Ulrike (2017): Bildungsungleichheit an den außerschulischen Bildungsorten Familie und Peergroup. In: Baader, Meike/Freytag, Tatjana (Hrsg.): Bildung und Ungleichheit in Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, S.369-185.
- Ecarius, Jutta/Köbl, Nils/Wahl, Katrin (2011): Familie, Erziehung und Sozialisation. Wiesbaden: Springer Verlag.
- Engels, Friedrich (1951): Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluss an Lewis H. Morgans Forschungen. 4. Auflage. Berlin: Dietz Verlag.
- Eribon, Didier (2017): Gesellschaft als Urteil. Berlin: suhrkamp.
- Farr, Rachel H./Simon, Kyle A./Bruun Samuel T. (2017): LGBTQ Relationships: Families of Origin, Same-Sex Couples, and Parenting. In: Siltan, Nava R. (Hrsg.): Family Dynamics and Romantic Relationships in a Changing Society. Hershey: IGI Global, S. 110-136.
- Faust, Gabriele/Roßbach, Hans-Günther (2014): Herkunft und Bildungserfolg beim Übergang vom Kindergarten in die Grundschule. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft Volume 17, Suppl. 2, S. 119-140.
- Frank, Susanne/Sliwka, Anne (2016) (Hrsg.): Eltern und Schule: Aspekte von Chancengerechtigkeit und Teilhabe an Bildung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Freeman, Richard B./Viarengo, Martina (2014): School and family effects on educational outcomes across countries. In: Economic Policy 29, 79, S. 395-446.
- Gniewosz, Burkhard/Walper, Sabine (2017): Bildungsungleichheit – Alles eine Frage der Familie?! In: Eckert, Thomas/Gniewosz, Burkhard (Hrsg.): Bildungsgerechtigkeit. Wiesbaden: Springer VS, S.187-200.
- Gomolla, Mechthild (2013): Barrieren auflösen und Teilhabe gestalten. Ein normativer Reflexionsrahmen für eine heterogenitätsbewusste Organisationsentwicklung in (vor)schulischen Bildungseinrichtungen. In: Budde, Jürgen (Hrsg.): Unschärfe Einsätze. (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld. Wiesbaden: Springer VS, S. 53-79.
- Gomolla, Mechthild/Radtke, Frank-Olaf (2002): Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. Opladen: Leske und Budrich.
- Hartmann, Jutta (2016): Doing Heteronormativity? Funktionsweisen von Heteronormativität im Feld der Pädagogik. In: Fereidooni, Karim/Zecoli, Antonietta P. (Hrsg.): Managing Diversity. Wiesbaden: VS Springer, S. 105-134.

- Jurczyk, Karin (2014): Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften. In: Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft, Familienforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 117-138.
- Kramer, Rolf-Torsten (2017): „Habitus“ und „kulturelle Passung“. Bourdieusche Perspektiven für die ungleichheitsbezogene Bildungsforschung. In: Rieger-Ladich, Markus/Grabau, Christian (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: Springer VS, S. 183-205.
- Kruppa, Doreen (2013): Freundschaftszentrierte Lebensweisen und die Privilegierung der (hetero)sexuellen Paarbeziehung und der Familie. In: Giebeler, Cornelia/Rademacher, Claudia/Schulze, Erika (Hrsg.): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit. Opladen: Barbara Budrich, S. 135-150.
- Küpper, Beate/Klocke, Ulrich/Hoffmann, Lena-Carlotta (2017): Einstellungen gegenüber lesbischen, schwulen und bisexuellen Menschen in Deutschland. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage. Baden-Baden: Nomos.
- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 3. überarb. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Maaz, Kai/Gresch, Cornelia/Kölller, Olaf/Trautwein, Ulrich (2007): Schullaufbahnen, soziokulturelle Merkmale und kognitive Grundfähigkeiten. In: Trautwein, Ulrich/Kölller, Olaf/Lehmann, Rainer/Lüdtke, Oliver (Hrsg.): Schulleistungen von Abiturienten: Regionale, schulformbezogene und soziale Disparitäten. Münster: Waxmann S. 43–70.
- Mecheril, Paul (2002): Natio-kulturelle Mitgliedschaft – ein Begriff und die Methode seiner Generierung Tertium comparationis 8, 2, S. 104-115.
- Müller, Hans-Rüdiger (2016): Familie als kulturelles Erziehungsmilieu. In: Kulturelle Bildung Online: <https://www.kubi-online.de/artikel/familie-kulturelles-erziehungsmilieu>. [Zugriff: 29.07.2019].
- Notz, Gisela (2015): Kritik des Familismus. Theorie und soziale Realität eines ideologischen Gemäldes. Stuttgart : Schmetterling Verlag GmbH, S.13
- OECD (2018): Bildung auf einen Blick 2018. OECD-Indikatoren. Bielefeld: wbv Media. Doi: 10.3278/60018211w.
- Oelkers, Nina/Gaßmüller, Annika/Feldhaus, Nadine (2010): Soziale Arbeit mit Eltern. Normalisierung durch Disziplinierung? In: Sozial Extra (2010) 34: 24-27.
- Schmidt, Friederike (2012): Implizite Logiken des pädagogischen Blickes. Eine rekonstruktive Studie über Wahrnehmung im Kontext der Wohnungslosenhilfe. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schmidt-Wenzel, Alexandra (2016): Familie als informelles Lern- und Bildungsfeld. In: Rohs, Matthias (Hrsg.): Handbuch Informelles Lernen. Springer Reference Sozialwissenschaften. Springer VS, Wiesbaden, S. 285-302.
- Schmincke, Imke (2015): Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland. In: Villa, Paula-Irene/Hark, Sabine (Hg.): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript Verlag, S. 93-107.
- Schulz, Jonathan F./Barahmi-Rad, Duman/Beauchamp, Jonathan/Henrich, Joseph (2018): The Origins of WEIRD Psychology. In: PsyArXiv. Online verfügbar unter: <https://psyarxiv.com/d6qhu>. [Zugriff: 20.11.2019].

- Spade, Dean (2015): *Normal Life: Administrative Violence, Critical Trans Politics, and the Limits of Law*. Durham: Duke University Press, X.
- Statistisches Bundesamt (2018): *Scheidungsquote in Deutschland von 1960 bis 2017*. Online verfügbar unter: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/76211/umfrage/scheidungsquote-von-1960-bis-2008>. [Zugriff: 31.7.2019].
- Statistisches Bundesamt (2018b): *Familie, Lebensformen und Kinder* Auszug aus dem Datenreport 2018. https://www.destatis.de/DE/Service/Statistik-Campus/Datenreport/Downloads/datenreport-2018-kap-2.pdf?_blob=publicationFile. [Zugriff: 20.11.2019].
- Wahl, Klaus (1989): *Die Modernisierungsfalle. Gesellschaft, Selbstbewußtsein und Gewalt*. Frankfurt am Main: suhrkamp.

Zur Geschichte der Familie

Anja Schierbaum

1 Ein paar viel zu lange Vorbemerkungen

Die Geschichte der Familie¹ ist auch immer die des *privaten Lebens*. Auch wenn es „nicht ‚das‘ private Leben mit ein für alle Mal festgelegten Schranken nach außen [gab]“ (Prost 1993: 17), so organisiert sich das Zusammenleben vom Altertum bis in die Spätmoderne in allen gesellschaftlichen Schichten in *Familie*. Während für die vorgeschichtliche Zeit keine Quellen zu benennen sind, die „Familie in ihren verschiedenen Erscheinungsformen“ (Burguière et al. 2005: o.S.) dokumentieren, so zeigen doch erhaltene Rechtskodizes und Verträge, Wandmalereien oder auch ikonographische Darstellungen, dass Familie „so alt wie prähistorische Knochenfunde“ (ebd.) und zugleich „so neu wie künstliche Befruchtungen im Reagenzglas“ (ebd.) ist. Dennoch verändert sich Familie: Im Zuge industriell kapitalistischer Entwicklungen wurde lange Zeit die Umwandlung von der ‚vormodernen‘ in die ‚moderne‘ Familie als Kontraktion einer gesellschaftlich integrierten, traditionsgebundenen, patriarchalen *Großfamilie* zu einer gesellschaftlich isolierten, intimen und partnerschaftlichen *Kleinfamilie* entworfen. Damit ist ein spezifisches ‚Geschichtsbild‘ (Fuhs 1997) verbunden, dass Familienwirklichkeiten und Familienstrategien als auch gesellschaftliche Erwartungen an Familie als besondere Beziehungs- und Lebensform zu einem ‚Normalitätsdispositiv‘

1 Das in diesem Beitrag zugrunde liegende Verständnis von Familie ist heteronormativ besetzt – gesellschaftliche Normen der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit werden in den Überlegungen zur Familie als eine besondere Beziehungs- und Lebensform und ihrer Geschichte explizit. Auch wenn sich aus dieser Forschungsperspektive für Gender- und Queerforscher*innen Beschränkungen für den Blick auf Familie ergeben, Familie als ‚homosexuelle Lebensform‘ (Maier 2005) und das subjektive Verständnis von Familie nicht differenziert thematisiert werden, ist die Betrachtung von Familie unter Gender- und Queeraspekten ein aktuelles Thema. In der deutschsprachigen Familienforschung stehen jedoch gender- und queertheoretische Ansätze nicht im Fokus (siehe hierzu Riegel in diesem Band). Auch wenn mit diesem Desiderat die Aufforderung verbunden sein kann, die Geschichte der ‚modernen‘ Familie aus gender- und queertheoretischer Perspektive aufzuarbeiten, um die Frage nach ‚Familie und Normalität‘ zu verhandeln, nehme ich diese nicht an, sondern verweise interessierte Leser*innen auf den dazu geführten wissenschaftlichen Diskurs.

(Link 1999) bündelt und zugleich die Differenz zwischen Ideal und Wirklichkeit privaten Lebens offenlegt.

Dazu schreibt John R. Gillis (1997: 11): „Wir alle haben zwei Familien, eine reale und ideale. Wir würden die beiden gern zur Deckung bringen, doch das gelingt uns nicht. Nur zu oft legt die reale Familie jenes selbststüchtige, rivalisierende, entzweieude Verhalten an den Tag, das wir normalerweise mit [...] dem öffentlichen Leben in Verbindung bringen. Sie ist oft fragmentarisch oder vorübergehender Natur und somit weit weniger zuverlässig als die imaginäre, ideale Familie, an der wir uns orientieren. Diese ideale Familie darf uns nie im Stich lassen. Sie konstruiert sich aus Mythen, Ritualen und Bildern und muss Schutz bieten, [...] auch wenn das bedeutet, dass wir die Realität mystifizieren“.

Auch wenn uns das, was Familie auszeichnet, unweigerlich gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen privaten Lebens vor Augen führt, bildet Familie eine Solidargemeinschaft in Bezug auf Nähe, Vertrautheit und Verlässlichkeit. Sie ist gekennzeichnet durch die Merkmale der ‚ödpalen Triade‘ (hierz Parsons 1968; Tyrell 1983; Oevermann 2001) und repräsentiert einen ‚besonderen Typus von Sozialbeziehungen‘, der durch eine bestimmte Art des Umgangs miteinander gekennzeichnet ist (vgl. Maiwald 2018: 74) und unabhängig von seinen vielfältigen Erscheinungsformen eine ‚unerschütterliche Vitalität‘ (Allert 2017), schier ‚Unverwüstlichkeit‘ (Allert 1998), zeigt: Die Rede ist von konventionellen und unkonventionellen Familien, also solchen, die „sich aus leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefeltern (Parentalgeneration) sowie leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefkindern (Filialgeneration) zusammensetzen können“ (Schneewind 2010: 35). Die ‚moderne‘ Familie, die lange Zeit als ‚Keimzelle‘ (Parsons 1968) gesellschaftlichen Lebens heroisiert wurde, bildet eine „Gegenwelt zur Berufstätigkeit“ (Hausen 1975: 198) wie auch ein ‚Bollwerk‘ (Allert 1998) entgegen der normativen Erwartungen einen Beitrag für die Gesellschaft zu leisten. Die Sehnsucht nach Familie, nach Normalität in der Gestaltung privaten Lebens, scheint historisch betrachtet ungebrochen.

Wenn es nun um die Frage nach *Familie und Normalität* geht – um Normierungsversuche und normative Setzungen von privatem Leben in Familie, dann ist danach zu fragen, was Familie im zeithistorischen Verlauf als eine besondere Beziehungs- und Lebensform auszeichnet. Dazu wird im vorliegenden Beitrag eine Innen- und Außenperspektive auf Familie eingenommen, die „das Bleibende und das Veränderliche in der Familie“ (Mayntz 1955: 1) aufzeigt und dem Wandel gesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen Rechnung trägt. Es wird deutlich werden, dass das, was Familie kennzeichnet, eben nicht nur im Sinne eines ‚doing family‘, also interaktionistisch oder praxistheoretisch, zu entwerfen ist. Ausgehend von Überlegungen zur Geschichte der ‚modernen‘ Familie, die dem zeithistorischen Wandel von Familie Rechnung trägt und aufzeigt, wie und wodurch sich Familie verändert hat, interessiert in einem zweiten Schritt die innere Verfasstheit von Familie, die

allen Familienformen, ob in Vergangenheit oder Gegenwart, gemeinsam ist. Von ‚innen‘ heraus zeigt sich Familie auch aus historischer Perspektive als diffuses Beziehungsgefüge, für das die Merkmale der Kernfamilie – „affektive Solidarität, erotische Solidarität, Nichtaustauschbarkeit der Personen, Solidarität des gemeinsamen Lebenswegs und Unbedingtheit der Sozialbeziehungen im Sinne von Nichtauflösbarkeit“ (Hildenbrand 2005b: 83) – in ihrer Kontinuität kennzeichnend sind. Konkret geht es um das Modell der ödipalen Triade, das, auch wenn sich das private Leben im Zuge von Individualisierungs- und gesellschaftlichen Transformationsprozessen verändert, aufschließt, warum familiäre Beziehungen so dynamisch und ‚lebenswichtig‘ sind und sie sich eigentlich nur darin voneinander unterscheiden, so auch Maiwald (2018: 81), „wie sie mit den Anforderungen der ödipalen Triade umgehen“. Drittens sind die Gegenwartserscheinungen von Familie angesprochen und damit die Frage, wie sich die Normalitätskonstruktionen von Familie im Anschluss an historische Veränderungsprozesse erklären lassen.

2 Familie und Familienformen im zeithistorischen Wandel

In den Hochkulturen der Alten Welt, von der Zeit der Völkerwanderungen im fünften Jahrhundert bis ins spätmittelalterliche 15. Jahrhundert, in einer Zeit der ‚Erschütterungen‘ und ‚demographischen Schwankungen‘ im 15. bis 19. Jahrhundert, der politischen, ökonomischen und sozialen Veränderungen des 20. Jahrhunderts (Burguière et al. 2005, 2005a, 2005b, 2005c) bis in die Spätmoderne hinein ist *die* Familie eine Solidargemeinschaft, die in ihren Formen so verschieden ist, „wie es die einzelnen Gesellschaften unter sich sind“ (Mayntz 1955: 1), wenn auch das bevorzugte Familienmodell die ‚Kernfamilie‘ war.

Im Altertum bilden verschiedene Familien- und Haushaltskonstellationen wie die ‚konjungale‘ und erweiterte Familie, die ‚konsanguine‘ oder ‚matrizentrische‘ Familie eine Einheit aus Wohnen und Arbeiten, die im Kontext der gesellschaftlichen Gegebenheiten und Entwicklungen qualitativ und quantitativ verschiedene Funktionen wahrgenommen hat (hierzu Ariès/Duby 1993; Burguière et al. 2005, 2005a). Auch im Mittelalter ist „die Notwendigkeit, den Haushalt als Versorgungseinheit für Familienmitglieder auf Dauer zu erhalten, [prägend für] das Verhältnis der Familienmitglieder zueinander“ (Hausen 1975: 197). Die Familie formiert sich westlich der Hajnal-Linie zu einer „Hauswirtschaft auf agrarischer Basis, die, weil der Markt noch nicht entwickelt [...], auf Autarkie angelegt ist“ (ebd.). Den Grundtypus gesellschaftlichen Lebens stellen ‚Häusliche Herde‘ dar, also Familiengemeinschaften, die sich auch aus mehr als zwei Kernfamilien zusammensetzen konnten und Blutsverwandte wie angeheiratete Verwandte aufnahmen. Die

normative Setzung von Heirat und Ehe, Erbregelungen und Rechtspositionen durch Kirche und Staat unterwirft das Familien- und Haushaltsgeschehen „bestimmten institutionellen Zwängen und Kontrollen, wenn [...] beispielsweise [die Kirche] den Eheschluss durch das Institut der kirchlichen Trauung an sich zieht und die Unauflösbarkeit einmal geschlossener Ehen durchsetzt“ (ebd.: 205). Die Erweiterung der ‚ehelichen Kleinfamilie‘ durch (ehe- und kinderlose) Verwandte lässt jedoch nicht auf Großfamilien als dominierenden Typus schließen.

In der Neuzeit verweisen demographische Daten zum Familienwesen, also Angaben zum Heiratsalter, der Geburtenfolge, Säuglings- und Kindersterblichkeit, dem Verwandtschaftsgrad und der Art der Haushaltszugehörigkeit, die beispielsweise in Pfarrregistern und Kirchenbüchern bis weit ins 16. Jahrhundert zurück dokumentiert sind, auf die Größe und Zusammensetzung von Familien sowie das Alltagsleben in der Hauswirtschaft (vgl. ebd.: 183). Die Kernfamilie hat sich, eingebettet in die soziale Ordnung und im Zuge gesamtgesellschaftlicher Veränderungen, durch praktikable Formen der Erbteilung (zu nennen sind die Erbregelungen in Realteilungs- und Anerbengebieten) und endogame Heiraten konsolidiert. Den ‚vormodernen‘ Typus bilden entgegen der Vorstellung vom *Ganzen Haus* eher kleine Familien und Haushalte, die als Rechts-, Arbeits-, Konsum- und Wirtschaftseinheiten eher die statistische Norm waren als Haushalte, die sich aus (mehreren) Kernfamilien, Verwandten und Familienfremden zusammen setzten. In der Moderne ändern sich die Funktionen von Familie und damit „die Position der Familie im gesellschaftlichen System“ (ebd.: 188): Das Wirtschaften wird aus Familie und Haushalt ausgegliedert und auf außerhäusliche Arbeits- und Produktionsstätten verlagert. So schickten beispielsweise Familien in traditionellen Gewerben und Handwerken Familienmitglieder in die städtischen Fabriken, während diejenigen, die zurückblieben, an der Hauswirtschaft und ihrer handwerklichen Produktionsweise festhielten oder die Hauswirtschaft in proto-industrielle Werkstätten umwandelten (vgl. Hareven 1999: 67). Privates Leben grenzt sich räumlich von dem des Öffentlichen ab und löst sich von Regeln der Arbeitswelt, die auch „nicht länger den Geboten privater Ordnung [untersteht]“ (Prost 1993: 23). Antoine Prost zeigt, dass den zeithistorischen Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft zwei symmetrische Bewegungen kennzeichnen, die zwar die Differenzierung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit überzeichnen, aber dennoch folgendes deutlichen machen:

Prost (1993: 113) schreibt: „Erstens wurde die Arbeit von den häuslichen Handlungskreisläufen abgekoppelt und an Orten konzentriert, die ein unpersönliches, formalisiertes System rechtlicher Regeln und tarifvertraglicher Vereinbarungen beherrscht. Zweitens eroberte sich der Einzelne innerhalb der Familie einen Freiraum, über den allein er bestimmt“.

Auch wenn sich die Funktionsfähigkeit und Funktionsweise von Familie im Zusammenhang mit gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen verändert, wird

deutlich, dass Familie seit jeher spezifische Funktionen wie soziale Reproduktion und Produktion, aber auch Gemeinwohlbindung für Individuum und Gesellschaft übernimmt. Damit verbunden sind immer auch von der Gesellschaft gesetzte Erwartungen an Familie wie auch das Sichtbarwerden von Lebensrealitäten und Vorstellungen darüber, wie Menschen ihr privates Leben gestalten. Als zentrale gesellschaftliche *Institution* entspricht Familie den „Grundbedürfnissen und Trieben von Individuum und Gattung“ (Zonabend 2005a: 75.). Als exklusive *Beziehungsform* gestaltet sich in Familie „das Verhältnis zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern“ (Gestrich 2013: 4). In und durch Familie werden soziale Beziehungen geregelt, aber auch Rollenverständnisse, (geschlechtsspezifische) Aufgabenteilungen des Zusammenlebens und Arbeitsordnungen verwirklicht und problematisiert. Auch wenn Familie mit Normalitätsvorstellungen vom privaten Leben verbunden ist, verantwortet sie als Geflecht von mindestens zwei Generationen in ihrer spezifischen Form eine Lebenspraxis eigener Art, indem sie Möglichkeitsräume des Zusammenlebens eröffnet und Erziehungs- und Sozialisationsbedingungen im Familienkollektiv schafft, die Kindern aus der Abgrenzung im Privaten die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen. Sie pflegt als privates Netzwerk über räumliche Entfernungen hinweg emotionale Nähe, sie übernimmt Verantwortung und leistet Pflege-, Betreuungs- und Versorgungsarbeit.

Betrachten wir den Wandel von Familie, so ist festzustellen, dass sich Familie in ihrer „Zweideutigkeit von Deskriptiven und Normativen“ (Ritter 1984: 921) den sich verändernden gesellschaftlichen Lebensbedingungen nicht entziehen kann und die Entwicklungsschritte von der ‚vormodernen‘ zur ‚modernen‘ Familie im zeitlich kulturellen, sozialen und ökonomischen Kontext zu betrachten sind. Wir werden sehen, wie und wodurch sich Familienformen und die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ändern, „[w]er mit wem zusammenlebt und welche Rolle Mann und Frau, Eltern, Kindern und Verwandten jeweils zugeteilt werden“ (Gestrich 2013: 1). Wir werden auch erkennen, dass Familie „sowohl ein Akteur des Wandels wie eine Hüterin von Traditionen“ (Hareven 1999: 20) ist, und wir werden im Wandel von Familie auch das Alte und uns ‚Vertraute‘ wiederentdecken – das Bleibende bei all dem Veränderlichen in den Lebensrealitäten und Normalitätsvorstellungen privaten Lebens.

3 Von der ‚vormodernen‘ zur ‚modernen‘ Familie

In vorkapitalistischen Gesellschaften kennzeichneten gemeinsames Wirtschaften und Wohnen und die Sorge um wirtschaftliche Stabilität und den Erhalt des Familienbesitzes das Zusammenleben mehrerer Generationen. Die

Beziehungen der ‚zusammenlebenden und -arbeitenden Familieneinheit‘ (Rosenbaum 1975), also zwischen Ehepaar, Eltern und Kindern, Großeltern und Enkelkindern sowie entfernteren Verwandten und Familienfremden „beruhten auf gesellschaftlich anerkannten wechselseitigen Verpflichtungen, die über persönliche Zuneigung und Gefühle hinausgingen“ (Hareven 1999: 38): Im Vordergrund stand die „Autonomie des Haushalts als Grundlage der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Familie“ (ebd.: 39). Von jedem einzelnen Mitglied der Familieneinheit „wurde erwartet, sein persönliches Fortkommen zurückzustellen oder zu opfern, falls dieses die Unabhängigkeit der Familie als kollektive Einheit gefährdete“ (ebd.). In der vorindustriellen Zeit galt der über die *Kernfamilie* hinausgehende Familienverband als *Ganzes Haus*, das wenig Raum für Privatheit und Intimität bot, dafür aber umso mehr ein Ort der Geselligkeit war, mehr noch der Öffentlichkeit, so beschreibt zumindest Philippe Ariès (1982) das Leben im Hausverband.

Die in den Hausfamilien organisierten Beziehungen waren eher instrumentell, weniger affektiv und fürsorglich. Familie und Haushalt bildeten eine patriarchale Wirtschaftseinheit, die nicht nur die Arbeitsorganisation und Produktion regelte, sondern auch Konsumtion und Freizeit (vgl. Rosenbaum 1975: 210). Mit den fortschreitenden industriell kapitalistischen Entwicklungen setzten jene Veränderungen der Produktions- und Lebensverhältnisse ein, die „die deutsche Gesellschaft von einer Agrar- zu einer Industriegesellschaft umwandelten“ (Mayntz 1955: 9) und dazu führten, dass sich die beschriebene Hausgenossenschaft hin zu einer (‚privatisierten‘) Gatten- bzw. Kernfamilie veränderte, die Wirtschaften und Wohnen von Familienbeziehungen trennt. Die Einheit von Arbeits- und Privatleben, die Hausfamilien in ihren vielfältigen Formen familienwirtschaftlicher Produktion kennzeichneten, löst sich nach und nach auf und fügt sich in neue gesellschaftliche Zusammenhänge ein. Die ‚offenen‘ und ‚geselligen‘ Familienverbände zogen sich aus der Gemeinschaft zurück und entwickelten sich zu häuslichen, auf das Kind ausgerichtete ‚private Familien‘ – auch wenn Familien in Landwirtschaft, Handwerk und im Heimgewerbe weiterhin als Arbeitseinheiten organisiert waren, waren familiäre Bande und Traditionen für alle sozialen Schichten bedeutsamer als je zuvor.

Der Übergang vom Ganzen Haus zur ‚modernen‘ Familie bildet einen Kristallisationspunkt in der Organisation der Gesellschaft: Industrialisierung und die damit verbundene zunehmende ökonomische Verfasstheit der Gesellschaft, Urbanisierung (Ausbau der Städte, Landflucht) und soziale sowie gesellschaftliche Umbrüche führten zu gesellschaftlichen Verhältnissen, in der sich die Hoffnung auf ein ‚bürgerliches Familienleben‘ verbreitete (vgl. Sieder 1987: 125). Die Vorstellung vom Zusammensein in Paarbeziehungen und dem Zusammenleben von Eltern und Kindern wurde durch den Einfluss von Naturrecht, Aufklärung und Romantik idealisiert und losgelöst aus übergreifenden gesellschaftlichen Verpflichtungen gesehen (vgl. Schierbaum

2013: 52). Die im späten 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstehende ‚moderne‘ Familie zieht sich aus nicht-verwandtschaftlichen Beziehungen ins Private zurück und trotzt den sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen. Die Wirklichkeit von Familie und Familienebenen war jedoch eine andere. Auch wenn sich Familien im Bürgertum am „Ideal einer auf die Erziehung der Kinder konzentrierten emotionalen Gemeinschaft“ (Gestrich 2013: 6) orientierten und sich von einem auf der Rationalität der Vertragstheorie basierendem Leitbild von Ehe und Familie abwandten (vgl. ebd.: 5), entsprachen die Alltagspraxen von Familien nicht den romantisierenden Vorstellungen (hierzu Nave-Herz 2019; Rosenbaum 2015; Rosenbaum/Timm 2008; Schütze 2000). Wie in land- und besitzlosen Bevölkerungsschichten, zeigen sich auch im Bürgertum klare Geschlechter- und Rollenzuweisungen und offene (oftmals schlechte und viel zu enge) Wohnverhältnisse.

Allen voran waren es Aufklärer und Romantiker wie Schlegel, Schleiermacher, Novalis, Rousseau oder Kant, die die romantische Liebe zum Ideal erhoben und die Beziehung zwischen Mann und Frau als Einheit von Liebe, Sexualität und Ehe deuteten. Elternschaft galt als Vollendung der Liebe in der Partnerschaft und die bedingungslose Liebe zum Kind als Leitmotiv der Eltern-Kind-Beziehung. Durch Gesellschafts- und Lebensreformbewegungen, die „im Namen der Gleichheit der Geschlechter die alten patriarchalischen Strukturen deutlich angriff und einen Übergang von der Zwangsehe zur Kameradschaftsehe forderte“ (Gestrich 2013: 7), verändern sich die familialen Generationen- und Geschlechterverhältnisse und damit die sozialen Beziehungen in Familie und Verwandtschaft, wenn auch erst später im Handwerk und in der Arbeiterschaft als im Bürgertum. Funktionen der Familie wie die der Produktion, Versorgung, Bildung und Erziehung werden verlagert und außerhalb der Familie institutionell verankert.

Historisch entstand ein spezifischer Familientypus, der sich am bürgerlichen Ideal von Ehe, Elternschaft und Verwandtschaft orientiert und in seiner Vielgestaltigkeit einer ‚gewohnheitsrechtlichen Ordnung‘ in der Gestaltung privaten Lebens folgt. Dabei repräsentiert sich die Familie als ein schier unverwüstlicher besonderer Typus von Sozialbeziehungen, der durch diffuse Beziehungen gekennzeichnet ist und die Merkmale der ödipalen Triade aufweist, denn Familie ist nur in der Gestaltung der Lebenspraxis und damit in ihren Formen verschieden, mithin sie doch von ‚innen‘ heraus jeder anderen gleicht.

4 Die Familie – eine besondere Beziehungs- und Lebensform

Die ‚Innenperspektive‘ der Familie. Zur Bedeutung der ödipalen Triade

Die Betrachtung von ‚Familienmilieus‘ (Hildenbrand 1979) als „diejenigen Bereiche in der sozio-historischen Welt, die um das Individuum räumlich und zeitlich angeordnet sind“ (ebd.: 154), zeigt, ebenso wie empirische Untersuchungen zur familien-spezifischen Auseinandersetzung mit „universellen oder historischen Familienstrukturen“ (Hildenbrand 2010: 242), dass sich „die Modernisierung der Gesellschaft [...] nicht gegen die Familie durchgesetzt hat, sondern mit ihr“ (Zonabend 2005b: 288). Mit dieser Außenperspektive auf Familie werden Normalitätsvorstellungen des Zusammenlebens und der familialen Lebensführung sichtbar, mehr noch: Die erörterten ‚Idealtypen‘ privaten Lebens bündeln im zeithistorischen Verlauf Normalitätsvorstellungen und Kontingenz, dass nämlich durch die jeweiligen sozialen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen sowie differenzierten Sozialisations- und Alltagserfahrungen von Familien die Lebenspraxis variieren und eine andere, spezifische sein kann.

Die ‚Innenperspektive‘ der Familie eröffnet den Blick für ihre Einzigartigkeit: Ausgehend von der These, dass die innere Verfasstheit von Familie für ‚übergreifende‘ Strukturmerkmale steht, die allen Familien und Familienformen gemeinsam sind, ob in Vergangenheit oder Gegenwart, sind diese nun genauer zu betrachten. Es ist zu zeigen, dass die ödipale Triade Familie von innen heraus strukturiert, auch wenn sich „sowohl diskursiv als auch lebenspraktisch erhebliche Veränderungen und Pluralisierungen von Familienformen und Verwandtschaftsverhältnissen“ (King 2018: 89) zeigen. Genauer: Kennzeichnend für Familie sind die Merkmale der *Kernfamilie* in ihrer Kontinuität, die als Solidargemeinschaft in die Gesellschaft integriert und als eine kleine ‚soziale Gruppe‘ (Parsons 1968) mit anderen Gruppen verbunden ist (vgl. ebd.: 73-98). Sie zeichnet sich durch eine Paar- und Eltern-Kind-Beziehung aus, in der die Personen wechselseitig nicht austauschbar und uneingeschränkt emotional miteinander verbunden sind (vgl. Hildenbrand 2005b: 11); Auf der Ebene des Paares (generational) gilt, wie für die der Eltern-Kind-Beziehung (intergenerational), dass Beziehungen zeitlich unbegrenzt eingegangen werden (vgl. ebd.). Für Familie sind die solidarische Mutter-Kind-Beziehung, „die mehr ist als bloß physische Fürsorge“ (Funcke/Hildenbrand 2018: 183), und die Vater-Kind-Beziehung konstitutiv: Das heißt, „auch hier sind die Personen nicht austauschbar. Es gilt [...] die uneingeschränkte emotionale Beziehung, jedoch ist die Erotik ausgeschlossen, es gilt das Inzesttabu“ (Hildenbrand 2005b: 11). Demnach besteht die Kern-

familie aus mindestens drei dyadischen Sozialbeziehungen: Die Paarbeziehung, die expressive und instrumentelle Funktionen übernimmt und damit die Gestaltung von Solidarität und dem gesellschaftlich Gegebenen. Die Mutter-Kind- und die Vater-Kind-Beziehung, die jeweils in ihrer Verschränkung, das emotionale Gleichgewicht aufrechterhaltend, auf die Sozialisation des Kindes fokussiert sind (vgl. Funcke/Hildenbrand 2018: 184-186; zur Diskussion der Bedeutung der Kernfamilie in gleichgeschlechtlichen Familien siehe Funcke/Thorn 2010). Eingebunden in die kulturelle, soziale und ökonomische Verfasstheit der Gesellschaft ist Familie ein sozialisatorisches Beziehungs- und Interaktionssystem, in dem die Beziehungspartner*innen einen ‚Ausschließlichkeitsanspruch‘, also einen ungeteilten Anspruch, aufeinander haben.

Die hier vertretene strukturelle Perspektive auf Familie beschreibt, wie sich Familie als Beziehungs- und Lebensform zusammensetzt und das unabhängig von ihrer lebenspraktischen Verfasstheit und ihrer eigenen Individuierungsgeschichte (hierzu Maiwald 2018). Die eingehende Beschäftigung mit der Geschichte der Familie belegt, dass für die familiäre Lebenspraxis gesellschaftliche Bedingungen und normative Standards entscheidend sind. Jedoch steht die innere Verfasstheit von Familie, die mit Bezug auf die Positionen des Strukturfunktionalismus (Parsons 1968; Oevermann 1996) identifiziert werden kann, für übergreifende Strukturen, die allen Familienformen gemeinsam sind, ob in Vergangenheit oder Gegenwart. Diese sind „in Form impliziter normativer Erwartungen von Seiten der Gesellschaft enthalten und konfrontieren Familien auch heute noch damit“ (Hildenbrand 2005c: 4). Die Besonderung konventioneller und unkonventioneller Familien² besteht in der Differenz von Anwesenheit und Abwesenheit, die lebenspraktisch zu verhandeln ist. Fragen nach Anwesenheit und Abwesenheit in der sozialisatorischen Triade können sich sowohl auf die Paar- als auch die Eltern-Kind-Beziehung beziehen. Konkret: Auch Paare die getrennt und/oder in neuen Partnerschaften leben, sind als Eltern nicht ‚austauschbar‘, d.h. es besteht eine enge Verbindung zwischen ihren biologischen und sozialen Funktionen. Eine Ausnahme bildet soziale Elternschaft, die darauf angelegt ist, eine „Balance zwischen diffusen und spezifischen Beziehungsanteilen herzustellen“ (Gehres 2005: 250). Auch in Alleinerziehendenfamilien, in denen die Mutter oder der Vater abwesend sind, ist Abwesenheit lebenspraktisch eine Herausforderung im ‚doing family‘.³

2 Funcke und Hildenbrand (2009) unterscheiden ‚konventionelle‘, also „solche, die aus Eltern mit einem gemeinsamen, also leiblichen Kind bestehen“ (ebd.: 9), von ‚unkonventionellen‘ Familien, die weder auf „heterosexuelle Gattenbeziehungen noch auf biologische Elternschaft“ (Maiwald 2018: 82) zu reduzieren sind.

3 In gleichgeschlechtlichen Familien wird die arbeitsteilig organisierte Zweierbeziehung ebenso entschieden wie die enge Verbindung zwischen biologischen und sozialen Funktionen in Bezug auf die Nichtaustauschbarkeit von Personen, die zeitliche Unbegrenztheit der Beziehungen zueinander (zumindest bis zur Ablösung der Kinder), die emotional, belastba-

Das Modell der ödipalen Triade (Parsons 1968; Oevermann 2004) konzeptualisiert die Innenperspektive der Familie und zeigt in der historischen Entwicklung und Formenvielfalt von Familie seine empirische Belastbarkeit.⁴ Denn Familien unterscheiden sich eigentlich nur darin, wie sie mit den gesellschaftlichen Anforderungen und den sich veränderten kulturellen, sozialen und ökonomischen Bedingungen umgehen (vgl. Maiwald 2018: 81), wie sie sich als Beziehungs- und Lebensform organisieren und sich in den Formen, die Familie annehmen kann, in der Lebenspraxis bewähren, um allen beteiligten Familienmitgliedern die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen.

Die ‚Außenperspektive‘ auf Familie

Die Perspektive auf das ‚Innen‘ und ‚Außen‘ von Familie exponiert, was Familie als eine besondere Beziehungs- und Lebensform auszeichnet; sie verdeutlicht aber auch, was das Bleibende und Veränderliche von Familie im zeithistorischen Verlauf kennzeichnet; und erschließt ebenso die Normalitätsvorstellungen, die Familie prägen. Halten wir also fest: Die ödipale Triade präzisiert die Binnenstruktur von Familienbeziehungen und unterstreicht ihre ‚Dreieckskonstellation‘.

Obgleich die Erschließungskraft des theoretischen Modells nicht auszureichen vermag, um die ‚ganze Realität‘ familialer Praxis zu spiegeln, so hat es doch ‚explorative Kraft‘ (vgl. Funcke/Thorn 2010: 26). Familie „erscheint dabei als eine Einheit in sich widersprüchlicher Beziehungsdyaden: Vater/Mutter, Mutter/Kind und Vater/Kind“ (Maiwald 2018: 75), in der sich Handlungsdynamiken und -optionen verschieben und immer wieder neu ausgehandelt werden müssen. Erst in dieser Dreieckskonstellation sind die Position im historisch gewachsenen Generationenzusammenhang zu besetzen und Beziehungserfahrungen zu verinnerlichen.

Auch wenn sich Familie hinsichtlich ihrer normativen Implikationen verändert und sie sich in ihrer lebenspraktischen Verfasstheit an neuen Normalitätsvorstellungen orientiert, strukturieren die Merkmale der Kernfamilie das Zusammenleben von Eltern, Kindern und Verwandten. Mit Blick auf den sozialhistorischen Wandel von Familie schließt dies das ‚Ganze Haus‘ und die ‚moderne‘ Familie ebenso ein wie die ‚spätmoderne‘ Familie. Denn es ist

re Bindung und der relativ große Vertrauensvorschuss der Familienmitglieder untereinander.

4 Oevermann (2004) betont, dass das Konzept der ‚ödipalen‘ Triade „Bezugspunkt für die entscheidenden vergleichenden Untersuchungen zwischen verschiedenen Kulturen, verschiedenen historischen Epochen, verschiedenen subkulturellen Milieus innerhalb derselben Gesellschaft und zwischen individuellen Lebensgeschichten hinsichtlich Pathogenese und Normalität“ (ebd.: 175) abgebe, weshalb das Modell taugt, die Besonderung von Familie herauszustellen.

zu beobachten, dass sich die Lebenswirklichkeit im Zuge ‚rasender‘ gesellschaftlicher Entwicklungen in nahezu allen Lebensbereichen verändert: ‚Klassisch-polare Rollenmodelle‘ (King 2018) lösen sich scheinbar auf; es öffnet sich der Blick für die Konstitution von Geschlecht und Geschlechterungleichheit; Machtverhältnisse in familialen Zusammenhängen werden scheinbar überwunden und damit verbundene Vereinseitigungen, Stereotype und Zwänge obsolet (vgl. ebd.: 89); Mutter- und Vaterschaft werden zunehmend zu einer möglichen Option in der eigenen Lebensgestaltung. Es geht also um die Frage, welche Normalitätsvorstellungen von Vater- und Muttersein das Generationenspiel beeinflussen und den Status von Vater- und Mutterschaft bestimmen (Thomä 2012), wie also Männer als Väter und Frauen als Mütter leben wollen. So zeigt Eva Tolasch (2016), dass Gegenwartsväter noch immer tendenziell eher die Versorgerposition einnehmen und die materielle Sorgearbeit für Familie übernehmen als Mütter. Denn Mütter sind noch immer und in viel stärkerem Ausmaß als Väter Vereinbarkeitsanforderungen an Haus- und Sorgearbeit auf der einen und Erwerbsarbeit auf der anderen Seite ausgesetzt. Zugleich ist zu beobachten, dass sich Väter immer häufiger in der Sorgearbeit und der Gestaltung des Familienalltags engagieren, obgleich sich die Vorstellung von Vätern als ‚Ernährer der Familie‘ noch längst nicht aufgelöst hat. Wenn wir auf die Geschichte der Familie zurückblicken hat sich das Vater- und Mutterbild erst im Zuge industriell kapitalistischer Entwicklungen herausgebildet, war es doch zuvor ein eher ‚sachliches Verhältnis‘ zwischen Männern und Frauen, Vätern und Müttern (vgl. Mayntz 1955: 39). Auch wenn ‚Machtverhältnisse‘ und geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen im Zuge gesellschaftlicher Transformationsprozesse überwunden werden und sich die Arbeitsteilung in allen Lebensbereichen diversifiziert, arbeiten sich Männer wie Frauen an traditionellen Bildern und Normalitätsfolien der ‚modernisierten Versorgerehe‘, des ‚Patriarchen‘, der Hausfrau, Ehefrau und ‚guten‘ Mutter ab und überführen diese wie auch modernere Leitbilder und Normalitätsvorstellungen vom ‚ganzheitlichen Vater‘ (Meuser 2012), der ‚berufstätigen Mutter‘ oder ‚gleichberechtigten Partnerin und Karrierefrau‘ (Keddi 2010) in die lebenspraktische Verfasstheit von Familie. Frauen wie Männer müssen sich zu den damit verbundenen Normalitätsvorstellungen verhalten, die immer auch spezifische Vorstellungen von Geschlecht enthalten und reproduzieren, indem sie sich an normativ überhöhten Vorstellungen privaten Lebens abarbeiten und in den eigenen Lebensentwurf übersetzen. Dabei bildet Familie ebenso wie Beruf und Gemeinwohlbindung einen widersprüchlich strukturierten Bewährungs- und Lebensbereich (Oevermann 2004), in denen sich Normalitätsvorstellungen, mithin unterschiedliche Männer- und Frauenbilder, Geschlechterrollenzuweisungen in Bezug auf Partnerschaft, Reproduktion und Berufstätigkeit wie auch kulturelle Werte, auf tun, die Fragen nach ihrer jeweiligen Konkretisierung und Übersetzung in die soziale Praxis stellen – wie ‚können‘ und ‚sollen‘ Männer als

Väter und Frauen als Mütter mit ihren Kindern leben? Mit dieser Frage „kommt das Thema der Normativität, wie wir es heute kennen, in die Welt, nämlich als Suche nach Gründen, Wegen und Legitimationsverfahren für richtiges und gutes, wirksames und legitimes Handeln“ (Meseth et al. 2019: 3). Damit sind Gestaltungsanforderungen, aber auch der Wille, verbunden, „der die Möglichkeit – und die Notwendigkeit – einschließt, sich die normativen Grundlagen des öffentlichen und privaten Lebens selbst zu geben“ (ebd.). So zeigt sich in der lebenspraktischen Verfasstheit von Familie, wie Männer und Frauen mit gesellschaftlichen Anforderungen im zeithistorischen Verlauf und gesellschaftlich prominent gestellten Vorstellungen des Zusammenseins von Mann und Frau, Eltern und Kindern umgehen.

5 Resümee

In der Betrachtung von Familie treffen zwei Perspektiven aufeinander: Zum einen werden in Familie zeithistorische und gesellschaftliche Wandlungsprozesse auf familienspezifische Weise in eine soziale Praxis übersetzt und kulturelle Leitbilder, Normalitätsvorstellungen, institutionelle Bedingungen und soziale Strukturen verhandelt. Zum anderen aber erscheint Familie „als Einheit in sich widersprüchlicher Beziehungsdyaden. [...] Die gleichzeitige Mitgliedschaft in solchen Dyaden ist eigentlich nicht möglich, gleichzeitig ist sie genau das, was Familie ausmacht“ (Maiwald 2018: 75). Die im Beitrag eingenommene Innen- und Außenperspektive auf Familie verdeutlicht, dass sich Normalitätskonstruktionen von Familie im Anschluss an historische Veränderungsprozesse erklären lassen: Die Industrialisierung und der Einzug des Kapitalismus als schicksalsvollste Macht modernen Lebens führte zum Wandel von Familie in ökonomischer und sozialer Hinsicht. Getrennt wurden Erwerbsarbeit und Wohnen; der Rückzug ins Private wurde zur familialen Lebenspraxis. Die ‚moderne‘ Familie, in der die romantische Liebessemantik die familialen Beziehungen charakterisiert, sich Elternschaft als Vollendung von Liebe und Ehe konsolidiert und sich die kindzentrierte emotionale Gemeinschaft als Gestaltungsfigur familialer Praxis konstituiert, avanciert im Zuge gesellschaftlicher Wandlungsprozesse zum Idealtypus privaten Lebens. Dieser wird gesellschaftlich vermittelt, denn auf diese Art und Weise ‚sollte‘ privates Leben in Familien gestaltet werden. Gleichzeitig ist Familie eine Herausforderung für Eltern und Kinder gleichermaßen, die sich an gesellschaftlichen Anforderungen und Normalitätsvorstellungen (als eine gesellschaftlich vermittelte Kategorie) abarbeiten, diese zu individuellen Dispositionen und damit vielleicht auch ‚Ungewöhnlichen‘ in Beziehung setzen und in Bezug auf den eigenen Lebensentwurf aushandeln. Insofern treten ‚Erfahrungsraum und Erwartungshorizont‘ (Koselleck 1995) auseinander und fami-

liales Leben kann eben auch anders sein, als es erwartet wird. So werden beispielsweise Partnerschaften aufgekündigt und Ehen geschieden; Formen familialer Lebensführung verändern sich, werden pluraler und vielfältiger; klar definierte Grenzen zwischen Arbeitsplatz und Familie werden brüchig und müssen familial immer wieder ausgehandelt werden (vgl. Meuser 2012: 69-71). Hier zeigt gerade eine historische Perspektive auf Familie Parallelen zwischen vormodernen Arbeits- und Lebensformen und neuen spätmodernen Lebensverhältnissen – wie und wodurch sich Familie gesellschaftlichen Veränderungen anpasst und sich zugleich aber auch abgrenzt. Inwieweit sich ‚alte‘ Familienformen und traditionelle Vorstellungen von Familie an diversifizierten Milieuverhältnissen und ihren Möglichkeiten brechen, sind noch offene empirische Fragen.

Literatur

- Allert, Tilmann (1998): Die Familie. Berlin [u.a.]: de Gruyter.
- Allert, Tilmann (2017): Kein Auslaufmodell – die Familie als Kern sozialen Lebens. <https://www.swr.de/swr2/programm/familie-zukunftsmodell,broadcastcontrib-swr-22118.html>. [Zugriff: 01.12.2019].
- Ariès, Philippe (1982): Geschichte der Kindheit. 5. Auflage. München: dtv.
- Ariès, Philippe/Duby, Georges (1993) (Hrsg.): Geschichte des Privaten Lebens. Bd. 1-5. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2008): Störfall Kind – Frauen in der Planungsfalle. In: Politik und Zeitgeschichte 2008, 24-25, S. 26-32.
- Burguière, André/Klapisch-Zuber, Christiane/Segalen, Martine/Zonabend, Françoise (2005) (Hrsg.): Geschichte der Familie. Bd. I – Altertum. Essen: Magnus.
- Burguière, André/Klapisch-Zuber, Christiane/Segalen, Martine/Zonabend, Françoise (2005a) (Hrsg.): Geschichte der Familie. Bd. II – Mittelalter. Essen: Magnus.
- Burguière, André/Klapisch-Zuber, Christiane/Segalen, Martine/Zonabend, Françoise (2005b) (Hrsg.): Geschichte der Familie. Bd. III – Neuzeit. Essen: Magnus.
- Burguière, André/Klapisch-Zuber, Christiane/Segalen, Martine/Zonabend, Françoise (2005c) (Hrsg.): Geschichte der Familie. Bd. IV – 20. Jahrhundert. Essen: Magnus.
- Fuhs, Burkhard (1997): Zur Geschichte der Familie. In: Ecarius, J. (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: VS, S. 17-35.
- Funcke, Dorett/Hildenbrand, Bruno (2009): Unkonventionelle Familien in Beratung und Therapie. Heidelberg: Carl Auer.
- Funcke, Dorett/Thorn, Petra (2010): Familie und Verwandtschaft zwischen Normativität und Flexibilität. In: Funcke, Dorett/Thorn, Petra (Hrsg.): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Bielefeld: transcript, S. 11-36.

- Funcke, Dorett/Hildenbrand, Bruno (2018): Ursprünge und Kontinuität der Kernfamilie. Wiesbaden: Springer VS.
- Gehres, Walter (2005): Jenseits von Ersatz und Ergänzung: Die Pflegefamilie als eine andere Familie. *ZfSp* 3, 3, S. 246-271.
- Gestrich, Andreas (2013): Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert. 3. Auflage. München: Oldenbourg.
- Gillis, John R. (1997): Mythos Familie. Weinheim/Berlin: Quadriga Beltz.
- Hareven, Tamara K. (1999): Familiengeschichte, Lebenslauf und sozialer Wandel. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hausen, Karin (1975): Familie als Gegenstand Historischer Sozialwissenschaft. In: *Geschichte und Gesellschaft*. 1, 2-3, S. 171-209.
- Hildenbrand, Bruno (1979): „Wenn ich zu Hause bin, will ich weg, und wenn ich weg bin, will ich nach Hause“. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler, S. 153-170.
- Hildenbrand, Bruno (2005a): *Fallrekonstruktive Familienforschung*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Hildenbrand, Bruno (2005b): *Einführung in die Genogrammarbeit*. Heidelberg: Carl Auer.
- Hildenbrand, Bruno (2005c): Die Genese von sozialisatorischen Kernkompetenzen in der Pflegefamilie: Salutogenese und Resilienz. Jena: Universität Jena, Fak. für Sozial- und Verhaltenswissenschaften, Institut für Soziologie. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssaoar-219449>. [Zugriff: 01.12.2019].
- Hildenbrand, Bruno (2010): Familienrekonstruktion. In: Bock, K./Miethe, I. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit*. Opladen/Farmington Hills: Budrich, S. 240-246.
- Keddi, Barbara (2010): Junge Frauen. In: Becker, R./Kortendiek, B. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS, S. 436-442.
- King, Vera (2018): Die äußere und innere Bedeutung der Triade. In: *West-End. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 15, 2, S. 87-103.
- Kosselleck, Reinhart (1995): *Vergangene Zukunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Link, Jürgen (1999): *Versuch über den Normalismus*. 2. Auflage. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Maier, Maja S. (2005): Queere Paarbeziehungen? Homosexuelle Paarbeziehungen als Untersuchungsgegenstand. In: *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung* 17, S. 51-68.
- Maiwald, Kai Olaf (2018): Familiäre Interaktion, Objektbesetzung und Sozialstruktur. In: *West-End. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 15, 2, S. 73-85.
- Mayntz, Renate (1955): *Die moderne Familie*. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Meseth, Wolfgang/Casale, Rita/Tervooren, Anja/Zirfas, Jörg (2019): Normativität in der Erziehungswissenschaft. In: Meseth, Wolfgang/Casale, Rita/Tervooren, Anja/Zirfas, Jörg (Hrsg.): *Normativität in der Erziehungswissenschaft*. Wiesbaden: Springer, S. 1-17.

- Meuser, Michael (2012): Vaterschaft im Wandel. In: Böllert, Karin/Peter, Corinna (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Wiesbaden: Springer VS, S. 63-80.
- Nave-Herz, Rosemarie (2019): Familie heute. 7. überarbeitete Auflage. Darmstadt: wbg.
- Oevermann, Ulrich (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionellen Handelns. In: Combe, Arno/Helsper, Werner (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt am Main: Westdeutscher Verlag, S. 70-183.
- Oevermann, Ulrich (2001): Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik. In: Kramer, Rolf-Torsten/Helsper, Werner/Busse, Susann (Hrsg.): Pädagogische Generationenbeziehungen. Leske + Budrich, S. 78-128.
- Oevermann, Ulrich (2004): Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung. In: Geulen, Dieter/Veith, Hermann (Hrsg.): Sozialisationstheorie interdisziplinär. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 155-181.
- Parsons, Talcott (1968): Sozialstruktur und Persönlichkeit. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Prost, Antoine (1993): Grenzen und Zonen des Privaten. In: Ariès, Philippe/Duby, Georges (Hrsg.): Geschichte des Privaten Lebens. Bd. 5. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 15-151.
- Ritter, Henning (1984): Stichwort „Normal, Normalität“. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 6. Basel: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 906-928.
- Rosenbaum, Heidi (1975): Zur neueren Entwicklung der Historischen Familienforschung. In: Geschichte und Gesellschaft. 1, 2-3, S. 210-222.
- Rosenbaum, Heidi (1978): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosenbaum, Heidi/Timm, Elisabeth (2008): Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat. Konstanz: UVK.
- Rosenbaum, Heidi (2015): Familienformen im historischen Wandel. In: Steinbach, Anja/Henning, Marina/Becker, Oliver A. (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Wiesbaden: VS, S. 19-39.
- Schierbaum, Anja (2013): Eine Minimalsskizze der Entwicklung von Familie, Familienleitbildern und Familienformen. In: Krüger, Dorothea/Herma, Holger/Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 51-70.
- Schneewind, Klaus A. (2010): Familienpsychologie. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schütze, Yvonne (2000): Konstanz und Wandel. Zur Geschichte der Familie im 20. Jahrhundert. In: Benner, Dietrich/Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert. Weinheim: Beltz, S. 16-35.
- Sieder, Reinhard (1987): Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Thomä, Dieter (2012): Väterbilder im historischen Wandel. In: Walter, Heinz/Eickhorst, Andreas (Hrsg.): Das Väter-Handbuch. Gießen: Psychosozial, S. 59-77.
- Tolasch, Eva (2016): Die protokollierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Wiesbaden: VS.
- Tyrell, Hartmut (1983): Zwischen Interaktion und Organisation II. Die Familie als Gruppe. In: KZfSS, Sonderheft 25, S. 363-390.
- Vincent, Gérard (1993): Einleitung zur Geschichte des privaten Lebens. In: Ariès, Philippe/Duby, Georges (Hrsg.): Geschichte des Privaten Lebens. Bd. 5. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 9-13.
- Zonabend, Françoise (2005a): Über die Familie. In: Burguière, André/Klapisch-Zuber, Christiane/Segalen, Martine/Zonabend, Françoise (Hrsg.): Geschichte der Familie. Bd. I – Altertum. Essen: Magnus, S. 17-90.
- Zonabend, Françoise (2005b): Wie weiter mit der Familie. In: Burguière, André/Klapisch-Zuber, Christiane/Segalen, Martine/Zonabend, Françoise (Hrsg.): Geschichte der Familie. Bd. IV – 20. Jahrhundert. Essen: Magnus, S. 285-294.

Familien und pädagogische Institutionen

„... wieder das Klassen-Ding“. Bildung als biographischer Positionierungsprozess in familialen Verwobenheiten

Lalitha Chamakalayil, Oxana Ivanova-Chessex, Bruno Leutwyler, Wiebke Scharathow

1 Einleitung

Diskurse, in denen familiäre Herkunft thematisiert wird, beinhalten oft normative Annahmen über die Funktion von ‚(Herkunfts-)Familie‘ für die Subjektwerdungsprozesse: Wie sich ein Subjekt entwickelt, sich und die Welt wahrnimmt und handelt, wird als in großem Maße von Familienverhältnissen abhängig betrachtet. Diese Abhängigkeit der Subjektwerdungsprozesse von der familialen Herkunft wird meist als Selbstverständlichkeit oder wissenschaftliche Evidenz betrachtet. ‚Familie‘ wird als Referenzfigur aufgerufen, um die Reproduktion sozialer Ungleichheiten und intergenerationale soziale Mobilität zu konzeptualisieren und empirisch zu analysieren. Soziale und biographische Prozesse werden dann ausgehend von familialen Zugehörigkeiten gedacht und erklärt. Die soziale Positionierung der ‚Herkunftsfamilie‘ bildet einen Ausgangspunkt für die Denkfigur der ‚sozialen Mobilität‘ und meint transgenerationale Veränderungen in sozialen Verhältnissen, die, jüngeren Studien zufolge, als zeitlich konstant zu betrachten seien (vgl. bspw. Falcon 2016). ‚Familie‘ steht damit für ein Konstrukt, welches mit einer Fortführung und Aufrechterhaltung sozialer Positionierungen in Verbindung gebracht sowie zur Legitimation bestehender gesellschaftlicher Ungleichverhältnisse herangezogen werden kann.

Im Licht solcher normativen Setzungen kann ‚Familie‘ als eine Form des hegemonialen Diskurses betrachtet werden, welcher ‚Familie‘ als ein Prädiktor sozialer Positionierungen von Individuen erscheinen lässt. Familienverhältnisse und generationale Fortführungen und Durchbrechungen werden damit zu einem Artikulationsfeld gesellschaftlicher Machtverhältnisse. ‚Familie‘ und familiäre Zugehörigkeiten als eine machtfreie Enklave zu betrachten, wäre eine Illusion. Vielmehr werden hier generationale Vorhaben entwickelt und umgesetzt, die eng mit Positionierungen innerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse verwoben sind und nicht davon unabhängig gedacht wer-

den können. Insbesondere in einer generationalen Betrachtungsweise werden transmissive und/oder transformative Bemühungen erkennbar, die oft dem Projekt ‚Verbesserung oder Aufrechterhaltung der sozialen Positionierung der Familienangehörigen‘ dienen (vgl. zur intergenerationalen Transmission und Transformation, King 2017: 15).

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen kann angenommen werden, dass Individuen ihre Lebensgeschichten im Kontext der verobjektivierten und sozial verbreiteten Annahmen von einem kausalen Zusammenhang zwischen ‚Herkunftsfamilie‘ und Subjektwerdung entwerfen. Biographische Selbstkonstruktionen müssen demzufolge diese Annahmen performativ aufrufen, reproduzieren oder verschieben, weil sich Subjekte zu diesen dominanten Diskursen nicht nicht verhalten können.

Vor diesem Hintergrund fokussiert der vorliegende Beitrag familiäre Positionierungsprozesse im Kontext von Machtverhältnissen. Die Grundlage für den Beitrag sind Daten, die im Rahmen des vom Schweizer Nationalfonds geförderten Projektes „Eltern und Schule im Kontext gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse – eine subjektivierungs- und biographietheoretisch orientierte Studie“¹ erhoben wurden. Anhand einer Fallanalyse wird im Beitrag herausgearbeitet, welche familial-generationalen Positionierungsdynamiken in den Lebensgeschichten wie bedeutsam werden, wie diese Positionierungen mit Machtverhältnissen verwoben sind und wie hegemoniale Verhältnisse biographische Auseinandersetzungen mit Bildung rahmen. Der exemplarischen Fallrekonstruktion geht eine biographietheoretische Perspektivierung des Beitrags voran. Abschließend wird die Fallanalyse vor dem Hintergrund der theoretischen Überlegungen eingeordnet.

2 Biographietheoretische Perspektiven auf familiäre Positionierungsprozesse

Um familiäre Positionierungsprozesse analysierbar zu machen, wird eine biographietheoretische Perspektive eingenommen. Mit Dausien (2011) stellt Biographie „die sich immer wieder fort- und umschreibende Geschichte eines gesellschaftlichen Individuums in Relation zu den sozialen Kontexten ihrer Formation“ dar (ebd.: 114). Eine biographische Narration enthält demzufolge weniger Referenzen auf das erzählende Subjekt, sondern vielmehr Spuren der diskursiv gerahmten Subjektivierungspraxen (vgl. Hanses 2013: 340; Thon 2016: 190). Damit ist auch gemeint, dass in biographischen Erzählungen

1 Projektlaufzeit: 01/2018-12/2020, Projektleitung: Prof. Dr. B. Leutwyler, PH Zürich; Mitarbeitende: Oxana Ivanova-Chessex, PH Zürich, Lalitha Chamakalayil, FHNW Nordwestschweiz, Wiebke Scharathow, PH Freiburg.

nicht nur Erfahrungen verarbeitet werden, sondern auch, im Sinne des Konzeptes der Biografizität, eine soziale Wirklichkeit hervorgebracht wird (vgl. Dausien 2010: 364; Thon 2016: 187). Biographische Lebensgeschichten sind dann als „Orte des Aufrufens und Weiterleitens von Diskursen“ (Rose 2012: 118) zu denken und das biographische Erleben, Erinnern und Erzählen (vgl. Rosenthal 1995) als diskursiv hervorgebracht (Spies 2018: 538).

Hegemonial wirksame kapitalistische Klassenverhältnisse, heteronormative Geschlechterverhältnisse, asymmetrische Körperverhältnisse, rassialisierte Zugehörigkeitsverhältnisse, postkolonial geprägte epistemische Dominanzverhältnisse (Riegel 2016: 61f.) stellen einen Referenzrahmen dar, in dem sich die „Verwobenheit von diskursiver Subjektconstitution einerseits und biographischer Eigensinnigkeit andererseits“ (Truschkat 2018: 132) artikuliert. An dieser Schnittstelle können Positionierungen als Prozesse der Erzeugung des biographischen Sinns unter Bedingungen der verfügbaren Diskurse rekonstruierbar werden. Mit der Positionierung ist hier ein doppelter Moment gemeint: Es geht für ein Subjekt einerseits darum, ein Spektrum der diskursiv verfügbaren Subjektpositionen situativ zu rekonstruieren, anzueignen oder fehlanzueignen und sich zugleich zu den verfügbaren Positionierungsmöglichkeiten zu verhalten. Eine Positionierung stellt damit für ein Subjekt eine Möglichkeit dar, sich zu Bedingungen seines Werdens ins Verhältnis zu setzen und damit „die gesellschaftlichen und institutionellen Zwänge und Zumutungen subversiv zu brechen und einen ‚subjektiven Eigensinn‘ [...] zu entfalten, der sich den hegemonialen gesellschaftlichen und institutionellen Diskursen gegenüber eigensinnig und auch widerständig positionieren kann“ (Stehr 2015: 125).

Mit *familialen* Positionierungsprozessen sind hier Momente gemeint, in denen das diskursive Feld ‚Familie‘ zum Gegenstand der Erzählung und dem Referenzpunkt der hergestellten Subjektpositionen wird. Auf die Normativität dieses Diskurses und seine Verwobenheit mit hegemonialen Verhältnissen wird in der Literatur – wenn auch lediglich vereinzelt – hingewiesen (vgl. Collins 1998; Riegel/Stauber 2018). Das Aufrufen der Diskurse zu ‚Familie‘ wirkt deshalb zwangsläufig positionierend: Es positioniert bezüglich des hegemonialen Bildes einer ‚Normalfamilie‘ (vgl. Finch 2007; Riegel/Stauber 2018: 40), bezüglich der normativen Annahme der Abhängigkeit der Subjektwerdung von familialer Herkunft oder auch bezüglich der familial normalisierten biographischen Verläufe. Diskurse zu Familie sind für beteiligte Subjekte insofern machtvoll, weil sie mit Privilegierungen und Benachteiligungen einhergehen und hierdurch materielle und symbolische Folgen entfalten. In einer biographischen Erzählung muss eine familienbezogene Thematisierung deshalb als eine Herstellungsleistung, als doing oder displaying family (Jurczyk 2014; Morgan 1996; Finch 2007) betrachtet werden. Neben den gesellschaftlichen Machtverhältnissen, in denen familiale Netzwerke und deren Mitglieder sehr unterschiedlich positioniert sind, sind darüber hinaus

auch generationale, ebenfalls machtvoll strukturierte Verhältnisse zu berücksichtigen (vgl. Riegel/Stauber 2018: 45f.). Familiäre Positionierungsprozesse entfalten sich damit in einem komplex verschränkten Feld der Machtverhältnisse, in dem generationale Hierarchien mit gesellschaftlichen Geschlechter-, Klassen-, Migrations- und Körperverhältnissen verwoben wirken (vgl. Chakalalayil/Riegel 2019: 172). Mit solchen Schnittstellen zwischen gesellschaftlichen Machtverhältnissen und familial-generationalen Positionierungsbewegungen beschäftigt sich die folgende Analyse einer biographischen Erzählung.

3 Familiäre Positionierungsbewegungen angesichts von Klassenverhältnissen – eine Fallanalyse

Für den vorliegenden Beitrag greifen wir auf ein biographisches Interview² mit einer Mutter zurück und arbeiten heraus, wie hegemoniale Verhältnisse biographische Auseinandersetzungen mit Bildung rahmen. Im Fokus steht vor allem eine Analyse der Klassenverhältnisse im generationalen Zusammenhang, die von der Biographin zentral in den Blick genommen werden.³

Wir verstehen Klasse als eine „relationale Kategorie“, die es möglich macht, sowohl „ökonomische Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse“ (Khakpour/Mecheril 2018: 136) als auch innerfamiliäre und generationale Positionierungsbewegungen von Individuen, bezogen auf ökonomische, aber auch kulturelle und soziale Dimensionen der Klassenverhältnisse, in den Blick zu nehmen. Bevor wir uns der Analyse zuwenden, soll zunächst ein kurzer Einblick in die Biographie der Interviewpartnerin, anonymisiert Johanna Nikolaidis genannt, gegeben werden.

Johanna Nikolaidis ist 49 Jahre alt. Sie wächst als einziges Kind ihrer Eltern – ihr Vater ist ein Metallarbeiter und ihre Mutter geht vor allem Sorgearbeit nach – in der Nähe einer Schweizer Großstadt auf. Sie schließt die Schule nach der Sekundarstufe I ab und beginnt eine Lehre als Reiseverkehrsfrau. Im ersten Lehrjahr lernt sie ihren späteren Mann, auch ein Lernender im Unternehmen, kennen. Nach ihrer Ausbildung und einer Zeit der Berufstätigkeit beginnt sie den Weg zur Erwachsenenmaturität. In dieser Zeit stirbt ihr

2 Die hier vorgestellte Fallanalyse geht auf das bereits erwähnte Forschungsprojekt zurück, in dem biographische Interviews mit Eltern erhoben (vgl. Schütze 1983) und im Sinne der biographischen Fallrekonstruktion (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Rosenthal 1995, 2011) analysiert werden.

3 Andere Machtverhältnisse, die mit Klasse intersektional verschränkt wirken (bspw. rassistische oder sexistische Verhältnisse), werden zugunsten einer inhaltlichen Fokussierung des Beitrags lediglich angedeutet, sind jedoch wichtig, um die Komplexität der Positionierungsdynamiken aufzuzeigen.

Vater unerwartet – sie ist 21 Jahre alt. Nach dem Erwerb ihrer Matura, der Hochschulzugangsberechtigung, arbeitet sie ein Jahr für eine internationale Fluglinie, entscheidet sich dann aber für ein Universitätsstudium, während sie gleichzeitig mit einem reduzierten Pensum arbeitet. Mit 27 heiraten sie und ihr Partner, mit 32, kurz vor Beginn ihrer Abschlussarbeit, wird sie schwanger. Nach der Geburt ihres Sohns, der später eine Diagnose auf dem Autismusspektrum bekommt, rückt der Studienabschluss in den Hintergrund. Nach der Geburt ihrer Tochter einige Jahre später macht sie sich gemeinsam mit einer Freundin selbstständig und bietet Sprachkurse für Mitarbeitende in multinationalen Firmen an. Nach Umsatzeinbrüchen durch die Finanzkrise 2008 schließen sie das Unternehmen. Danach beginnt sie zunächst an einer Fachhochschule ein Primarschullehrstudium, beendet dann aber stattdessen das vor der Geburt ihres Sohnes begonnene Universitätsstudium. In dieser Zeit endet auch ihre Ehe, die Kinder bleiben bei ihr. Frau Nikolaidis investiert viel Energie in die Begleitung der integrativen Beschulung ihres Sohnes. Letztlich entscheidet sie sich für eine Ausbildung als Coach mit psychotherapeutischen Anteilen. Sie und ihr neuer Partner leben nun gemeinsam mit den Kindern aus ihren vorherigen Beziehungen, während Frau Nikolaidis versucht, sich als Coach selbstständig zu machen.

Im Folgenden wird den Bildungsentscheidungen im Leben von Johanna Nikolaidis nachgegangen, womit sie direkt am Anfang ihrer Eingangserzählung mit einer Thematisierung des Lebensentwurfs ihres Vaters beginnt:⁴

„ich weiß noch mein Vater hat sich jahrelang darauf gefreut auf die Pensionierung, einerseits weil er gefunden hat, er kann dann endlich mal alte Bücher lesen, wo er sonst nicht dazugekommen //mhm// er ist ähm Bürzer gewesen also ähm Metallarbeiter; also ganz wirklich working class @.)@ //mhm// ähm ähm hat da auch nicht viel verdient gehabt, hat aber das gemacht was er gerne gemacht hat; so von dem her gesehen //mhm// und hat sich dann aber auch gleich hat dann neun Stunden am Tag gearbeitet und so und hat sich dann halt schon gefreut gehabt; wenn er dann mal endlich Zeit hat und so; und dann ist es genau zwei Monate gegangen wo er hatte es können genießen“ (Z. 45-52).

Frau Nikolaidis beginnt die Skizzierung ihrer ‚Herkunftsfamilie‘ mit einer Beschreibung ihres Vaters: Sie betont seine intellektuelle Seite mit dem Verweis auf Bücher – alte Bücher, Klassiker, was als eine Referenz zum bürgerlichen Bildungskanon gedeutet werden kann – die er als Pensionär lesen wollte. Sie verortet ihren Vater damit explizit innerhalb von Klassenverhältnissen. Familien- und Klassenverhältnisse werden hier miteinander verwoben thematisiert. So bedient sich Frau Nikolaidis in der Beschreibung der Position ihrer ‚Familie‘ zweier Formulierungen, die beide auf eine spezifische, eher positiv besetzte Perspektive auf Arbeiter*innen verweisen: Sie kombiniert „working class“, einen englischsprachigen Begriff, mit dem Schweizer-

4 Namen und Orte sind anonymisiert, Daten sind in der Schweiz erhoben und im Original in Schweizerdeutsch. Sie sind zum besseren Leseverständnis an Standarddeutsch angeglichen.

deutschen „Bürzer“. Dabei wird an Diskurse angeknüpft, die auf (oft) idealisierte Bilder über Arbeiter*innen verweisen, wie Klassenbewusstsein, Potential für Intellektualität oder kollektive Organisation.⁵ Die Formulierung „ganz wirklich working class“ kann zugleich als zusätzliche Betonung einer positiven Identifikation und Zugehörigkeit gelesen werden. Zwar erkennt sie an, dass ihr Vater in der beschriebenen Position finanziell nicht gut gestellt ist, klagt dies aber nicht an, sondern hebt den Fleiß, die Erfüllung und die Freude hervor, mit der er seinem Beruf nachgegangen ist. Sie versucht hier einen Spagat: Auf der einen Seite inszeniert sie ihren Vater mit Blick auf kapitalistische Orientierungen hinsichtlich Leistung als angepasst und zufrieden, eingefügt in seine Rolle als Arbeiter, der die Verhältnisse, in denen er arbeitet, unhinterfragt akzeptiert. Auf der anderen Seite betont sie, dass er ‚mehr als ein Arbeiter‘ ist: Er wird von ihr als jemand beschrieben, der zusätzlich auch ein Streben nach Wissen und Intellektualität hat. Sie grenzt sich hier deutlich von einem Diskurs ab, in welchem Arbeiter*innen als wenig lesend imaginiert werden. Stattdessen knüpft sie an eine diskursiv verankerte Verbindung zwischen Büchern und der Akademiker*innen-Klasse an. Mit der Darstellung ihres literaturaffinen Arbeiter-Vaters – einer Figur, die nicht in vorgegebene Ideen von Arbeiter*in-Sein passt – scheint sie schon anzudeuten, was im Verlauf des Interviews noch deutlicher wird: Sie versucht Klassenverhältnisse gleichzeitig zu thematisieren und zu entschärfen.

Sie beschreibt, wie ihr Vater, resultierend aus den Anforderungen seiner Arbeit, eine Zweiteilung seiner Lebenszeit geplant hatte: Sein Interesse an „alten Büchern“ wurde auf die Zeit nach der Berufstätigkeit verlegt. Da er aber zwei Monate nach Beginn seiner Pensionierung stirbt, ist es ihm nicht möglich, dem erfüllend nachzugehen. In ihrer Erzählung leitet sich aus diesem Lebensentwurf des Vaters eine für sie dringliche Konsequenz ab: Sie fühlt sich in generationalen Zusammenhängen aufgefordert, ihre Wünsche und Ziele zum Thema Bildung nicht zu verschieben, sondern diesen nachzugehen.

In der nachfolgenden Passage versucht Frau Nikolaidis zu erklären, warum sie, mit ihren guten Leistungen, nach der Grundschule nicht in die höher qualifizierenden, auf die Hochschulzugangsberechtigung ausgelegten Bildungsgänge gewechselt hat.

„ä::hm damals aufgrund von der Situation wo wir daheim gehabt haben ähm meine Eltern haben sich nicht groß darum gekümmert gehabt wegen der Schule und wie das jetzt ist mit Gymnasium und solchen Sachen //mhm// und ich hab das auch- an mir ist das auch vorbei; damals, und eigentlich haben mir immer alle gesagt ahja du musst

5 Immer wieder macht sie im Laufe ihrer Narration deutlich, dass sie ein Wissen über sozialwissenschaftliche Diskurse, wie hier zu „working class“, hat. Durch die Nutzung spezifischer Begrifflichkeiten verweist sie so nicht nur auf ihre akademische Positionierung, sondern knüpft auch an diese Diskurse aus der Position einer Person an, die sich mit diesen auseinandergesetzt hat.

auf=s Gympi du bist so gut //ja//und ich hab=s dann verpasst. schlichtweg. //mhm// und dann ist es so, ja was mache ich jetzt oder? jetzt ist dann die Schule vorbei, was mache ich jetzt? und so. dann ist aber auch nie zur Debatte gestanden, dann dass man gleich nach der dritten Sek auf=s Gympi, sondern meine Eltern haben glaube ich auch so aus einer aus einer ähm sie sind dann auch noch ein bisschen älter gewesen wo sie mich bekommen haben: das ist so wie wenn sie eine Generation ausgelassen haben; heutzutage ist das relativ normal dass man ein Kind spät bekommt //ja// aber damals überhaupt nicht. //mhm// also meine Eltern sind eigentlich quasi fast eine Generation später gewesen //ja// ((atmet laut ein)) und ich denk- das hat man (det) auch so ein bisschen gemerkt, und sie ist so aus dem [ländlichen Gebiet] gewesen und da auch eher auf der konservativen Seite //mhm// und aufgewachsen aber am [Grossstadt]see; wo dann viele auf=s Gympi sind, also das ist auch so gewesen mh: //mhm// und ich glaube auch das ist wieder das Klassen- Ding gewesen obwohl das nicht so- in der Schweiz ja sonst nicht so- im Vordergrund steht; aber mach das nicht; das ist für die mehr Besseren //mhm// so quasi //mhm// oder? //ja// auf=s Gympi gehen“ (Z. 58-76).

Frau Nikolaidis versucht diese für ihr weiteres Leben wichtige Situation – nicht auf das Gymnasium gehen zu können – zu verstehen und nutzt dazu verschiedene, teilweise ineinandergreifende Interpretationen und Erklärungsansätze. Am Anfang der Passage nimmt sie im erklärenden Sinne Bezug auf die familiäre Situation, insbesondere auf das an anderer Stelle geschilderte schwierige Verhältnis zu ihrer verbal und psychisch oft gewalttätigen Mutter und ihrem Vater, der versucht diesen Konflikten aus dem Weg zu gehen. Johanna Nikolaidis spricht dann familiäre Pflichten im Übergang in die unterschiedlichen Schulformen an. So stellt sie es als Verantwortung der Eltern dar, nicht nur komplexe Systemfragen, „wie das jetzt ist mit dem Gymnasium und solchen Sachen“, zu durchschauen, sondern sich auch aktiv in diesen Entscheidungsprozess einzubringen.

Sie nimmt sich zudem selbst in die Pflicht und beschreibt, dass ihr die Bedeutung dieses Übergangs nicht ausreichend klar war. Hier zeigt sich, dass sie als Kind die Diskussionen und Hinweise der Personen um sie herum mit Blick auf ihre Schullaufbahn mitbekommen hat. Ihr Umfeld, von ihr beschrieben als „alle“, die sie im Gymnasium sehen – vielleicht ihre Lehrer*innen und Mitschüler*innen – scheinen aber nicht wirkmächtig genug zu sein, um ihr diesen Sprung in den höher qualifizierenden Bildungsgang zu ermöglichen. In der Konsequenz des Nicht-Kümmerns, Nicht-Wissens und Nicht-Durchsetzens verpasst sie diesen wichtigen Moment des Wechsels und beendet ihre Schullaufbahn. Ein Anschluss nach dem neunten Schuljahr wird von ihren Eltern nicht in Erwägung gezogen. Frau Nikolaidis spricht hier einen weiteren möglichen Erklärungsgrund an: Sie interpretiert diese Nicht-Involviertheit der Eltern als eine soziale Herkunfts- und Prägungsfrage: Ihre Eltern sind durch ihre späte Elternschaft und das konservative ländliche Aufwachsen geprägt und sehen die Option einer gymnasialen Laufbahn für ihre Tochter nicht, im Gegensatz zu den von ihr als modern und weltoffen beschriebenen anderen Eltern des großstädtischen Umfelds, in dem sie aufwächst. Sie zeigt auf, dass eine ‚Bildungsnähe‘, nämlich das Interesse ihres

ländlich verorteten Vaters an Büchern, in ihrer Konstruktion nicht gleichbedeutend ist mit dem städtisch verorteten Wissen über Schulübergänge, das Können und Vermögen, sich einzumischen und handelnd für die Einschulung in höher qualifizierende Bildungsgänge Sorge zu tragen. Sie verweist damit auf eine Überlagerung der klassenbezogenen und der regional-räumlichen Machtverhältnisse, welche die Handlungsspielräume ihrer Eltern und von ihr selbst einschränken.

In ihren Schlussfolgerungen zu dieser Passage erwähnt Johanna Nikolaidis dann explizit soziale Klasse – „das ist wieder das Klassen-Ding“. Sie verortet hiermit wiederholt ihren Vater bzw. ihre Eltern innerhalb der Klassenverhältnisse. Auch wenn dies eine gute Erklärungsfolie hinsichtlich der familialen Bildungsentscheidungen liefern würde, nimmt sie dies direkt wieder zurück – in der Schweiz stehe dies ja „sonst nicht so im Vordergrund“. Indem sie sich der diskursiv vorgetragenen Nicht-Relevanz der klassenbezogenen Positionierung in einem sich als meritokratisch verstehenden System, wie dem Schweizer Bildungssystem, anschließt, entkräftet sie ihr Klassen-Argument. Die Thematisierung von Klassenverhältnissen in ihren Verwobenheiten scheint in ähnlicher Weise zu geschehen wie die Schilderungen zur Literaturaffinität ihres Vaters – eine Betonung der Verhältnisse geht direkt mit einer Entkräftung der Zuordnungen klassenbezogener hegemonialer Diskurse und Zuschreibungen einher. Deutlich wird jedoch: Eine gymnasiale Schullaufbahn wird nicht als Teil ihres Möglichkeitsraums wahrgenommen – nicht von ihr und nicht von ihren Eltern.

„Gehe doch auf=s K- mach doch=s KV⁶ und das KV ist irgendwo so wow das ist oder? da ist Büro und Zeugs und Sachen und so, und ich so ähm ja okay, ähm das ist der Vorschlag von meinem Vater gewesen und von meiner Mutter mach=s doch auf dem Reisebüro, weil ich gefunden habe Bank, ich will nicht auf eine Bank, das passt nicht zu mir“ (Z. 76-80).

Was hingegen von ihren Eltern, vor allem ihrem Vater, als Möglichkeit gesehen wird, ist eine kaufmännische Ausbildung. Das Anstreben dieses Ausbildungsberufs kann als eine Aufstiegsaspiration verstanden werden, da sie mit einer solchen Berufsausbildung in einem Büro administrativen Tätigkeiten (und nicht körperlicher Arbeit) nachgehen würde. Ihre Mutter ist dann aber diejenige, die eine kaufmännische Ausbildung in einem Reisebüro vorschlägt, hier mehr Einfühlungsvermögen hinsichtlich der Hoffnungen und Ziele ihrer Tochter zeigt, zugleich aber auch den Vorschlag des Vaters den hegemonialen Vorstellungen von genderangemessenen Berufen anpasst. Der gegenderte Vorschlag – dieser Berufszweig wird vor allem von Frauen gewählt – wird von Johanna Nikolaidis übernommen – ein Reisebüro passe

6 KV steht für eine, vom kaufmännischen Verband verantwortete, kaufmännische Ausbildung – der in der Schweiz seit langer Zeit meistgewählte Ausbildungsberuf (vgl. Bundesamt für Statistik 2016) mit anspruchsvollen Selektionskriterien. Eine KV-Ausbildung ermöglicht oft auch einen Einstieg in den Finanzsektor der Schweiz.

besser zu ihr als das Arbeiten in einer Bank. Sie beginnt ihre Ausbildung in einem großen Schweizer Reisebürounternehmen, welches ihr Möglichkeiten bietet, Sprachen zu lernen und ihr internationale Einsätze und Karriere-chancen ermöglicht.

Bezogen auf die von Klassen- und Genderverhältnissen gerahmte Berufswahlphase resümiert die Biographin im Rückblick, dass die Entscheidung für die Ausbildung eine nicht frei getroffene Entscheidung war, eine Auslasung von Möglichkeiten, die sie im weiteren Verlauf ihrer Biographie durch einen universitären Abschluss wieder gut machen möchte. Dies führt zu Konflikten in ihrer Partnerschaft:

„das hat schon mit der KME⁷ angefangen gehabt und dann mit dem Studieren sowieso gerade nochmal, ähm da ist so glaube ich gerade so der erste Samen gesetzt gewesen für den Grundkonflikt später mit meine:m Freund Mann später dann weil er hat nicht er das nicht ganz so toll @gefunden@, er hat irgendwie so gefunden, weißt du, du hast ja, und, was ist nicht gut genug, und und ist das Reisebüro nicht gut genug für dich? und ja du verdienst ja kein Geld, und solche Sachen, und ich so, ja weißt du, ich würde von dir auch nicht wollen, das du etwas machst, acht Stunden am Tag, wo du, wo du nicht gerne machst. ähm dir gefällt es jetzt auf dem Reisebüro, mir nicht oder, ich hab mir das nicht wirklich richtig ausgesucht gehabt“ (Z. 288-296).

Frau Nikolaidis ist beruflich in einer Position, die sie in den Augen ihres Partners zufriedenstellen sollte. Ihre Versuche, mehr in Bildung zu investieren – den Universitätszugang über die KME zu erwerben oder sich für ein Studium zu interessieren – werden von ihr als Beginn eines Prozesses, der letztlich zur Trennung führt, beschrieben. Am Beispiel der von ihr in dieser Textpassage geschilderten Reaktionen und Einwände von ihrem Partner werden ihre Hoffnungen und Ambitionen sichtbar. Er steht hier für ein Zufriedensein mit den Bedingungen, unter denen sie beide leben. In ihren Schilderungen der Auseinandersetzungen mit ihrem Partner beschreibt sie, wie sich diese um die Idee des „nicht gut genug für dich“ drehen: Er wirft ihr Arroganz und Überheblichkeit vor. Hier zeichnet sich auch eine Klassendimension ab – dass ein Streben nach „mehr“ auch im Konflikt steht mit einer Solidarisierung gegen eine als elitär und arrogant wahrgenommenen Oberschicht. In ihrer Unzufriedenheit, so Frau Nikolaidis, sieht er ein Abwerten ihrer zufriedenen Arbeitskolleg*innen, zu denen auch er gehört.

Hier wäre auch eine Lesart mit Blick auf die Verschränkung von Klassen- und Geschlechterverhältnissen möglich: Johannes Ex-Partner wird von ihr nicht als jemand beschrieben, der die Alleinverdiener*innenrolle ausüben möchte. Stattdessen scheint ihre Arbeitskraft entscheidend wichtig zu sein für die Erreichung gemeinsamer finanzieller Ziele. Ihre Fokussierung auf Bil-

7 Kantonale Maturitätsschule für Erwachsene (KME) – eine Matura/Hochschulzugangsberechtigung von der KME bietet in der Schweiz den Zugang zur Universität, im Gegensatz zu einer Berufsmaturität, die aufbauend auf eine Ausbildung erworben werden kann und zu einem Studium an Fachhochschulen qualifiziert.

derung stört: „du verdienst ja kein Geld“. Gleichzeitig scheint es für ihren Partner auch auf der Ebene der Geschlechterrollenverteilung herausfordernd zu sein, dass seine Partnerin nach höheren Abschlüssen als den gemeinsamen strebt und für sich eine „Intellektualität“ einfordert, der er, so charakterisiert sie ihn, nicht entspricht.

Materiellen Wohlstand beschreibt sie, im Gegensatz zu ihrem Partner, als nicht sehr wichtig. Stattdessen hebt sie die Relevanz des ‚Geistigen‘ bzw. einer bildungsbezogenen Selbstverwirklichung hervor. Hierzu scheint sie auch auf romantisierte Vorstellungen von nicht primär an Aspekten wie Geld interessierten Geisteswissenschaftler*innen zurückzugreifen, die für ihre intellektuellen Passionen leben. Auch wenn sie wertschätzend über ihren Vater und seinen Lebensentwurf zwischen Büchern und Arbeit spricht, ist dies nichts, was sie für ihr eigenes Leben möchte: Sie möchte universitäre Bildung und die dazugehörigen Bildungsabschlüsse erwerben.

Sie entscheidet sich für ein Studium der Anglistik mit einer Bandbreite an geistes- und kulturwissenschaftlichen Nebenfächern, u.a. Linguistik, Französisch, Islamwissenschaften, Philosophie, Geschichte, und erhält letztlich einen Abschluss in Religionswissenschaften, der dezidiert nicht berufs- und karrierefokussiert ist, sondern ihrer Idee einer geisteswissenschaftlichen universitären Bildung zu entsprechen scheint: Für sie beinhaltet ein Studium an der Universität Auseinandersetzung mit Wissenschaften, die die Intellektualität zum Ziel hat. Hierzu stellt sie eine Verbindung her, wenn sie, kontrastierend zu ihrem Nicht-Hineinpassen in die Umwelt ihrer (klassenbezogenen) Herkunft, sich wie folgt beschreibt: „ich ich mein ich bin so ein intellektueller Mensch und irgendwie ich will viel wissen und ich bin neugierig“.

Wenn sie davon spricht, dass ihre Wünsche nach Bildung oder persönlicher Entwicklung durch ihr familiales Umfeld in Frage gestellt werden, verweist sie in ihrer biographischen Narration rechtfertigend auf die unerfüllten Träume und Wünsche ihres Vaters und nutzt diese Figur, um ihr Streben nach dieser spezifischen Idee von Bildung zu erklären. Bildung ist für sie ein Weg, sich aus gewaltvollen Familienkontexten – mit Blick auf die familiäre Gewalt wie auch die Gewalt der Klassenverhältnisse, die andere Bildungswege nicht selbstverständlich vorsah – zu befreien; eine Befreiung, die ihrem Vater nicht gelang.

Klassisch geisteswissenschaftlich geprägte Bildung und insbesondere universitäre Bildungsabschlüsse werden für sie zu einer Möglichkeit des Entkommens aus dem generational und durch Klassenverhältnisse geprägten Umfeld – auch inspiriert von der Nicht-Erfüllung der Bildungshoffnungen ihres Vaters. Bildung wird von ihr zu einer Leitlinie in ihrer Biographie erhoben und als Ausdruck von Persönlichkeitsentwicklung interpretiert. Dies zeigt sich auch in der Wahl ihrer Vertiefungen in der Universität:

„und hab dann Religionswissenschaft und Philosophie gemacht; //ah ja// und da wirklich (wunderbar) das ist so wirklich so das; wir hatten so die ganze (.) ah: die wich-

tigsten Sachen die die Menschheit produziert hat; wahrscheinlich dann auch mal so (.) gelesen oder? //ja// und so Shakespeare @(.)@ natürlich ähm und sämtliche Auftr- und ähm ja einfach von:: religiösen Schriften und Weisheitsschriften und und Philosophie und da habe ich gefunden ich bin happy, mir geht=s gut //@(.)@//“ (Z. 348-353).

Für Johanna Nikolaidis wird dieses Lernen, der Wissenserwerb und der daraus resultierende Bildungsabschluss Teil ihrer Identität und der greifbare Beweis für eine von ihrem Umfeld – ihrem Partner und der Welt des Reisebüros wie auch ihres Herkunftskontexts – kontestiert Zugehörigkeit zur Gruppe der Akademiker*innen. So orientiert sie sich im Studium an einer konservativ-klassischen Idee von Themen, die für sie ‚Errungenschaften der Menschheit‘ repräsentieren und wo Fragen einer zukünftigen Erwerbstätigkeit nicht von primärer Relevanz sind.

Frau Nikolaidis erzählt, wie sie ihr Studium erfolgreich abschließt. Sie schildert aber keine Bestrebungen, eine ihrem Abschluss entsprechende berufliche Tätigkeit auszuüben – der Status einer Universitätsabsolventin scheint das zu erreichende Ziel zu sein. Sie nutzt ihr durch den akademischen Abschluss erworbenes kulturelles Kapital und Systemkenntnis wie auch ihr Selbstbild als Akademiker*in aber dezidiert, um sich in die schulischen Belange ihrer Kinder einzubringen und sich für ihre Bildungschancen einzusetzen. Dieses Engagement einer Frau mit akademischem Bildungsabschluss ist durch Verschränkungen von sexistischen und klassistischen Verhältnissen gerahmt: In ihrer Rolle als Mutter und Akademikerin findet sie den Zugang und eine gemeinsame Sprache mit schulischen Akteur*innen, wird gehört und auch von anderen Eltern als Repräsentantin gewählt. Sie setzt sich so für ihre Kinder ein, wie sie sich im späteren Alter für sich selbst einsetzen musste – in Abgrenzung von der Unterstützung, die ihre Eltern nicht leisten konnten, und ihrem Mann, der in ihrer Perspektive weniger Interesse hat, die Kinder diesbezüglich zu unterstützen; im Gegenteil ihr sogar vorwirft, aus ihrem (integrativ beschulten) Sohn auch jemanden machen zu wollen, der dann von ihm und seinem Herkunftskontext entfremdet ist: „du willst ihn halt auf Akademiker trimmen“. In ihrem Engagement scheint auch ein Wunsch nach generationaler Verstetigung ihrer Errungenschaften zu liegen: Sie möchte sich in Bildungsfragen ihrer Kinder einsetzen und ihnen Vorteile im System Schule verschaffen – anders als es ihre Eltern hinsichtlich ihrer Schullaufbahn getan haben.

Zusammenfassend lässt sich aufzeigen, dass der hegemoniale Diskurs von Bildung als ein Weg zum Aufstieg innerhalb der Klassenverhältnisse einer ist, an dem Johanna Nikolaidis ihre Erzählung affirmierend ausrichtet. Ihr Streben nach Bildungsabschlüssen, Bildung, Selbstbestimmung und Zugehörigkeit zur Gruppe der Akademiker*innen können als ein Ausdruck des Loslösens aus der familial vorgesehenen Positionierung in Klassenverhältnissen gelesen werden. Dieses Streben ist in mehrfacher Hinsicht generational ge-

prägt: Sie setzt sich in der Abgrenzung wie auch in der Erfüllung mit den von ihr als unerfüllt wahrgenommenen Wünschen ihres Vaters nach Büchern und Wissen auseinander. Für ihre Bildungsabschlüsse ist sie bereit, Konflikte in ihrer Beziehung in Kauf zu nehmen. Mit Blick auf ihre Kinder hingegen betont sie, dass sie im Gegensatz zu den Bedingungen ihres Aufwachsens Wert darauf legt, insbesondere ihre Tochter, aber auch ihren Sohn, möglichst frei von elterlichen Ansprüchen und Wünschen aufwachsen zu lassen:

„also das ist mir auch wirklich das ist mir so wichtig; dass sie keine Aufträge bekommen; weisst wo nicht ihre sind oder? nicht irgendwie du musst das machen; du musst jetzt äh:: pf:: ich weiß auch nicht ich mein- meine Tochter ist mega intelligent ob sie jetzt das Gymi macht oder nicht; das ist ihre Entscheidung; ich mein das wo sie glücklich wird, das soll sie machen oder? ob es jetzt Schule ist, oder etwa Theater ist, sie will Schauspielerin werden; dann soll sie das machen, wenn sie happy ist damit, soll sie das um Himmelswillen machen, sie soll den Platz finden an den sie hingehört weißt, so. nicht irgendwie mit einem Auftrag von mir du musst oder irgendetwas oder pass auf und mach Karriere [...] ja okay @es gibt immer Sachen@ wo man irgendwie das Gefühl hat bei einem Kind davor warnen zu müssen, aber ich glaube das haben alle //ja// aber das hat wirklich- ich habe es geschafft und das Ding zu unterbrechen und auf das bin ich echt stolz, weißt du?“ (Z. 1318-1331).

Die Erreichung ihres Ziels, die intergenerationale Transmission von Aufträgen und unerfüllten Wünschen zu durchbrechen, die von ihr hier so deutlich formuliert wird, ist zu diesem Zeitpunkt – ihre Kinder sind noch vergleichsweise jung und ihre Tochter steht noch vor einem möglichen Schulwechsel – vor allem ein Wunsch. Sie bemüht sich um Offenheit, aber das Spektrum der Möglichkeiten, die sie skizziert, drehen sich doch um den Besuch eines Gymnasiums, auch wenn sie versucht, den vielleicht auch kindlichen Wunsch ihrer Tochter nach einer Schauspielkarriere ernst zu nehmen. Sie fügt direkt eine kleine Einschränkung hinzu: Es gäbe Sachen, da läge es in ihrer elterlichen Verantwortung, zu warnen. Hier deutet sich an, dass sie doch dezidierte Meinungen und Positionen mit Blick auf die Zukunft ihrer Tochter hat – und damit auch Wünsche und Aufträge an sie. Diese werden aber sicher anders sein als die, die damals – gesellschaftlich, in ihrer Beziehung und durch die Eltern – an sie herangetragen wurden.

4 Familiäre Verwobenheiten im Kontext von Klassen- und Genderverhältnissen. Abschließende Einordnung der Fallanalyse

Die der Fallanalyse zugrundeliegende Narration beinhaltet die Geschichte eines Aufstiegs, der durch hegemonial wirksame kapitalistische Klassenverhältnisse und normierte Vorstellungen von weiblichen Lebensverläufen ge-

rahmt wird. Dabei werden diese Vorstellungen sowohl durch relevante Personen (Eltern, Partner) von außen an die Biographin herangetragen, als auch von ihr selbst unter Rückgriff auf bekannte Diskursbestände bedient. Sie verhält sich positionierend zu Diskursen, die dominante Vorstellungen zu Geschlechterrollen, Arbeiter*innen und Akademiker*innen bzw. Klassenverhältnissen transportieren und konstruiert zwischen Abgrenzung und Affirmation gegenüber solchen sozialen Wissensbeständen ihre eigene Position. Die Schilderung dieses Positionierungsprozesses verweist auf ein Balancieren zwischen Anerkennung und Abgrenzung von familialen Normalitäten und Lebensweisen, die innerhalb der thematisierten Beziehungen als Normalitäten unhinterfragt sind und auch in der biographischen Erzählung lange Zeit unhinterfragt bleiben. Die von der Biographin geschilderten Prozesse der Auseinandersetzung mit eigenen Vorstellungen und Wünschen im Verhältnis zu familialen Selbstverständlichkeiten und familial wie diskursiv vermittelten Erwartungen erfolgen über die Investition in Bildung und gehen mit individuellen Anstrengungen einher, die als Bildungsanstrengungen und zugleich als Anstrengungen im Beziehungsbereich, insbesondere bezogen auf ihren Partner und die Zukunft ihrer gemeinsamen Kinder, gelesen werden können.

Indem die Biographin in ihre akademische Positionierung investiert, weicht sie ihre familiale Verortung auf. Dabei bleibt das Bild von ‚Akademiker*innen‘ romantisiert und erhält an keiner Stelle Risse, zumindest werden diese in der Erzählung der Biographin nicht thematisiert. Dieses Bild wird zu einer erstrebenswerten Normalität, von der aus die Biographin das Aufwachsen in einem Arbeiter*innen-Kontext erzählt. Die Akademiker*in-Position in Klassenverhältnissen wirkt „innerhalb sozialer Praktiken als impliziter Standard der Normalisierung“ (Butler 2009: 73), an dem das Leben und die Narration ausgerichtet werden. Die weitgehend binär bleibenden, normativen Vorstellungen davon, was Arbeiter*innen-Klasse und was Akademiker*innen-Klasse definiert, ordnen die Erzählung; jedoch ist es gerade der Moment der Abweichung vom Stereotyp – die Affinität ihres Vaters für Literatur – der zur Plausibilisierung und Legitimation des Aufstiegsszenarios und der eigenen biographischen Verortung herangezogen wird. Die Biographin konstruiert so ihre Lebensvorstellungen und Aufstiegsambitionen nicht nur als individualisierten Abgrenzungswunsch von der familialen Klassen- und Gendernormalität, sondern verortet den auslösenden und ermöglichenden Impuls als positiven Aspekt zugleich in der familialen Normalität.

Mit dem Streben nach Bildung, insbesondere in seiner spezifischen geisteswissenschaftlichen Ausprägung, wird zum einen der klassenbezogene ökonomische, vor allem aber auch der soziale Aufstieg und eine Selbstpositionierung als Akademikerin und Intellektuelle angestrebt – womit an eine weitere hegemoniale Norm angeknüpft wird, die Bildung zu einem der wenigen legitimen Wege zwischen sozialen Klassen und mit ihnen verbundenen

Anerkennungsverhältnissen erhebt. In Verbindung mit familialen Verortungen eröffnet Bildung Möglichkeiten, Lebensentwürfe zu begehren und zu gestalten, die im Kontext des Aufwachsens der Biographin nicht die naheliegenden – die ‚normalen‘ – waren. So zeigen sich Machtverhältnisse nicht nur als subjektbezogene Privilegierungen oder Benachteiligungen, sondern als familial-generationale Möglichkeiten des Aufrechterhaltens oder Verschiebens der sozialen Positionierungen; Möglichkeiten, die die Biographin nach dem eigenen Aufstieg versucht, auch an ihre Kinder weiterzugeben.

Die rekonstruierten generationalen Transformationsprozesse finden in einem Kontext der verschränkten Klassen- und Genderverhältnisse und unter Bezugnahme auf normative Annahmen statt, die Handlungen, Wünsche, Narrationen und Positionierungen der Biographin legitim und sozial intelligibel erscheinen lassen. Zugleich verweist ihr Beharren auf der eigenen akademischen Position auf die Fragilität dieser Positionierung für sie und möglicherweise ihre Kinder. Die ‚Herkunftsfamilie‘ der Biographin bleibt dabei ein abweichender Gegenentwurf, von dem ausgehend und abgrenzend die gegenwärtige ‚normalisierte‘ Position aufrechterhalten wird. Der familial-generationale Aufstieg in den Klassenverhältnissen ist vor diesem Hintergrund als ein Moment zu lesen, der durch die Normen im Sinne der „Funktionsweisen der Macht“ (Butler 2009: 28) konstituiert wird. Ein normalisierter Lebens-, Bildungs- und Familienentwurf fungiert vor diesem Hintergrund biographisch einerseits als eine Vision der erstrebenswerten Existenz. Dieser Entwurf verweist aber andererseits auch auf die Art, wie hegemoniale Normen familial-generationale Transformationsprozesse machtvoll rahmen und Kriterien dafür liefern, was für eine ‚normale‘ Familie gehalten wird (vgl. ebd.: 327f.) sowie welche Normalisierungsmechanismen – in unserem Fall Bildung – gesellschaftlich legitim erscheinen.

Literatur

- Bundesamt für Statistik (2016): Bildung und Wissenschaft – Bildungsabschlüsse.
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Chamakalayil, Lalitha/Riegel, Christine (2019): Intersektionale Perspektiven auf widerspenstige Taktiken in Verhältnissen sozialer Ungleichheit. Analyse einer Mutter-Tochter-Konstellation. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung 14, 2, S. 168-188.
- Collins, Patricia Hill (1998): It's all in the Family: Intersections of Gender, Race, and Nation. In: Hypatia 13, 3, S. 62-82.
- Dausien, Bettina (2010): Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS, S. 362-375.
- Dausien, Bettina (2011): „Biografisches Lernen“ und „Biografizität“. Überlegungen zu einer pädagogischen Idee und Praxis in der Erwachsenenbildung. In: Hessische Blätter für Volksbildung. Biografisches Arbeiten in der Erwachsenenbildung 2, S. 110-125. DOI: 10.3278/HBV1102W110.
- Falcon, Julie (2016): Soziale Mobilität in der Schweiz im 20. Jahrhundert. Zwischen Demokratisierung der Bildung und Fortbestand der Klassenungleichheiten. In: Social Change in Switzerland 5. DOI: 10.22019/SC-2016-00004.
- Finch, Janet (2007): Displaying Families. In: Sociology 41, 1, S. 65–81.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (1997): Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 17, 4, S. 405-427.
- Hanses, Andreas (2013): Das Subjekt in der sozialpädagogischen AdressatInnen- und NutzerInnen-Forschung. Zur Ambiguität eines komplexen Sachverhalts. In: Graßhoff, Gunther (Hrsg.): Adressaten, Nutzer, Agency. Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 99-117.
- Jurczyk, Karin (2014): Doing family. Der Practical Turn der Familienwissenschaften. In: Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Wiesbaden: Springer VS, S. 117-138.
- King, Vera (2017): Intergenerationalität. Theoretische und methodologische Forschungsperspektiven. In: Böker, Kathrin/Zölch, Janina (Hrsg.): Intergenerationale Qualitative Forschung. Theoretische und methodische Perspektiven. Wiesbaden: Springer, S. 13-32.
- Morgan, David H. G. (2011): Locating ‚Family Practices‘. Sociological Research Online 16, 4. DOI: 10.5153/sro.2535.
- Riegel, Christine. (2016): Bildung – Intersektionalität – Othing: Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara (2018): Familien im Kontext von Migration. Theoretische Überlegungen zu familialen Aushandlungsprozessen im Kontext gesellschaftlicher Dominanz- und Ungleichheitsverhältnisse. In: Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yildiz, Erol (Hrsg.) (2018): LebensWegeStrategien. Familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 36-51.

- Rose, Nadine (2012): Subjekt, Bildung, Text. Diskurstheoretische Anregungen und Herausforderungen für biographische Forschung. In: Miethe, Ingrid/Müller, Hans-Rüdiger (Hrsg.): *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 111-126.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis*, 13, 3, S. 283-293.
- Spies, Tina (2018): Biographie, Diskurs und Artikulation. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden: Springer, S. 537-547.
- Stehr, Johannes (2015): Über einige Bedingungen von biographischer Forschung als widerständiger Praktik. In: Dörr, Margret/Füssenhäuser, Cornelia/Schulze, Heidrun (Hrsg.): *Biografie und Lebenswelt. Perspektiven einer Kritischen Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: VS, S. 123-139.
- Thon, Christine (2016): Biographischer Eigensinn – widerständige Subjekte? Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 62, 2, S. 185-198.
- Truschkat, Inga (2018): Diskurstheoretische Ansätze der Biographieforschung. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden: Springer, S. 127-138.

Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe. Familienkonstruktionen zwischen Ent-Normalisierung und Normalisierung

Angela Rein

Im Beitrag geht es um Normalitätskonstruktionen von Familien (vgl. hierzu Fitz-Klausner/Schondelmayer/Riegel in diesem Band) von jungen Menschen, die in der stationären Jugendhilfe aufgewachsen sind.¹ Die Bedeutungen der Normalitätskonstruktionen rekonstruiere ich aus der biographischen Perspektive von sogenannten ‚Care Leavern‘ in der Schweiz, also jungen Menschen, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben. Den Rekonstruktionen liegt ein gesellschaftstheoretisch gerahmtes Verständnis von Normalitätskonstruktionen zugrunde. Normalität wird von Dausien und Mecheril als machtvolle Ordnung verstanden, „die das Individuum justiert und ihm jene Selbstjustierung (ganz ‚natürlich‘) aufnötigt, in der es sich in ein Subjekt verwandelt, handlungsfähig und unterworfen in einem Atemzug“ wird (Dausien/Mecheril 2006: 163).

Dabei stellt sich die Frage nach Normalität für Care Leaver im besonderen Maße, denn das Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe wird als Abweichung von hegemonialen Vorstellungen des Aufwachsens in einer sogenannten ‚Normalfamilie‘ verstanden, die im Kontext der aktuellen Dominanzgesellschaft „als bürgerlich, weiß, heterosexuell, gesund und leistungsfähig konzipierte und naturalisierte Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter, Kind[ern]“ (Riegel/Stauber 2018: 39), konstruiert wird. Jugendliche und junge Erwachsene, die eine gewisse Zeit in der stationären Jugendhilfe waren, erleben einerseits, dass ihre Familie in Prozessen der Diagnoseerstellung und Fallbearbeitung vor dem Hintergrund hegemonialer Familienvorstellungen als abweichend markiert wird. Andererseits wird das Wohnen in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung von den jungen Menschen selbst als abweichend erlebt vor dem Hintergrund von Normalvorstellungen des Aufwachsens in einer Familie. Diese beiden Aspekte sind Ausgangspunkt der Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen von Familie.

1 Der Beitrag basiert auf meiner Dissertation. Diese wurde 2020 veröffentlicht unter dem Titel „Normalität und Subjektivierung. Eine biographische Untersuchung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe“.

Dazu werde ich zunächst Perspektiven auf Familie in Fachdiskursen der stationären Kinder- und Jugendhilfe beleuchten. Danach wird mithilfe theoretischer Überlegungen von Judith Butler (Butler 1991, 2001) ein Verständnis von Subjekten entfaltet, welches diese eingebunden in gesellschaftliche intersektionale Differenz- und Machtordnungen versteht, die mit Normalitätsvorstellungen einhergehen. Verbunden mit diesem Verständnis ist eine machttheoretisch informierte Perspektive auf die Biographien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Darauf aufbauend wird abschließend entlang von empirischen Daten untersucht, wie in den untersuchten Biographien eine Auseinandersetzung mit Normalitätskonstruktionen von Familie stattfindet und wie die Jugendlichen und jungen Erwachsenen sich dabei ganz unterschiedlich zu hegemonialen Familienbildern in Verbindung setzen.

Diskurse über Familien im Kontext der stationären Kinder- und Jugendhilfe

Die Debatten über Familie in der Kinder- und Jugendhilfe können nicht losgelöst von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen von Familie gedacht werden. Vor dem Hintergrund dieser werden gewisse Familienkonstellationen oder auch Alltagspraxen von Familien als abweichend markiert. Auf der Grundlage dieser Markierungen von Abweichungen werden Begründungen für sozialpädagogische Interventionen konstruiert. Groenemeyer weist im Zusammenhang mit seinem Konzept des ‚doing social problems‘ darauf hin, dass die Problematisierung von Familien vor dem Hintergrund von normativen Familienbildern, die von „Ideen von Liebe, Sicherheit und Geborgenheit“ (Groenemeyer 2010: 25) geprägt sind, nur dann gelingt, wenn betroffene Familien als nicht funktionierend konstruiert werden. Diese Problematisierung wird dann immer nur auf einzelne Familien angewandt und gleichzeitig wird das positiv konnotierte Familienbild dadurch nicht in Frage gestellt.

Stationäre Kinder- und Jugendhilfe hat den Auftrag, ein Aufwachsen von Kindern in öffentlicher Verantwortung zu ermöglichen, wenn dies im Kontext der Familie aus unterschiedlichen Gründen nicht gewährleistet werden kann. In wohlfahrtsstaatlichen Regimes wird das Zusammenspiel von Familie, Markt und Staat geregelt. Hierbei kann für die Schweiz konstatiert werden, dass konservative Familienideologien die Familienpolitik und professionelle Interventionen leiten. Familie bekommt daher im wohlfahrtsstaatlichen Zusammenspiel eine hohe Autonomie zugesprochen bei gleichzeitig hoher Verantwortungsübertragung und wenig staatlicher Unterstützung (vgl. Gabriel et al. 2013: 220). Diese Tendenz ist im gesamten deutschsprachigen Raum beobachtbar.

Martina Richter sieht eine Verschiebung von wohlfahrtsstaatlicher Verantwortung für Hilfs- und Unterstützungsprozesse und damit verbundener gesellschaftlicher Verantwortung ins Private:

„Die zunehmende Brüchigkeit [...] führt zu einer Verschiebung gesellschaftlicher Anforderungen ins Private. Unausgesprochen wird das Programm einer zunehmenden Kompensation sozialer Risiken (Arbeitslosigkeit, Krankheit etc.) durch Familien (re)formuliert“ (Richter 2008: 33).

Soziale Ungleichheiten führen so zu einer ungleichen Verteilung von Risiken. Oelkers (2018) zeigt ebenfalls auf, wie Eltern in fachwissenschaftlichen Diskursen als verantwortlich für die Schaffung von förderlichen Bildungsgelegenheiten für ihre Kinder konstruiert werden und dies unabhängig von ihren „unterschiedlichen strukturellen Möglichkeiten und Ressourcenausstattungen“ (Oelkers 2018: 104).

Die stationäre Jugendhilfe befindet sich auf einer strukturellen Ebene im Spannungsfeld zwischen öffentlicher Verantwortung und Privatheit. So ist das Aufwachsen von Kindern auf einer normativen Ebene und vor dem Hintergrund bürgerlicher Vorstellungen von Kindheit im Privaten verortet, was stark in Abgrenzung zum Öffentlichen konstruiert wird (vgl. Eßer 2013: 164). In diesem Zusammenhang zeigt sich auch eine „Anrufung der Bildungsbedeutsamkeit von Familie“ (Richter/Andresen 2012: 250). Gleichzeitig wird zunehmend eine Familialisierung von Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe sichtbar. Damit ist eine Ausrichtung der Angebote am Modell der bürgerlichen Kleinfamilie gemeint, das in diesem Sinne als ideale Situation des Aufwachsens für Kinder und Jugendliche konzeptualisiert wird (vgl. Eßer 2013).

Familie gewinnt also an Bedeutung für die Gewährleistung eines guten Aufwachsens und die Ermöglichung von Bildung. Empirische Studien zu Elternbildern in der Kinder- und Jugendhilfe zeigen auf, dass Pädagog*innen sich wenig von ihrem eigenen normativen (kleinbürgerlichen) Familienbild distanzieren und dies unreflektiert in die Arbeit mit Familien und damit in die Abklärungen des Hilfebedarfes einfließt (vgl. Bauer/Wiezorek 2009: 173ff.). Gleichzeitig finden Prozesse statt, in denen Familien in Diskursen des Kinderschutzes als vulnerabel konstruiert werden, worüber wiederum Normierungsprozesse und die Notwendigkeit staatlicher Eingriffe legitimiert werden. Mit der Konstruktion als vulnerable Familie gehen individualisierende Problematisierungen der Familie und eine De-Thematisierung von Ungleichheits- und Armutsverhältnissen einher (vgl. Bauer/Wiezorek 2016: 22ff.). Diese individualisierenden Problematisierungen von Familie können zu entnormalisierenden Adressierungen im Übergang in die stationäre Jugendhilfe führen.

Insgesamt wird deutlich, dass sich das Reden über Familie immer vor dem Hintergrund von dominanten Vorstellungen einer ‚Normalfamilie‘ vollzieht. Dies hat auch Auswirkungen auf die stationäre Kinder- und Jugendhil-

fe und darauf, wie in diesem Kontext Familie verstanden wird. Karl Lenz weist darauf hin, dass der Familienbegriff ein „Allerweltsbegriff mit hohem Aufklärungsbedarf“ (Lenz 2016: 166) sei. Dies führt er darauf zurück, dass der Begriff der Familie schnell eine stark normative Dimension beinhaltet und gleichzeitig historisch auf Vorstellungen eines bürgerlichen Familienmodells rekurriert (vgl. ebd.). In den skizzierten Diskurslinien unterschiedlicher Familienvorstellungen in der stationären Jugendhilfe wird sichtbar, dass das Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe in vielerlei Hinsicht als Abweichung verstanden werden kann. Welche Bedeutungen dies aus biographischer Perspektive haben kann, wird im weiteren Verlauf diskutiert.

Verständnis von Subjekten im Kontext von Macht, Normalität und intersektionalen Differenzverhältnissen

Bevor ich auf die empirischen Ergebnisse eingehe, stelle ich zentrale theoretische Bezüge der Studie dar, die es ermöglichen, die Frage nach den Normalitätskonstruktionen von Familie in den Biographien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Heimerfahrungen zu rahmen. Damit verbunden ist eine Schärfung meiner Perspektive auf Biographien im Kontext von intersektionalen Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen.

Die theoretischen Konzepte der Biographietheorie, der Übergangstheorie, der Subjektivierung sowie der Intersektionalität dienen in der empirischen Analyse der Untersuchung als „sensitizing concepts“ (Blumer 1954), die es ermöglichen, in den Daten Blickrichtungen und Ansatzpunkte sowie Aufmerksamkeitsfokusse für die Analyse zu entwickeln.

Der Studie liegt ein Verständnis sozialwissenschaftlicher Biographieforschung zugrunde, wonach biographische Konstruktionen voller Verweise auf ‚das Allgemeine‘ sind (vgl. Alheit/Dausien 2000). Mit einer biographischen Perspektive kann ein Blick auf die Verwobenheit von gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen und subjektiven Positionierungen sowie damit verbundener Handlungsfähigkeit eingenommen werden (vgl. Dausien et al. 2016). Biographische Zugänge bieten somit die Möglichkeit, in den Konstruktionen individueller Lebensgeschichten das Verhältnis von strukturellen Bedingungen und Handlungsmöglichkeiten zu untersuchen. In Bezug auf die Frage nach Normalitätskonstruktionen ist mit diesem Verständnis davon auszugehen, dass in Biographien eine Verbindung zwischen dem eigenen Leben und den damit verbundenen Erfahrungen sowie kollektiven und gesellschaftlichen Anforderungen hergestellt wird. In diesen Bezugnahmen lassen sich hegemoniale Normalitätsordnungen rekonstruieren.

Erweitert werden diese biographietheoretischen Gedanken mit den theoretischen Überlegungen von Butler zu Subjektivierung (Butler 1991, 2001).

Den Überlegungen liegt ein Subjektverständnis zugrunde, das einerseits Subjekte als eingebunden in gesellschaftliche Machtordnungen versteht und andererseits gleichzeitig auf deren Handlungsfähigkeit verweist und dies als ambivalentes Verhältnis darstellt. Diese Perspektive auf Subjektivierung und Subjektivierungsprozesse ermöglicht die Macht- und Normalitätsordnungen in den Blick zu nehmen, welche die Biographien rahmen. Hier stellt sich dann die Frage, welche Macht- und Normalitätsordnungen sich in den Subjektivierungsprozessen rekonstruieren lassen und inwiefern sich die Biograph*innen hierzu widerständig verhalten oder den Ordnungen unterworfen sind.

In erziehungswissenschaftlichen Forschungen haben die Arbeiten von Butler zu Gender (Butler 1991) und Subjektivierung (Butler 2001) in den letzten Jahren zunehmend Beachtung gefunden (bspw. Ricken/Balzer 2012). Ein verbindendes Element dieser Forschungsarbeiten besteht darin, dass sie die Abhängigkeit von Subjekten von gesellschaftlichen Macht-, Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen bzw. Diskursen und damit verbundenen Kategorisierungen berücksichtigen.

Junge Erwachsene in der stationären Jugendhilfe sind unterschiedlich gesellschaftlich positioniert. So sind ihre Biographien eingebettet in ableistische, heteronormative, sexistische, rassistische und klassistische gesellschaftliche Verhältnisse. Auch die oben skizzierten Diskurse über ‚Normalfamilien‘ sind in diese Verhältnisse eingebettet und entfalten subjektivierende Wirkungen.

Zur Analyse dieser Macht- und Ungleichheitsverhältnisse wird Intersektionalität als Perspektive herangezogen. Normalitätskonstruktionen sind eingebunden in verschiedene, sich überlagernde (intersektionale) Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse.

In diesem Sinne wird dann empirisch aus einer macht- und dominanzkritischen Haltung die Bedeutung von verschiedenen sozialen Differenzlinien für Subjektpositionierungen, soziale Praxen, Diskurse oder Identitätspolitiken herausgearbeitet. Mit Bezug zu den Überlegungen von Riegel wird in der Untersuchung Intersektionalität als Analyseperspektive (Riegel 2010) verstanden. Der von ihr konzipierte Analyserahmen wurde als theoretisch fundierte Heuristik entwickelt und stellt kein methodisches Vorgehen dar, das Schritt für Schritt durchgearbeitet werden soll (vgl. Riegel 2016: 138f.). Im Kern geht es ihr darum, auf verschiedene Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse in ihrem Zusammenspiel und ihren Überlagerungen zu fokussieren. Neben einem intersektionalen Analysemodell mit mehreren differenzierten Analyseebenen umfasst das Modell Fragedimensionen als „strategische Blickrichtungen“ (Riegel 2014: 179), die im Forschungsprozess an das Material herangetragen werden.

Mit Blick auf die empirische Beschäftigung mit Differenzverhältnissen aus biographischer Perspektive wurde in der vorliegenden Studie empirisch

darauf fokussiert, wie Differenzen als soziale Konstruktionen empirisch ungleiche Möglichkeitsräume hervorbringen. Hierfür wurde nicht vorab definiert, auf welche Kategorien fokussiert werden, sondern der Fokus liegt auf der empirischen Untersuchung, welche Differenzkonstruktionen, Grenzziehungen und damit verbundene Ungleichheiten deutlich werden und mit welchen Folgen. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Biograph*innen nicht machtlos den Differenzordnungen ausgesetzt sind und sie sich auf (re-)produzierende oder auch verändernde Art und Weise dazu ins Verhältnis setzen.

Familienkonstruktionen zwischen Ent-Normalisierung und einem Ringen um Normalität

In diesem Teil werden die empirischen Ergebnisse in Bezug auf die Frage nach den Normalitätskonstruktionen von Familie dargestellt. Da die forschende Beschäftigung mit Ambivalenzen verbunden ist, werde ich neben den Erkenntnissen auf der Grundlage der Interviews auch den Auswertungsprozess zum Gegenstand machen.

Die Datengrundlage der Studie stellen 14 biographisch-narrative Interviews mit Jugendlichen/Jungen Erwachsenen in der Schweiz dar, die zum Zeitpunkt der Befragung entweder kurz vor dem Übergang aus der stationären Jugendhilfe waren oder diese bereits bis zu zehn Jahre verlassen hatten. Das Alter der Befragten reicht von 17 bis 30 Jahren. Bei der Auswertung der Interviews habe ich mich an den Überlegungen von Schütze zur Narrationsanalyse (vgl. Schütze 1983) orientiert, diese aber in Bezug auf das Erkenntnisinteresse erweitert. Diese Erweiterung umfasst die oben dargestellte ungleichheits- und differenztheoretische Kontextualisierung der Arbeit und die mit dem Ansatz der Subjektivierung verbundene Perspektive auf diskursive Rahmungen und damit verbundene Normalitätsordnungen. Die Grounded Theory diene dazu, den Forschungs- und Erkenntnisprozess zu strukturieren und das Verhältnis von Theorie und Empirie zu bestimmen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 32ff.). Die Erhebung der Interviews und Reihenfolge der Auswertung erfolgte nach dem Prinzip des ‚Theoretical Sampling‘ (vgl. Strauss 1994: 70f.).

Im Folgenden werden Aspekte der Ergebnisse der Forschung ins Zentrum gestellt, die für die Frage nach der Normalität von Familie in Forschungspraxis als auch in den Ergebnissen der Interviews relevant erscheinen. Um möglichst unterschiedliche Aspekte der Normalitätskonstruktionen von Familie sichtbar zu machen, werden keine biographischen Einzelfälle dargestellt, sondern vielmehr Ausschnitte und Aspekte aus verschiedenen Interviews präsentiert und vergleichend diskutiert.

Herausforderungen in der Re- und Ko-Konstruktion von Familie in Interpretationspraxis

In der Interpretation der Daten sowie in Forschungswerkstätten wurde immer wieder sichtbar, wie herausforderungsvoll das Reden über Familie und die Nutzung des Begriffes im Zusammenhang mit Interpretationen ist. So zeigen sich in der Praxis des Interpretierens in Bezug auf den Gegenstand der Familie normative Orientierungen der Forschenden. Diese wurden in der Auswertungspraxis des Materials in Gruppen sichtbar. Die Beobachtung deckt sich mit den Überlegungen von Lenz (2016), der hervorhebt:

„Familie ist – wie kaum ein anderer – ein wertbeladener Begriff. Mit Familie werden – vielfach unreflektiert – die eigenen Auffassungen und Hoffnungen vermengt, wie eine ‚richtige Familie‘ oder ein ‚richtiges Familienleben‘ auszusehen habe“ (Lenz 2016: 166).

So wurde in Diskussionen über Kindheitserfahrungen der Biograph*innen deutlich, dass oftmals Normalitätsvorstellungen eines ‚richtigen Familienlebens‘ als eine implizite Folie zur Bewertung der Kindheitserfahrungen der Biograph*innen herangezogen wurden. Offensichtlich evozieren gewisse Beschreibungen in den biographischen Interviews sehr stark normative Reaktionen. Diese unterschiedlichen normativen Orientierungen wurden bspw. in der Interpretation der folgenden Sequenz sichtbar. In der Interviewpassage beschreibt Celina Schweizer, die zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre alt ist, wie sie in der Folge des Todes Ihrer Großmutter viel Verantwortung für ihre Geschwister übertragen bekommen hat:

(.) dann habe ich dann alles daheim dürfen, (.) ///mmh/// (.) machen, (1) ich habe meine Geschwister zum Handballmatch mitnehmen müssen sonst hätte ich nicht gehen dürfen und damals ist mein Bruder (2) zwei gewesen (.) ((stärkeres Ausschneufen)) ///mmh mmh (2) mmh (2) mmh/// ja ich habe das Mittagessen gemacht (2) ich habe (2) die Hausaufgaben mit meinen (1) mit meiner Schwester gemacht (1) ///mmh/// (.) so, (1) am Abend sind (.) bin ich oft alleine gewesen (.) das Mami nicht da gewesen (1) ///mmh/// (3) ähm (3) ja, (3) ///mmh/// (7) ähm (1) dann, (3) ja, ist es eigentlich so weitergegangen, (1) habe es zwar immer (.) sehr mühsam gefunden und (.) ja, (3) (Celina Schweizer; 13; 64-72).

In den ersten Reaktionen auf diesen Ausschnitt zeigen sich Interpretationen, in denen das Verhalten der Mutter, die sich nicht um ihre Kinder kümmern kann und in deren Folge Celina Schweizer viel Verantwortung übernimmt, stark skandalisiert wurde. Celina Schweizer selbst war zu dem Zeitpunkt, von dem sie hier erzählt, zehn Jahre alt. Es scheint nahe zu liegen, die Beschreibungen von Celina zur fehlenden Mutter schnell als Zeichen der Vernachlässigung durch die Mutter zu interpretieren, die ihrer Verantwortung nicht gerecht wird. Gleichzeitig kann aber die Frage gestellt werden, was die Biographin hier erzählt und was nicht. Ihr Vater, der kurz zuvor die Familie verlassen hat, bleibt in dieser Sequenz unsichtbar. In den ersten Assoziationen in Forschungswerkstätten wurde die Vernachlässigung durch die Mutter

sehr stark ins Zentrum der Interpretationen gerückt. Die Leerstelle in Bezug auf die Rolle des Vaters wurde hingegen kaum thematisiert.

Die Biographin konstruiert sich hier als Kind und Jugendliche, die aufgrund ihrer hohen Verantwortung für ihre Geschwister für wenig anderen Raum hat. Sie stellt sich in der Rolle als älteste Schwester als dafür verantwortlich dar, sich um die Geschwister zu kümmern. Was aus ihrer Sicht die Ursachen dafür sind, dass ihre Mutter sich nicht um ihre Kinder kümmert, bleibt unklar. Vielmehr übernimmt sie in ihrer Darstellung die ‚Mutterrolle‘. Durch ihre Darstellung wird Kritik an ihrer Mutter deutlich, ohne dass sie diese expliziert.

Auf einer normativen Ebene und untermauert durch Gesetze sind Eltern für die Beaufsichtigung und Erziehung ihrer minderjährigen Kinder verantwortlich. Normalitätskonstruktionen von Mütterlichkeit in heterosexuellen Paarbeziehungen übertragen die Verantwortung für Carework insbesondere der Mutter. Vor diesem Hintergrund wirkt die Darstellung der wenig präsenten Mutter als Abweichung, und es erscheint begründungsbedürftig, warum sie diese Rolle nicht einnimmt.

Durch ihre Art der Darstellung, in der ihre Mutter offensichtlich ihrer normativen Rolle als sorgende und für ihre Kinder anwesende Bezugs- und Betreuungsperson nicht gerecht wird, entsteht Raum für Kritik an der Mutter. Die implizite Kritik an ihrer Mutter wird durch die Konstruktionsweise an die Zuhörer*innen ihrer Geschichte übertragen. In ihrer Erzählung – auch über die Sequenz hinausgehend – zeigt sich eine Inszenierung von Ungerechtigkeit als Stilmittel. Es scheint so, dass sie durch diese Art der Darstellung Einfluss auf die Lesarten nimmt, die sich aus der Rezeption ihrer Geschichte ergeben.

Hier wird sichtbar, dass offensichtlich Familienbilder sehr stark die Diskussionen und biographischen Konstruktionen durchdringen und diese Idealbilder als Kontrastfolie herangezogen werden. Da diese Kontrastfolien zum Teil nicht begründet und expliziert werden, scheint es, dass an diesem Punkt offensichtlich dominante Vorstellungen von Familie in die Auswertungen einfließen und implizit davon ausgegangen wird, dass diese Wissensbestände geteilt werden. Weiterhin zeigt sich, dass die Biographin ebenfalls diese Wissensbestände nutzt, um implizit Kritik an den Verhältnissen zu Hause auszuüben.

Als weitere Herausforderung in der forschenden Beschäftigung mit Familien in den Daten ist, dass häufig nicht klar aus den Biographien rekonstruiert werden kann, welche Familienkonstruktionen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen haben. So werden auf der einen Seite soziale Konstellationen des Aufwachsens geschildert, in denen ihre Eltern, Geschwister, Großmütter, aber auch andere verwandtschaftliche oder soziale Bezüge mit Erwachsenen beschrieben werden, die Sorge für die Biograph*innen übernehmen und mit denen sie in einem Erziehungsverhältnis stehen. Auf der anderen Seite nutzen die Biograph*innen teils explizit den Begriff „Familie“,

aber führen hierbei nicht immer weiter aus, wer für sie dazu zählt. Hieran wird sichtbar, dass in der Praxis der Rekonstruktion nicht ohne weiteres davon ausgegangen werden kann, dass sich die Normalitätsvorstellungen von Familie der Biograph*innen mit denen der Forscher*innen decken. Insgesamt wird der Begriff der Familie sehr viel häufiger von mir als Forscherin herangezogen, als er in den Interviews genutzt wird.

Weiterhin ist mir in Bezug auf die Beschäftigung mit meiner Positionierung als Forscherin im Forschungsprozess deutlich geworden, dass das Aufwachsen in einer Familie (im Gegensatz zum (temporären) Aufwachsen in öffentlicher Verantwortung der untersuchten Jugendlichen) mit spezifischen Perspektiven, zahlreichen Privilegien und Selbstverständlichkeiten verbunden ist. In der qualitativen Forschung wird darauf hingewiesen, dass die Reflexion der eigenen Positionierung relevant ist und immer auch zum Gegenstand gemacht werden sollte, allerdings wird dies oftmals zu den klassischen Differenzlinien wie Klasse, ‚race‘ oder Gender ins Verhältnis gesetzt. In Bezug auf eigene Familienerfahrungen, Familienkonstruktionen und damit einhergehenden normativen Vorstellungen habe ich hingegen erst im Laufe der Zeit angefangen, meine Positionierung zu hinterfragen.

Diese darin deutlich werdende Selbstverständlichkeit einer Kindheit und Jugend im Familienkontext macht sichtbar, wie hegemonial hier Normalitätsvorstellungen wirksam werden. Darin eingelagert ist ein undifferenziertes Reden im Rahmen von hegemonialen Diskursen über Familie. In Bezug auf die Care Leaver werden dabei oft ihre biologischen Herkunftsfamilien gemeint und fluide sowie diversifizierte Familienformen weniger mitbedacht.

Kontrastfolie Bilderbuchfamilie

Im nächsten Schritt wird nun auf die Re- und Ko-Konstruktion von Normalitätskonstruktionen von Familie in den Biographien eingegangen. Auffallend ist, dass diese in den Konstruktionen der Biographien als Vergleichshorizont und zur Bewertung von eigenen Erfahrungen Eingang finden.

So setzt sich Marla Brunori in ihrem Interview stark mit normativen Bildern von Familie auseinander. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Marla Brunori 24 Jahre alt und lebt mit ihrer Freundin in der Einliegerwohnung der Eltern der Freundin. Das Paar plant von dort auszuziehen, sobald beide ihre Ausbildungen abgeschlossen haben.

In der folgenden Sequenz reflektiert Marla die Beziehung zu ihrer Schwester und deren Familie, bei der sie sich als Jugendliche regelmäßig aufgehalten hat:

M: mit meiner große- (.) Schwester hatte ich eigentlich immer ein gutes Verhältnis, die hat auch (.) vier Kinder ///mmh/// (.) ich war da oft Babysitten war oft bei ihr das war so (.) ja das war für mich so die Bilderbuchfamilie und (.) ich habe mich da eigentlich

immer wohlgefühlt (1) ich war viel da habe auch viel dort übernachtet und so (1) (Marla Brunori; 107-110).

Zum einen wird hier deutlich, dass ihre Schwester und die Beziehung zu ihr eine Ressource für sie darstellt, zum anderen konstruiert sie die Familie ihrer Schwester als „Bilderbuchfamilie“. Dies verweist als Begriff auf eine idealisierte Vorstellung von Familie. Für sie geht damit einher, dass sie sich auf einer emotionalen Ebene gut aufgehoben fühlt und sich dort gerne aufhält. Was diese „Bilderbuchfamilie“ für sie auszeichnet, führt sie auf Nachfrage noch weiter aus:

M: Ja ich meine die haben ein Haus, ich meine sie haben die vier Kinde:r da ha- da wurde immer zusammen am Tische gegessen:: der Vater war dann irgendwann mal zurück von der Arbeit und (.) meine Schwester immer zu Hause:: (Marla Brunori; 560-562).

In dieser Beschreibung zeigen sich normative Bilder eines bürgerlichen heteronormativen Familienmodells, bei dem eine klassische Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern besteht und die Frau für die Kinder zu Hause und den Haushalt zuständig ist, der Mann hingegen der Erwerbsarbeit nachgeht. Mit der Eröffnung der Sequenz über den Raum der Familie – „die haben ein Haus“ – wird die idealisierte Familie damit zugleich auch in einen klaren Klassenkontext gesetzt. Am Ende des Tages treffen sich alle Personen der Kernfamilie zum gemeinsamen Abendessen. Der Verweis darauf, dass „immer zusammen am Tische gegessen.“ wird, markiert eine Kultur des gemeinsamen Essens, was an eine von bürgerlichen Idealen geprägte Familienkultur erinnert.

Ihr Aufwachsen am Ort ihrer Herkunftsfamilie ist hingegen geprägt durch die Trennung ihrer Eltern, als sie sieben Jahre alt ist. Sie und ihre jüngere Schwester bleiben bei ihrer Mutter. In ihrer Darstellung der Trennung und der Entscheidung über das Sorgerecht wird ein parentifizierendes Sprechen von Marla Brunori deutlich:

M: wir mussten dann auch mitentscheiden ums Sorgerecht was recht schwierig war wenn (.) ja da kommt man nicht so draus und dann //mmh// (.) die Mama sagt das der Papa sagt das und da wird das immer so ein bisschen (.) ja //mmh// (.) man will irgendwie keinen von beiden vernachlässigen: und //mmh// (1) ja für Mama war (.) M- Mama war für mich immer so ein bisschen die Schwächere, //mmh// (.) weil sie hat halt immer viel geweint und (.) so au- vom Äußerlichen her war sie halt die Schwächere für mich (1) und ähm (1) ja dann sind wir mit Mama geblieben ich und meine kleine Schwester durften aber jedes Wochenende zum Papa (E6; 61-68).

Der Begriff „vernachlässigen“, den sie hier in Bezug auf ihren Wunsch formuliert, dass sie und ihre Schwester beiden Elternteilen gleichermaßen gerecht werden wollen, wird oft im Zusammenhang mit Kindeswohlgefährdung benutzt, wobei auf die Verantwortung der Eltern für die Kinder verwiesen wird und nicht umgekehrt. In der Kombination des Begriffes der Vernachlässigung mit der Bezeichnung ihrer Mutter als „so ein bisschen die Schwäche-

re“ konstruiert sie ihre Mutter als unterstützungsbedürftig. Dies verweist darauf, dass sich ihre Erfahrungen von Familie mit ihren Eltern offensichtlich stark vom idealisierten Bild der Familie ihrer Schwester unterscheiden. Vor dem Hintergrund dieser normativen Folie werden für Marla Brunori ihre eigenen Erfahrungen der Trennung ihrer Eltern und des Aufwachsens in einer „Ein-Elter-Familie“ (Lenz 2016: 170) abweichend. In der Analyse ihrer eigenen Familiensituation wird die Inanspruchnahme von pädagogischem Fachjargon sichtbar und es dokumentiert sich darin die Inanspruchnahme einer expertokratischen Redeweise.

Im Interview wird eine hohe Sehnsucht nach Normalität von Familie sichtbar, die bei Marla viel mit kleinbürgerlichen Familienkonstruktionen zu tun hat. Dies führt bei ihr dazu, dass sie trotz der Belastungen in ihrer Familie mit dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe den Wunsch entwickelt, zurück nach Hause zu ihrer Mutter zu wollen. Auch wenn sie rückblickend letztendlich die Zeit in der Jugendhilfe als positiv bewertet, begleitet sie während ihrer Platzierung dort große Sehnsucht nach dem Aufwachsen im Kontext ihrer Familie, was für sie beschränkt auf ihre Eltern ist. Interessant ist, dass sie im Interview dieses Bild einer heterosexuellen Kleinfamilie nicht hinterfragt, obwohl sie selbst in einer Beziehung mit einer Frau lebt und in dieser Hinsicht nicht der heteronormativen Norm entspricht.

In den biographischen Konstruktionen der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Heimerfahrungen zeigt sich insgesamt eine starke Orientierung an hegemonialen Vorstellungen einer ‚Normalfamilie‘. Dies führt dazu, dass ihre eigenen konkreten Familienerfahrungen diesen Normalitätsvorstellungen in verschiedener Hinsicht nicht entsprechen. Gleichzeitig werden Anstrengungen sichtbar, ihre eigenen Familienerfahrungen zu normalisieren. So zeigen sich auf der einen Seite Ambivalenzen hinsichtlich belastender Beziehungskonstellationen in der Familie, Verletzungen, Gewalterfahrungen oder der Notwendigkeit der frühen Verantwortungsübernahme für Geschwister oder Elternteile. Auf der anderen Seite werden Anstrengungen sichtbar, hierfür Erklärungen zu geben. Mit diesen Erklärungsversuchen von verletzenden Erfahrungen, die die Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit relevanten Personen oder in ihrer Familie gemacht haben, scheinen die Biograph*innen ihre Familienerfahrungen gleichzeitig auch zu normalisieren und zu legitimieren, warum ihre Situation anders war. Es entsteht der Eindruck, dass die jungen Menschen mehrheitlich darum bemüht sind, einer zu starken Kritik an ihren Eltern aufgrund ihrer Erzählungen entgegenzuwirken und diese in Schutz zu nehmen. Damit verbunden ist eine starke Verantwortungsübernahme der Jugendlichen und jungen Erwachsenen für das, was ihnen widerfahren ist. In der Bearbeitung ihrer Biographie scheinen sie stark darum bemüht, an den Problemkonstruktionen, die auf sie mittels Diagnosen angewandt werden, zu arbeiten und gleichzeitig die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen sind, zu erklären und damit sich selbst zu normalisieren. Unter

intersektionaler Perspektive zeigt sich, wie in den Biographien klassistische, rassistische oder heteronormative Ungleichheitsverhältnisse vor der Dominanz eines bürgerlichen Modells einer heterosexuellen Normalfamilie als individuelles Scheitern von Eltern umgedeutet werden.

Normalitätsvorstellungen von Mütterlichkeit spielen eine bedeutsame Rolle in Bezug auf Begründungen für Übergänge in die stationäre Jugendhilfe. Diese Normalitätsvorstellungen sind verknüpft mit heteronormativen Familienmodellen, in denen Mütter für Sorgearbeit zuständig sind. Wie bereits am Beispiel von Celina Schweizer ausgeführt, zieht diese ihre abwesende Mutter als Begründung dafür heran, dass sie früh viel Verantwortung übernehmen muss. Implizit wird hier also ein hegemoniales Norm-Familienbild angeführt und damit auf eine Normalitätsvorstellung von Familie rekurriert, von der sich das eigene Aufwachsen unterscheidet. Dieser Vergleichshorizont führt auf der einen Seite zur Ent-Normalisierung der eigenen Familie. Ent-Normalisierung meint Prozesse und Markierungen, mit denen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen bzw. ihre Familien als nicht der Norm entsprechend markiert werden. Auf der anderen Seite liefern diese Ent-Normalisierungen aber auch Begründungen für den Übergang in die stationäre Jugendhilfe und die Inanspruchnahme von Unterstützung.

Leben in der stationären Jugendhilfe im Vergleich zum Leben in einer Familie

Weiterhin spielt der Vergleich zwischen dem Ort der stationären Jugendhilfe und dem Wohnen an diesem Ort im Unterschied zum Wohnen in einer Familie eine Rolle in den Biographien (vgl. hierzu auch vertieft Mangold/Rein 2017). In diesen Vergleichen sind Emotionen in Bezug auf den Ort des Wohnens relevant, wie bei Songül Demirbas sichtbar wird:

S: also ich habe mich jetzt nicht wie daheim gefühlt (.) weil es ist kein Zuhause aber (1) aber ich habe mich doch (.) also ich habe an einem sicheren Platz gefühlt, und auch wohlgeföhlt (.) das schon (1) also ich habe gewusst wenn ich dort bin dann (1) ähm (.) habe ich eine gute Unterstützung und ich habe jemand hinter meinem Rücken; (2) (Songül Demirbas; 181-185).

Hier findet eine klare Differenzierung zwischen ‚wohlfühlen‘ und ‚Zuhause‘ statt. Mit Zuhause verbindet Songül mehr als das, was sie in der stationären Jugendhilfe erlebt, obwohl sie diese als „sicheren Platz“ wahrnimmt und sich dort offensichtlich wohlfühlt. Hier scheint es so, dass vor dem Hintergrund von normativen Ordnungen, also trotz der Sicherheit und eines Gefühls des Wohlfühlens, immer gleichzeitig etwas für sie in der stationären Jugendhilfe fehlt.

Auch Liah Petrovic beschreibt das Wohnen in einer Wohngruppe in der stationären Jugendhilfe mit dem Gefühl des Wohlfühlens und hebt die Beziehungsdimension zu den Pädagog*innen hervor:

L: (...) und dann ist (...) alles gut gewesen (...) (2) und die (...) Sozis dort sind so wie (...) Familie geworden (...) für mich (2) sie haben sich ja immer abgewechselt im Dienst und es hat auch immer jemand dort geschlafen und so und das ist (...) ich habe mich einfach nur wohlgeföhlt (Liah Petrovic; 276-279).

Liah Petrovic stellt evaluativ fest, dass sie sich wohlgeföhlt habe in der Einrichtung der stationären Jugendhilfe. Diese emotionale Dimension bringt sie hier in Zusammenhang mit den Sozialpädagog*innen, die sie als „Sozis“ bezeichnet, was eine gewisse Vertrautheit durch die Abkürzung zum Ausdruck bringt. Gleichzeitig kann diese verniedlichende Art der Benennung der Berufsgruppe als Widerständigkeit gegenüber einer professionell distanzierenden Beziehung gelesen werden. In der Konstruktion der „Sozis“ als „so wie (...) Familie“ zeigt sich, dass hier Familie als Referenzrahmen herangezogen wird für die Bewertung der Qualität der Beziehung. Gleichzeitig wird in Bezug auf die stationäre Jugendhilfe deutlich, dass diese Familie aber nicht ganz imitieren kann. Diese Ambivalenz zeigt sich in der Hervorhebung, dass sich die Sozialpädagog*innen dort mit dem Dienst abgewechselt haben, was darauf verweist, dass diese in einer professionell arbeitsteiligen Organisationsform ihrer Lohnarbeit nachgehen. Trotz dieser Widersprüchlichkeiten spricht sie den professionellen Sozialpädagog*innen aber hier dahingehend die Qualität einer Familie zu, als dass sie sich am Ort der stationären Jugendhilfe wohlföhlt. Hieran zeigt sich, dass Vorstellungen von Norm-Familien in der stationären Jugendhilfe als Vergleichshorizont relevant sind. Auch wird das eingangs beschriebene Prinzip der Familiarität aufgegriffen und es zeigt sich, dass das Aufwachsen dort zum Teil wie Familie erlebt wird. Diese Beanspruchung von Familiarität für die Erfahrungen in der stationären Kinder- und Jugendhilfe kann als Widerstand gelesen werden gegen Adressierungen nicht in einer Normalfamilie aufzuwachsen.

Fazit

Erfahrungen und Prozesse der Ent-Normalisierung werden in den Biographien der vorliegenden Untersuchung in verschiedenen Bereichen sichtbar. Die Bereiche sind verknüpft mit Macht- und Differenzordnungen. In den Biographien werden hierbei auch Prozesse deutlich, mit denen Erfahrungen der Ent-Normalisierung in verschiedenen Phasen oder Kontexten miteinander in Verbindung stehen. So zeigen sich bspw. Erfahrungen, dass das Aufwachsen in prekären Verhältnissen oder die eigene Familiengeschichte als nicht

normal und abweichend markiert werden und dies dann zum Übergang in die Jugendhilfe führt, womit auch wiederum Erfahrungen der Ent-Normalisierung verbunden sind. Hegemoniale Normalitätsordnungen können kontextabhängig zu Auf- oder Abwertungen führen und werden auch situativ von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen verändert. In Bezug auf die eigene Familie wird deutlich, dass hier in unterschiedlicher Hinsicht Erfahrungen der Ent-Normalisierung existieren. Dabei zeigen sich Ambivalenzen in den Biographien einerseits dahingehend, die eigenen Elter(n) als abweichend zu konstruieren, um damit den Hilfebedarf zu legitimieren, und andererseits wiederum Zurückweisungen von Adressierungen, die die Familien der jungen Menschen als abweichend markieren.

Interessant ist dabei, wie der Begriff der Familie zur Beschreibung von sozialen Beziehungen mit den Peers auf der Wohngruppe oder mit Sozialpädagog*innen angewandt wird. Dies kann als widerständige Praxis gelesen werden, da hier Verschiebungen in Bezug auf Normalitätsvorstellungen von Familie stattfinden. Gleichzeitig wird aber in den Formulierungen sichtbar, dass die Herstellung von Familie mit diesen sozialen Beziehungen legitimierungsbedürftig sind und zum Teil relativiert werden, wie im Fall von Liah Petrovic, die sagt, die Pädagog*innen seien „so wie (.) Familie“.

In den Übergängen in die stationäre Jugendhilfe werden übergreifend Erfahrungen der Ent-Normalisierung im Zuge der Prozesse deutlich, in denen die jungen Menschen zu Adressat*innen von Hilfe (gemacht) werden. Diese Formen der Ent-Normalisierung hängen mit der wohlfahrtsstaatlichen Funktion von stationärer Jugendhilfe zusammen. So werden Angebote und die damit verbundenen Interventionen auf der Grundlage von Norm-Abweichungen bei den Jugendlichen selbst oder ihrer Familie begründet. In diesem Sinne werden durch stationäre Jugendhilfe soziale Probleme im Kontext des familiären Aufwachsens als Anlass für die Intervention herangezogen. Dadurch sind also die herausgearbeiteten Prozesse der Ent-Normalisierung fest mit der Logik des Unterstützungsangebotes verknüpft. Aus biographischer Sicht zeigt sich dabei, dass zum Teil Erfahrungen des Nicht-selbstverständlich-Dazugehörens, des Andersseins, des Problematisch-Seins in institutionellen Adressierungen gemacht werden. Somit werden vielfältige Subjektpositionen des Nicht-normal-Seins nahegelegt. Gleichzeitig wird dabei deutlich, dass mit den institutionellen Erfahrungen der Ent-Normalisierung Möglichkeiten der Handlungsfähigkeit verbunden sind und diese zum Teil als eine Form der Bemächtigung genutzt werden können.

Gleichzeitig werden auch in Bezug auf ihre Familien Strategien der Selbst-Normalisierung sichtbar. Die Normalisierung der eigenen Kindheit ist verknüpft mit Erfahrungen der Ent-Normalisierung der eigenen Familiengeschichte im Kontext von stationärer Kinder- und Jugendhilfe. Hier werden Parallelen zur Forschung von Ann Phoenix (2017) sichtbar, die sich mit den Biographien von Erwachsenen beschäftigt, deren Kindheiten infolge einer

Ketten-Migration als nicht normal adressiert werden.² Sie zeigt dabei auf, wie in den biographischen Konstruktionen Anstrengungen unternommen werden, Bereiche der eigenen Kindheit ins Zentrum zu rücken, die vor dem Hintergrund von hegemonialen Familienbildern als normativ gelten, wie bspw. positive familiäre Bindungen. Dabei unterwerfen die Biograph*innen sich hegemonialen Vorstellungen von Familie und markieren Bereiche, in denen sie diesen Vorstellungen entsprechen. So fordern sie auch Anerkennung für ihre Familiengeschichte (ebd.: 181ff.). Analog wird in der hier vorliegenden Untersuchung deutlich, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bilder aufrufen von ‚glücklichen‘ und ‚schönen‘ Kindheiten und damit einhergehenden Normvorstellungen. In der Folge markieren sie Zonen in ihrer Biographie, in denen sie diesen Erwartungen entsprechen, und normalisieren sich hierüber selbst. Dabei zeigt die Studie, dass gerade durch die Erfahrungen nicht selbstverständlich als normal anerkannt zu werden, Anstrengungen sichtbar werden, mit denen die Biograph*innen Normalität für sich und ihre Familien proklamieren.

Literatur

- Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft, S. 257-283.
- Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (2009): Familienbilder professioneller Sozialpädagog_innen. In: Thiessen, Barbara/Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 173-193.
- Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (2016): „Vulnerable Families“. Reflections on a Difficult Category. In: Center for Educational Policy Studies 6, 4, S. 11-28.
- Blumer, Herbert G. (1954): What is Wrong with Social Theory? In: American Sociological Review 18, S. 3-10.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dausien, Bettina/Mecheril, Paul (2006): Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/Yıldız, Erol (Hrsg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS Verlag, S. 155-175.

2 In der Untersuchung geht Ann Phoenix der Frage nach, wie Erwachsene ihre „nicht-normativen“ Kindheitserfahrungen“ (Phoenix 2017: 171) rekonstruieren. Gegenstand sind die Biographien von Menschen, die als Kind eine Zeit nicht bei ihren Eltern gelebt haben, weil diese (zunächst) ohne sie von der Karibik nach England migrierten.

- Dausien, Bettina/Rothe, Daniela/Schwendowius, Dorothee (2016): Teilhabe und Ausgrenzung als biographische Erfahrung. Einführung in eine biographiewissenschaftliche Analyseperspektive. In: Dausien, Bettina/Rothe, Daniela/Schwendowius, Dorothee (Hrsg.): *Bildungswege. Biographien zwischen Teilhabe und Ausgrenzung*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 25-67.
- Éber, Florian (2013): Familienkindheit als sozialpädagogische Herstellungsleistung. Ethnographische Betrachtungen zu familienähnlichen Formen der Heimerziehung. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 8, 2, S. 163-176.
- Gabriel, Thomas/Keller, Samuel/Bolter, Flora/Martin-Blachais, Marie-Paule/Séraphin, Gilles (2013): Out of home care in France and Switzerland. In: *Psychosocial Intervention* 22, 3, S. 215-255.
- Groenemeyer, Axel (2010): Doing Social Problems – Doing Social Control. Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme in institutionellen Kontexten. Ein Forschungsprogramm. In: Groenemeyer, Axel (Hrsg.): *Doing Social Problems: Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme und sozialer Kontrolle in institutionellen Kontexten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 13-56.
- Lenz, Karl (2016): Familien. In: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hrsg.): *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe*. 2. überarbeitete Aufl. Weinheim: Beltz Juventa, S. 166-202.
- Mangold, Katharina/Rein, Angela (2017): WOHNGruppe. Durchgangspassage vs. Daheim-Sein. In: Meuth, Miriam (Hrsg.): *Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 221-243.
- Oelkers, Nina (2018): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung. In: Jergus, Kerstin/Krüger, Jens Oliver/Roch, Anna (Hrsg.): *Kindeswohl: Aktivierung von Eltern(-verantwortung) in sozialinvestiver Perspektive*. Wiesbaden: Springer VS, S. 103-119.
- Phoenix, Ann (2017): Claiming liveable lives. Subjektivierung als Erwachsene und Erzählungen von ‚nicht-normativen‘ Kindheitserfahrungen. In: Spies, Tina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): *Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 171-193.
- Rein, Angela (2020): Normalität und Subjektivierung. Eine biographische Untersuchung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe. Bielefeld: transcript Verlag. <https://www.transcript-verlag.de/media/pdf/1c/f2/f9/oa9783839451700.pdf>. [Zugriff: 30.07.2020].
- Richter, Martina (2008): Familien und Bildung. In: Böllert, Karin (Hrsg.): *Von der Delegation zur Kooperation. Bildung in Familie, Schule, Kinder- und Jugendhilfe*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 33-46.
- Richter, Martina/Andresen, Sabine (2012): Orte „guter Kindheit“? Aufwachsen im Spannungsfeld familialer und öffentlicher Verantwortung. In: *ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 32, 3, S. 250-265.
- Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (2012): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Riegel, Christine (2010): Intersektionalität als transdisziplinäres Projekt. Methodologische Perspektiven für die Jugendforschung. In: Riegel, Christine/Scherr, Albert/Stauber, Barbara (Hrsg.): *Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 65-89.

- Riegel, Christine (2014): Intersektionalität als Analyseperspektive – Intersektionalität als Methode des Vergleichs? In: Freitag, Christine (Hrsg.): Methoden des Vergleichs. Komparatistische Methodologie und Forschungsmethodik in interdisziplinärer Perspektive. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress, S. 173-190.
- Riegel, Christine (2016): Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript Verlag.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara (2018): Familien im Kontext von Migration – theoretische Überlegungen zu familialen Aushandlungsprozessen im Kontext gesellschaftlicher Dominanz- und Ungleichheitsverhältnisse. In: Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (Hrsg.): LebensWegeStrategien: Familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 36-51.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: neue praxis 13, 3, S. 283-292.
- Strauss, Anselm L. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie-Verlag-Union.

Familie jenseits der heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Norm. Ambivalente Prozesse der Normalisierung und Anerkennung.

Christine Riegel

„Familie“ als soziales Phänomen und als sozial relevante Vorstellung ist normativ stark aufgeladen. Es bestehen gesellschaftlich und auch im pädagogischen Kontext implizite, aber sehr wirksame Normen und Vorstellungen davon, was Familie ‚ist‘. So wird nach wie vor selbstverständlich auf die klassische Konstellation der Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind(ern), rekurriert, auch wenn gleichzeitig von einer Pluralisierung von Familie und familialen Lebensformen ausgegangen wird (vgl. Fitz-Klausner/Schondelmayer/Riegel in diesem Band).

An Familienkonstellationen, in denen Elter(n) sich als lesbisch, schwul, bisexuell, trans*, inter*, non-binär, genderfluide oder queer verorten, zeigt sich diese gesellschaftliche Normativität in Bezug auf Familie und die damit verbundene (hetero)normative Ordnung in besonders deutlicher Weise (Hartmann 2014). Aber auch an multiplen Sorgearrangements und Beziehungsnetzwerken bricht sich die dominante (Normalitäts-)Vorstellung von Familie. Dies hat zur Folge, dass diese Familienkonstellationen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen oft gar nicht als Familie gesehen und anerkannt werden. Gleichzeitig wird durch deren Existenz sowie durch politische Forderungen nach Gleichstellung und Anerkennung die gesellschaftliche Normativität mit Blick auf Familie bzw. die in der hegemonialen Norm enthaltene Selbstverständlichkeiten von Heterosexualität, Zwei- und Cisgeschlechtlichkeit sowie einer institutionalisierten dyadisch und monogam lebenden Elternschaft herausgefordert und es kommt zu gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen um den Wert von Familie bzw. darüber, wer als Familie ‚gilt‘ und welche Konstellationen anerkannt werden.

In diesem Beitrag wird der Frage nachgegangen, in welcher Weise Normalitätstheorien in gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskursen zu Familie wirksam werden und was dies für die Sichtbarkeit und Anerkennung von LSBTIQ* mit Kindern bzw. von Familien bedeutet, in denen die Eltern nicht der heterosexuellen oder cisgeschlechtlichen Norm entsprechen. Dabei wird der Fokus auf Familienkonstellationen und familiäre Lebensformen gerichtet, in denen lesbisch, schwul, bi-, pan- oder asexuell lebende

sowie Trans* und Inter*Personen in einer Fürsorge- und Care-Beziehung mit Kindern leben. Diese Familien werden ganz unterschiedlich bezeichnet, z.B. als Regenbogenfamilien, queere Familien oder LSBTIQ*-Eltern mit Kindern. Allerdings sind diese Begriffe sowohl analytisch als auch identitätspolitisch nicht unproblematisch, da sie verschiedene Assoziationen hervorrufen und dabei potenziell bestimmte Familienkonstellationen (normalisierend) ein- und andere ausschließen.

In den folgenden Analysen beziehe ich mich theoretisch auf poststrukturalistisch und dekonstruktivistisch inspirierte Ansätze, die hegemoniale gesellschaftliche Differenz- und Normalitätsordnungen und damit verbundene Macht- und Herrschaftsverhältnisse hinterfragen und Machteffekte analysieren. Empirische Grundlage der Diskussion sind u.a. ethnographische Beobachtungen und Gespräche sowie Interviews mit Personen, die als LSBTIQ* in Care-Beziehungen mit Kindern leben und sich für diese verantwortlich zeigen.

Im Folgenden wird zunächst anhand aktueller, aber ambivalenter gesellschaftlicher Entwicklungen der Frage nach Normalisierungsprozessen vor dem Hintergrund einer zunehmenden Akzeptanz und Sichtbarkeit von Familien jenseits der heterosexuellen Norm nachgegangen. Daran anschließend werden sozial- und erziehungswissenschaftliche Diskurse beleuchtet und diskutiert, wie darin diese Familienkonstellationen repräsentiert sind. Schließlich wird erörtert, inwieweit für Kämpfe um Repräsentation und Anerkennung für die Familien selbst als auch für Organisationen und Netzwerke von Regenbogenfamilien Normalisierungsstrategien, aber auch dazu widerständige Positionen relevant werden. Der Beitrag endet mit Überlegungen dazu, wie Familie verstanden und untersucht werden kann, ohne gängige Familienbilder zu reproduzieren.

1 Queere Familien im gesellschaftlichen Kontext. Normalitäten in Bewegung?

Mit Blick auf die gesellschaftliche Situation von Familien, die der zweigeschlechtlichen und heterosexuellen Norm nicht entsprechen, zeigt sich gesellschaftlich ein durchaus uneindeutiges Bild und es sind in den letzten Jahren vielschichtige Entwicklungen und dabei gegenläufige Tendenzen und Politiken zu beobachten (vgl. Maihofer 2018).

Zunächst kann zwar mehr Sichtbarkeit sowie gesellschaftliche und rechtliche Anerkennung von LSBTIQ*, deren Lebensweisen und auch Familienformen konstatiert werden. So erfahren diese immer mehr öffentliche und mediale Aufmerksamkeit und Fragen von sexueller sowie geschlechtlicher Vielfalt werden zunehmend zum Gegenstand gesellschaftlicher Debatten.

Auch gibt es inzwischen für LSBTIQ* vielfältige und größtenteils auch legale Wege und Möglichkeiten, um Kinder zu ‚bekommen‘ und mit Kindern in einer Fürsorgegemeinschaft zu leben (vgl. Rupp 2009; Arns et al. 2019; Teschlade/Peukert 2019; siehe hierzu auch Dionisius in diesem Band).

Allerdings sind diese gesellschaftlichen Transformationen mit Blick auf ‚Familie‘ und damit verbundenen ‚erweiterten‘ Möglichkeiten nicht ungebrochen: Zum einen gibt es gesellschaftliche Gegenbewegungen und ein Erstarken rechts-konservativer Diskurse in Bezug auf Familie, die am Ideal einer Kleinfamilie und einer damit verbundenen natürlichen Ordnung festhalten wollen und die sich deutlich und z.T. sehr aggressiv gegen nicht eindeutige Geschlechterpositionierungen und nicht konventionelle Familienkonstellationen positionieren. Deren Existenz wird als Angriff auf die heterosexuelle Normalfamilie und deren ‚Natürlichkeit‘ gesehen (vgl. Schondelmayer in diesem Band). Zum anderen kann nicht ohne weiteres von einer sozialen oder rechtlichen Gleichstellung von queeren familialen Lebensformen gesprochen werden. Mit der Einführung der „Ehe für alle“ wird die Gleichstellung über diese bürgerliche Instanz legitimiert, bleibt jedoch auch in der damit verbundenen heteronormativen Logik verhaftet. Eine Ungleichbehandlung besteht nach wie vor, auch für verheiratete Paare, im Adoptionsrecht sowie der Notwendigkeit und der Verfahrensweisen der Stiefkindadoption. Hier kollidieren Gleichstellungs- und Abstammungsrecht, die Wirkmächtigkeit normativer Familienbilder und des Ideals der bürgerlichen, heterosexuellen Kleinfamilie kommt voll zum Tragen.

Dies hat zur Konsequenz, dass die gesellschaftlichen Transformationen und die damit verbundenen erweiterten Möglichkeiten, Familie zu leben, nicht für alle LSBTIQ* in gleicher Weise wirksam werden und nicht alle von der zunehmenden sozialen Anerkennung profitieren können. Hier zeigt sich eine Homonormativität bzgl. der unterschiedlichen Anerkennung von LSBTIQ* als Eltern, die eng an die Vorstellung einer monogamen, dyadischen Elternschaft und Zweigeschlechtlichkeit gebunden ist und mit einer Naturalisierung von Vater- und Mutterschaft einhergeht. Genderfluide, non-binäre oder Trans*Personen als Eltern oder auch queere Ein- oder Mehr-Elternkonstellationen, die in verschiedener Hinsicht nicht der Norm von dyadischer Elternschaft entsprechen, bleiben als Familien gesellschaftlich oft unsichtbar. Sie sind im hegemonialen Diskurs um Familie auf soziale „Unorte“ (Butler 2009/2017: 176) verwiesen – und deren Situation und Anerkennung als Eltern oder Familie bleibt äußerst prekär. Darüber hinaus überlagert sich Heteronormativität mit anderen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen in intersektionaler Weise. Entsprechend können nicht alle LSBTIQ* in gleicher Weise von den (paradoxen) gesellschaftlichen Veränderungen profitieren, sodass es zu Hierarchisierungen in der Anerkennung und zu ungleichen Möglichkeiten der Realisierung von Elternschaft auch innerhalb nicht-heteronormativer Lebensweisen kommt.

Es zeigen sich also ambivalente Prozesse der Normalisierung. Trotz einer gesellschaftlichen Liberalisierung und Öffnung gegenüber vielfältigen Familienformen gibt es durchaus noch starre Grenzen und ein Festhalten an traditionellen Familienvorstellungen; dabei wird die zunehmende rechtliche Anerkennung durch homonormative und nationalistische Grenzen abgesichert (vgl. Nay 2019).

Wie sich dies für den sozial- und erziehungswissenschaftlichen Diskurs als auch den pädagogischen Blick auf Familie gestaltet, welche Relevanz hegemoniale Normalitätskonstruktionen und Normativitäten in Bezug auf Familie haben und wie sich diese in Anerkennungs-Strategien von LSBTIQ*-Familien und Politiken von queeren Zusammenschlüssen zeigen, dem soll im Folgenden nachgegangen werden.

2 Zur (De-)Thematisierung von queeren Familien in erziehungswissenschaftlichen Fachdiskursen und pädagogischen Kontexten

2.1 Sozial- und erziehungswissenschaftliche Diskurse zu LSBTIQ und Familie*

Mit Blick auf die Familienforschung zeigt sich eine gewisse Kontinuität und Wirksamkeit traditioneller Familienbilder und -ideologien (vgl. Lenz 2016). Eine solche Ideologisierung kann nach wie vor konstatiert werden, auch wenn wissenschaftlich inzwischen mehr oder weniger einhellig von einem Konstruktionscharakter von Familie ausgegangen und betont wird, dass Begriffe von Familie als gesellschaftlich und historisch eingebettet und hervorgebracht zu betrachten sind (vgl. Morgan 1996; Peuckert 2008; Jurczyk/Klinkhardt 2014). Angesichts gesellschaftlicher Veränderungen und des Wandels von Familie wird auf eine Pluralisierung von Lebenslagen und Familienformen hingewiesen. Diesbezüglich hat sich ein weit gefasstes Familienverständnis etabliert, das sich v.a. auf die Generationenfolge als konstitutives Merkmal bezieht (vgl. Ecarius 2002; Oelkers 2012; Lenz 2016). Dabei wird (potenziell) ein variantenreiches Spektrum an Elter(n)-Kind-Beziehungen jenseits der als klassisch bezeichneten Kernfamilie in den Blick genommen: Ein-, Zwei- oder Mehrelter(n)familien, soziale Wahlfamilien, Patchworkfamilien, Adoptions- und Pflegefamilien als auch sogenannte Regenbogenfamilien.

Und dennoch halten sich bestimmte Vorstellungen, Mythen und Ideologien von Familie in wissenschaftlichen Diskursen hartnäckig und es wird an das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie angeknüpft. Auf dieses wird in der

Forschung rekurriert, womit solche Bilder und damit verbundene hegemoniale Ordnungen in der Forschungspraxis reproduziert werden. Somit tragen auch fundierte Fachdiskurse zu deren „normative[n] Zementierung“ (Oelkers 2012: 142) bei. Dies hat eine Einseitigkeit der Wahrnehmung und Repräsentation von Familie, auch in einer zunehmend ausdifferenzierten Familienforschung, zur Folge, bei der bestimmte Formen von Familie aus dem Blick geraten oder unter der Perspektive der Verbesonderung betrachtet werden.

In einer überblickshaften Untersuchung der fachwissenschaftlichen Diskurse zum Thema Familie in Form von Handbuch- und Überblickswerken zu Familie im Kontext von Bildung, Erziehung und Sozialpädagogik und im Bereich der Familienforschung im deutschsprachigen Raum, die ich im Jahr 2016 vorgenommen habe, zeigt sich: Eine systematische Auseinandersetzung mit queeren Lebensformen und Familienkonstellationen im Rahmen der ansonsten ausdifferenzierten Auseinandersetzung rund um Familie und Elternschaft kann als Leerstelle in fachwissenschaftlichen Diskursen markiert werden (vgl. Riegel 2017). Obgleich inzwischen durchaus Forschungen zu diesem Thema, v.a. im englischsprachigen Raum, vorliegen (für einen Überblick: Berkowitz 2009; Goldberg 2010; Dempsey 2013; Nay 2017) und neben der meist zitierten Studie von Rupp aus dem Jahr 2009 weitere empirische Untersuchungen zu diesem Thema ebenso im deutschsprachigen Raum existieren (u.a. Maier 2009; Streib-Brzič/Quadflieg 2011; Funcke 2015; Nay 2017; Arns et al. 2019; Motakef et al. 2019; Teschlade/Peukert 2019), findet diese Forschung und generell die Auseinandersetzung mit queeren Familienformen im Gros der Familienforschung nur wenig Berücksichtigung; wenn, dann sind diese Familienkonstellationen einer besonder(nd)en Betrachtung unterworfen oder werden im Rahmen von Sonderbeiträgen oder in special issues parallel zum dominanten Diskurs der Familienforschung platziert. Die Thematik wird v.a. im Kontext der Gender und Queer Studies aufgegriffen und diskutiert. Dagegen werden Familienkonstellationen und -formen jenseits der heterosexuellen Norm im erziehungswissenschaftlichen Fachdiskurs zu Familie zwar wahrgenommen, jedoch oft nur im Rahmen einer exemplarischen Aufzählung benannt (bspw. Ecarius et al. 2011; Oelkers 2011; Lenz 2016).

Diese Form der Marginalisierung und De-Thematisierung scheint in den meisten Überblickswerken nicht weiter erklärungsbedürftig zu sein. Zum Teil wird dies auch mit einer zu geringen empirischen Relevanz bzw. einer unzureichenden Zahlenlage begründet, um dann allenfalls auf spezifische Studien zu diesem Thema zu verweisen (bspw. Hill/Kopp 2015: 14; Schwamborn/Hahnen 2018: 443). Hier zeigt sich zum einen die Orientierung an einem engen Normalitätsverständnis, das sich auf beobachtbaren Durchschnitten und Normalverteilungen bezieht. Mit einer solchen Strategie des Normalismus (Link 2006: 75ff.) kann die Vernachlässigung eines möglicherweise politisch-normativ, doch nicht ignorierbaren Themas legitimierbar werden.

Allerdings werden dadurch die Besonderung und Marginalisierung dieser Lebens- und Familienformen in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung reproduziert.

Des Weiteren wird für queere Konstellationen des familialen Zusammenlebens oft nicht der Begriff der ‚Familie‘ verwendet. So wird in pädagogischen Fachdiskursen und der Familienforschung eher von ‚homosexuellen bzw. schwulen oder lesbischen Paaren mit Kind(ern)‘ oder von ‚gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften mit Kindern‘ gesprochen. Vor der offensichtlich auch in der Wissenschaft relevanten Referenzfolie der heterosexuellen Kleinfamilie und den damit verbundenen Normativitäten (s.o.) werden diese Familienkonstellationen als nicht der Norm entsprechend verbesondert und als Andere hervorgebracht. Gleichzeitig werden diese Formen in das bürgerliche Bild von Familie eingepasst und vereinnahmt, im Gegensatz zu queeren Lebens- und Familien*formen jenseits homosexueller Paar-konstellationen, die entsprechend dieser Kategorisierungen ausgeschlossen und unsichtbar gemacht werden. Damit wird in der Familienforschung auch nur ein Ausschnitt der vielfältigen Familienkonstellationen und -formen von LSBTIQ* repräsentiert, sodass etwa bisexuelle oder transidente Elter(n) bzw. Personen, die verantwortlich Sorgeaufgaben übernehmen, in diesen Darstellungen weitgehend unberücksichtigt bleiben (Bertone/Palotta-Chiarolli 2014: 6).

Auch die in der Familienforschung unhinterfragte Annahme, ‚Familie‘ bestehe aus mindesten zwei Generationen und einem durch diese geprägten Elter(n)-Kind-Verhältnis, führt implizit zu einer naturalisierten Vorstellung; ebenso dazu, dass Care-Verhältnisse sowie Solidaritätszusammenhänge ohne Kinder, die sich jedoch selbst als Familie verstehen (z.B. queere Communities ‚We are family‘), unberücksichtigt bleiben. Damit bleibt auch verdeckt, dass es eine Vielzahl an alternativen, polyamourösen und freundschafts-basierten Beziehungsnetzwerken gibt, die sich selbst nicht auf den Begriff der Familie beziehen bzw. sich hinsichtlich seiner bürgerlichen Konnotationen von ihm abgrenzen (vgl. Raab/Schadler 2020).

Letztlich bleibt auch in der wissenschaftlichen Betrachtung von queeren Familien oft unbedacht, dass auch diese Gruppe in sich heterogen ist. Wenn von der Pluralisierung von Familienformen ausgegangen wird, ist es an sich naheliegend, dass diese Diversität auch für queere Familien zutreffen muss, d.h. dass auch diese in Einelterkonstellationen, in Trennungssituationen, als Patchworkfamilien oder in multiplen Fürsorgearrangements leben. Ein solcher pluralisierter Blick auf die Lebenslagen und Familienkonstellationen von LSBTIQ* ist im Rahmen der marginalisierten Darstellung und des Otherring im Diskursfeld der Familienforschung bisher kaum zu erwarten. Ebenso wenig wird systematisch einbezogen, dass LSBTIQ* mit Kindern in unterschiedlicher Weise in gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen positioniert sind und über verschiedene Privilegien und Möglichkeiten der Lebens-

gestaltung verfügen. So wurde lange Zeit auch in der Forschung auf weiße, ökonomisch abgesicherte Mittelschichtspaare mit Kind* fokussiert und diese mit dem Bild ‚der Regenbogenfamilie‘ gleichgesetzt. Damit wurde aber auch die Existenz von LSBTIQ*-Familien of colour, mit verschiedenen Migrations- oder Mobilitätserfahrungen und/oder in ökonomisch, gesundheitlich prekären oder marginalisierten Lebenslagen ausgeblendet (vgl. Biblarz/Savci 2010; Nay 2017).

In dieser Pluralität und Unterschiedlichkeit sind queere Familienkonstellationen selten in der öffentlichen Wahrnehmung und auch kaum in der Familienforschung repräsentiert. Vielmehr zeigt sich in der Thematisierung von LSBTIQ* im Kontext von Familie eine starke Orientierung am Konstrukt der Normalfamilie sowie an einer hetero- und cisgeschlechtlichen Normativität. Dies führt zu einseitigen Verengungen und Hervorhebungen, die mit Normalisierungen und Vereinnahmungen einhergehen, aber auch zu Leerstellen, Ausblendungen und Prozessen des (mehrfachen) Unsichtbarmachens, mit jeweils ausgrenzenden und unterwerfenden Effekten.

2.2 *LSBTIQ*-Eltern und ihre Kinder in (sozial-)pädagogischen Kontexten*

Die geringe Sichtbarkeit von LSBTIQ*-Familien im wissenschaftlichen Diskurs und die damit verbundenen Ausblendungen und Normierungen spiegeln sich auch in der (sozial-)pädagogische Bildungs-, Beratungs-, Präventions- und Unterstützungspraxis wider.

Mit Blick auf pädagogische Institutionen wird deutlich, dass queere Familien – Eltern und Kinder – selbstverständliche Nutzer*innen von Kita, Schule, Angeboten der Kinder- und Jugendarbeit oder von Familienzentren sind. Im Alltag dieser Institutionen bleiben sie dennoch oft unsichtbar. Auch wenn im Selbstverständnis von pädagogischen Einrichtungen eine gewisse Aufgeschlossenheit und Akzeptanz gegenüber den konkreten Personen besteht und diese eine verbessernde Aufmerksamkeit erfahren, bleiben LSBTIQ*-Lebensweisen strukturell weitgehend unberücksichtigt. Für das Feld der Sozialen Arbeit kann konstatiert werden, dass es kaum Hilfs- und Beratungsangebote gibt, die nicht heteronormativ sind. So sehen sich LSBTIQ*-Familien in Interaktionen mit Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe und v.a. im Kontakt mit Ämtern und Behörden z.T. mit Unwissenheit, Ignoranz, Verbesserung oder gar Problematisierung konfrontiert. So gilt auch für pädagogische Settings und Kontexte, dass queere Familien selbstverständlich nicht mitgedacht werden (Riegel 2019).

Gleichzeitig zeigen sich auch hier ambivalente Prozesse der Normalisierung. Gleichgeschlechtliche Paare mit Kind(ern), die dem Bild der bürgerlichen Normalfamilie weitgehend entsprechen, erfahren relativ große Wert-

schätzung. Hingegen werden andere Familienkonstellationen (transidente, genderfluide Eltern oder multiple Elternschaft) ähnlich wie in Wissenschaft und Forschung nicht gesehen oder problematisiert. Des Weiteren verschränken sich auch in (sozial-)pädagogischen Settings rassialisierende Diskurse mit einem liberalen Selbstbild der Offenheit; Homo- und Transphobie wird als ein Problem von Migrations-Anderen betrachtet. Homosexuelle Lebensweisen und pluralisierte Familien*formen werden v.a. in der (sich als aufgeklärt und modern verstehenden) Dominanzgesellschaft verortet und bei people of colour und Menschen mit Migrationsgeschichte ignoriert oder diese einseitig als ‚Angehörigen einer patriarchalen, homophoben Herkunftskultur‘ gelesen (Çetin 2012; Saadat-Lendle/Çetin 2014). Migrantische Familien werden entsprechend solcher dominanter klassistischer und rassialisierter Deutungsschemata eher als sogenannte ‚Problemfamilien‘ kategorisiert, als dass angenommen werden würde, dass die Eltern offen lesbisch, schwul oder queer leben (Castro-Varela/Dhawan 2009).

Dass in sozialpädagogischen Unterstützungsangeboten im Bereich der Hilfen zur Erziehung LSBTIQ*-Familien kaum sichtbar werden, kann möglicherweise im Zusammenhang damit gesehen werden, dass das vorherrschende Bild einer Regenbogenfamilie (akademisch gebildete, soziökonomisch abgesicherte, gesunde, möglichst verheiratete gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern) nicht dem der potenziellen Adressat*innen und Nutzer*innen von Sozialer Arbeit mit sozialpädagogischem Hilfebedarf entspricht. Und dennoch besteht auch in pädagogischen Kontexten die Gefahr der Problematisierung und des Othering. Dies gilt besonders für Trans* und Inter*Personen, gleich ob Elter(n) oder Kind(er), die nicht nur im medizinischen und therapeutischen Kontext mit Pathologisierungen konfrontiert werden (vgl. Gregor 2016), sondern gerade in pädagogischen Settings als Herausforderung gelten, auf die nicht selten mit Ignoranz, Verunsicherung oder Abwehr von pädagogischer Seite reagiert wird (vgl. Riegel 2017). So wird bspw. von Bildungs- und Beratungsprojekten zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt davon berichtet, dass es in den letzten Jahren vermehrt zu Nachfragen von Schulen und Kindergärten kommt. Dies rührt jedoch nicht unbedingt von einem generellen (Bildungs- und Informations-)Interesse an diesem Thema. Vielmehr besteht hier Beratungsbedarf von Pädagog*innen, die in Bezug auf konkrete Einzelfälle und vor dem Hintergrund einer problematisierenden Deutung von genderfluiden und non-binären Identitäten und Entwicklungstendenzen von Kindern und Jugendlichen sich in ihrem pädagogischen Handeln herausgefordert sehen.

Abschließend ist festzuhalten: Sowohl in den erziehungswissenschaftlichen Fachdiskursen als auch in pädagogischen Institutionen besteht ein Spannungsverhältnis von einem Bemühen um Offenheit auf der einen Seite, Ignoranz und Othering auf der anderen. Auch im pädagogischen Kontext erfolgt eine einseitige Fokussierung auf gleichgeschlechtliche Paare und eine

Ausblendung von Trans*Elter(n)schaften, multiplen Elternschaften sowie eine Gleichsetzung von ‚LSBTIQ*‘ mit bürgerlich-weiß. Queers of colour werden in diesem Zusammenhang unsichtbar gemacht, sodass sie dadurch potenziell verstärkt diskriminiert und in eine verletzbar Position gebracht werden. Im Kontext dessen, dass Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen verstanden werden kann (Kessl/Plöber 2010), erweist sich die Ignoranz gegenüber der Vielfalt queerer Lebensformen auf der einen Seite und die problematisierende Thematisierung auf der anderen als hoch ambivalent, sodass i.d.R. ein queer-adäquates Bildungs-, Unterstützungs- oder Beratungsangebot außen vor bleibt.

3 Queere Familien im Spannungsfeld von Normalisierung und Othering

3.1 Ambivalente Repräsentationen

„Ganz normal und doch besonders“ – so wird nicht selten in Medienberichten oder in Aufklärungsbroschüren das Familienleben, die Elternschaft, das Aufwachsen in einer Regenbogenfamilie beschrieben. Die Normalität von Familie wird hier einerseits semantisch über die begriffliche Bezeichnung als ‚normal‘ hergestellt. Sie wird aber auch durch Bilder und Metaphern geschaffen, so z.B. wenn in visuellen oder verbalen Narrationen in Dokumentarfilmen vermittelt wird, dass diese Familien genau das erleben, was als das ‚ganz normale Chaos von Familie‘ bezeichnet wird: dass die Kinder trotzen; die Eltern genervt, aber auch unheimlich stolz bei den ersten Schritten des Kindes sind, auch wenn dabei die Milchflasche über den neuen Teppich gekippt wird; und auch sie damit umgehen müssen, wenn die Schwiegereltern sich in die Erziehung einmischen. Dabei wird jedoch gerade in Verbindungen mit den Hinweisen auf Normalität genau das betont und hervorgehoben, was gesellschaftlich so fragil ist – als ganz normale Familie anerkannt zu werden.

Diese Darstellungen von Regenbogenfamilien in Medien oder Informationsbroschüren verweisen jedoch gleichzeitig auch noch auf andere Normalitäten, ohne dass diese explizit benannt werden. Auch hier handelt es sich in der Darstellung i.d.R. um ein homosexuelles Paar mit ein oder zwei Kindern, manchmal werden auch zwei Paare dargestellt, ein schwules und ein lesbisches Paar, die gemeinsam für ein Kind sorgen. Dabei wird i.d.R. explizit markiert, wer in dieser Konstellation die leiblichen Eltern sind und damit die Relevanz der biologischen Verwandtschaftlichkeit betont. Auch wird an das bürgerliche Prinzip der Monogamie angeknüpft, indem fast ausschließlich Paare gezeigt werden, die schon lange zusammenleben, verheiratet bzw.

verpartnert sind. Weniger deutlich, aber dennoch sichtbar wird, dass es sich um Paare handelt, die in materiell abgesicherten Verhältnissen leben und mit symbolischem sowie kulturellem Kapital ausgestattet sind. So wird im Rahmentext solcher Präsentationen hervorgehoben und auch auf wissenschaftliche Studien verwiesen, dass das Bildungsniveau von Eltern aus Regenbogenfamilien überdurchschnittlich hoch ist und dass Kinder in Regenbogenfamilien in der Regel ‚absolute Wunschkinder‘ sind, die wohlüberlegt geplant und ihr Kommen bestens vorbereitet wurde. Daraus wird gefolgert, dass dies nahezu perfekte Voraussetzungen für ein gutes Aufwachsen und deren Wohlbefinden ist. Die dargestellten Familien werden in diesem Zusammenhang fast idealisiert und all das hervorgehoben, was das Ideal einer bürgerlichen, gut situierten Kleinfamilie ausmacht. Vor diesem Hintergrund wird argumentativ auch hervorgebracht, dass diese Eltern auch bestens geeignet sind, um Pflegekinder aufzunehmen. Hier erfolgt eine Vereinnahmung von bestimmten, sozial akzeptierten gleichgeschlechtlichen Familienkonstellationen und es zeigt eine gewisse Homonormativität. Andere Konstellation von queeren Familien – Trans*, polyamouröse, arme, rassialisierte Personen – werden in diesen Zusammenhängen nicht oder kaum repräsentiert und ihre Lebensweisen mit Blick auf Familie problematisiert. Über solche Bilder und Diskurse – in denen auch ausgehandelt wird, was ‚gute Elternschaft‘ bedeutet – wird normativ hervorgebracht, welche nicht-heteronormativ lebenden Personen Kinder bekommen sollen und gesellschaftlich als Familie wertgeschätzt werden.

Aber gleichzeitig wird stets auch das Besondere dieser Familien hervorgehoben und diese als ‚Andere‘ markiert, indem eben immer wieder auf die nicht als natürlich bezeichneten Entstehungsbedingungen der Kinder und der Familie zum einen, auf die sexuelle Orientierung der Eltern zum anderen verwiesen wird. Dies erfolgt z.T. auch in ganz ambivalenter Weise, wenn z.B. in aufklärerischer Absicht in einem Vorwort einer Broschüre zu Regenbogenfamilien geschrieben wird, dass „Menschen, die ‚anders‘ sind oder ‚anders‘ leben“ ausgegrenzt würden und deshalb die „vorliegende Broschüre [...] die Lebensrealitäten von Kindern und Eltern aus Regenbogenfamilien sichtbar“ machen will (Derungs 2013). Hier werden wiederum die ambivalenten Effekte des Benennens und Nicht-Benennens von hegemonialen Differenzkonstruktionen deutlich.

Die oben benannte Aussage ‚ganz normal und doch besonders‘ steht damit für eine prekäre und ambivalente Anerkennung von Familien, die nicht der heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Norm entsprechen. Die damit verbundenen Prozesse der Normalisierung gehen mit einem Othering einher, das möglicherweise positiv oder auch anti-diskriminierend gemeint ist, jedoch verbesondernde und diskriminierenden Effekte nach sich zieht.

3.2. *Kampf um Anerkennung – Ambivalente Positionierungen und Aushandlungsprozesse*

Es stellt sich die Frage, was diese Normativität in Gesellschaft und auch pädagogischen Kontexten mit queeren Familien macht bzw. wie sich LSBTIQ* in diesem Feld als Familien positionieren.

Angesichts der prekären und nur einseitigen Sichtbarkeit, Repräsentation und Anerkennung im öffentlichen wie auch pädagogischen Diskurs ist es für LSBTIQ* mit Kindern keineswegs selbstverständlich, als ‚ganz normale Familien‘ zu gelten. Um als Subjekt in nicht-normativen Familienkonstellationen intelligibel zu sein (Butler 2009/2017) und auch als ‚Familie‘ anerkannt zu werden, muss auf die Normalitätsvorstellung von Familien und die normativen und normalisierenden Diskurse, die sie zu verbesonderten oder problematisierten Anderen macht, Bezug genommen werden – in positiver, unterwerfender oder auch in abgrenzender Weise.

Die Notwendigkeit sich zu positionieren und die damit verbundene Problematik, sich auf hegemoniale Bilder und Diskurse um Familie bzw. Normalitätskonstruktionen beziehen zu müssen, spiegelt sich auch im Kontext von Forschung wider, auch wenn diese beabsichtigt, nicht normativ zu sein. Allein schon bei der Frage in Interviews „Wie lebt ihr zusammen?“ oder „Wie sieht euer Alltag als Familie aus?“ sehen sich Personen, die sich nicht dem Bild der Normalfamilie entsprechend erleben, genötigt, sich mit Blick auf ihre Familienkonstellation und ihr Zusammenleben erklären zu müssen. Oder sie fragen, ob sie überhaupt als Familie gelten und als Interviewpartner*innen für die Untersuchung relevant sind. Dies zeigte sich an verschiedenen Untersuchungen zu Familie, an denen ich beteiligt war, wobei sich dies so nicht nur für queere Familien ergibt, sondern auch für all diejenigen, die in unterschiedlicher Weise aus dem hegemonialen Referenzrahmen der bürgerlichen Kleinfamilie fallen, wie z.B. Alleinerziehende mit wechselnden Partner*innen, Angehörige von Minderheiten usw. (Chamakalayil 2015; Riegel et al. 2018).

Diese Artikulationen beziehen sich auf gesellschaftliche Normen und normative Vorstellungen von Familie, aber gehen auch auf soziale und biographische Erfahrungen des Othering zurück, die Personen, die in intersektionaler Weise als Andere und in ihrem Familienleben als nicht-normativ markiert werden, alltäglich in ihrem Leben und in ganz unterschiedlichen Kontexten machen. Dabei entwickeln sie verschiedene Praxen, mit (u.a. familialen) Normalitäten und Normativitäten umzugehen und diese auszuhandeln.

Empirisch zeigen sich zum einen kollektive Strategien von Netzwerken (von Regenbogenfamilien o.ä.) und der queeren Community, zum anderen individuelle Umgangsweisen und Taktiken von Familien und Familienmitgliedern, sich als Familie im heteronormativen gesellschaftlichen und pädagogischen Umfeld zu artikulieren. In diesen Kämpfen um Anerkennung

werden sowohl Praktiken der Normalisierung und Versuche der Gegenpositionierung, des Widerstands und des Verschiebens von Normalitäten bzw. Grenzen dieser relevant.

Auch im Alltag sehen sich queere Familien gezwungen, sich angesichts hegemonialer Bilder und Normen bzgl. Familie und damit verbundener ambivalenter Normalisierungsprozesse positionieren zu müssen. Dies ist besonders in Kontexten relevant, in denen sie doch immer wieder die Erfahrung machen, nicht dazugehören, nicht gesehen und ignoriert zu werden. Vor diesem Hintergrund erweist es sich für viele Eltern und Familien auch im Kontakt mit pädagogischen Institutionen als erforderlich, sich in ihrer Lebens- und Familienkonstellation, teilweise immer wieder aufs Neue, zu outen und diese explizit zu benennen, um sich damit für alle – Pädagog*innen, Betreuer*innen, Kinder, andere Eltern – sichtbar zu machen. So sagt beispielsweise eine Person, dass es für sie wichtig war, sich in der Kita explizit als lesbische Mutter vorzustellen, da sie ansonsten befürchtet hätte, selbstverständlich als heterosexuelle Alleinerziehende gelesen zu werden. Andere wiederum verfolgen eine Strategie des Nicht-Auffallens, indem sie in Kita und Schule kaum was von sich und ihrer Familie erzählen und in ihrer Lebensform nicht unbedingt erkennbar in Erscheinung treten. Dieses Bemühen um Unauffälligkeit und des Zurückhaltens begründet eine sich explizit als Co-Mutter bezeichnende Person damit, „ganz normal und nicht als Randgruppe“ wahrgenommen werden zu wollen, auch zum Schutz vor Diskriminierung der Kinder. Wenngleich hier ganz unterschiedlich vorgegangen wird, sind beides Normalisierungsstrategien und zeugen von dem Begehren, als ‚ganz normale Familie‘ gesehen und nicht diskriminiert zu werden.

Andere Normalisierungsstrategien zielen v.a. auf die (Selbst-)Präsentation als glückliche Familie und gute, verantwortungsvolle Eltern ab, um vor dem Hintergrund widersprüchlicher gesellschaftlicher Adressierungen und Positionierungen in symbolischer und auch rechtlicher Hinsicht als Familie anerkannt zu werden. Beispielsweise werden in öffentlichen Präsentationen, Internetauftritten und Informationsbroschüren von Verbänden, Netzwerken von Regenbogenfamilien bzw. von und für LSBTIQ* mit Kindern und Kinderwunsch i.d.R. Fotos und Bilder von sogenannten Regenbogenfamilien, in einer gewissen Vielfalt, präsentiert. Durch diese die Informationstexte begleitenden Bilder werden die Familien auch visuell für eine breitere Öffentlichkeit sichtbar gemacht. Allerdings dominieren auch hier die oben genannten Familienkonstellationen, die dem Idealbild der bürgerlichen Kleinfamilie am nächsten kommt, nämlich die des schwulen bzw. lesbischen Elternpaares mit einem bis zwei Kind(ern). Außerdem handelt es sich um ästhetisch schöne Bilder, auf denen attraktive, strahlende, glücklich und gesund wirkenden Menschen zu sehen sind. Diese Inszenierung als ‚happy family‘ (Nay 2017: 129) kann dabei als nützlich und funktional im Kampf um gesellschaftliche Normalisierung und Anerkennung von Regenbogenfamilien gelesen werden.

Gleichermaßen scheint es strategisch sinnvoll, homosexuelle und z.T. auch Trans*Personen als ‚gute Eltern‘ zu präsentieren und aufzuzeigen, dass Regenbogenfamilien ein ideales Umfeld für das Aufwachsen und das Wohlbefinden von Kindern bieten, also der Norm einer ‚guten‘ Familie entsprechen. Dabei wird regelmäßig in den Texten der Internetauftritte oder auch in Materialien für pädagogische Fachkräfte auf die bereits genannten Studien (bspw. auf Crouch et al. 2014 oder Rupp 2009) verwiesen, die nachweisen können, dass Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Elternpaaren aufwachsen, sich in kognitiver und psychosozialer Hinsicht positiv entwickeln. Diese expliziten Ausführungen und wissenschaftlich legitimierte Nachweise der ‚normalen‘, also nicht-abweichenden Entwicklung der Kinder scheinen für die Akteur*innen im politischen Kampf um gesellschaftliche Anerkennung und um gleiche Rechte äußerst wichtig zu sein. Dies kann auch dazu dienen, um dem Vorwurf von konservativer Seite zu begegnen, dass das Kindeswohl in solchen Familienkonstellationen gefährdet sei. Dennoch ist diese Argumentation als durchaus zweischneidig zu betrachten, da bei diesen Vergleichen und auch in den Vergleichsstudien selbst, die heterosexuelle Familie den Referenzpunkt darstellt, der die Normalität (von Familie) verkörpert und repräsentiert. Somit wird auch im Kampf um Anerkennung die hegemoniale binäre Ordnung tradiert und Heteronormativität in Bezug auf Familie gefestigt.

Dagegen können die Positionierungen und Artikulationen von queeren Eltern ebenso die Normativität irritierende und entlarvende Gegenpositionierungen und Transcodierungen hervorbringen, z.B. das Umdeuten des konservativen, aber auf Solidarität verweisenden Begriffs der Familie, ‚We are family‘ kann dabei als selbstbewusste Artikulation des Zusammenschlusses von (sich durch Diversität auszeichnenden) Regenbogenfamilien verstanden werden.

In pädagogischen Einrichtungen, wie Kindergarten oder Schule, erachten es bestimmte LSBTIQ*-Eltern angesichts heteronormativer und diskriminierender Verhältnisse für erforderlich, sich in die bestehenden Verhältnisse einzumischen. Vor dem Hintergrund der heteronormativen Ausrichtung und Strukturierung der Institutionen sehen sie sich herausgefordert, queere Lebensweisen von Kindern, Jugendlichen und Familien sichtbar zu machen und adäquate (Spiel- und Bildungs-)Materialien herbeizubringen. Hier zeigt sich mitunter eine individuelle Verantwortungsübernahme für ein diversitätsbewusstes Klima in heteronormativ ausgerichteten pädagogischen Kontexten, aber auch dafür, dass sich ihre Kinder in diesen Verhältnissen wohl fühlen. In diesem doppelten Sinne sind auch Interventionen von Eltern zu verstehen, die sich dezidiert gegen Diskriminierung in pädagogischen Settings positionieren und z.B. die Verharmlosung von Homo- und Trans*feindlichkeit in pädagogischen Kontexten entlarven und anklagen sowie ausgrenzende Strukturen und deren Folgen aufzeigen (vgl. Riegel 2017: 86f.).

Zusammenfassend wird deutlich: LSBTIQ*-Familien bringen durch ihre Existenzweisen Normalitäten in Bewegung, hinterfragen heteronormative Bilder und Ordnungen. Allerdings ist der Prozess der Konstituierung von Familie in vorherrschende Macht- und Herrschaftsverhältnisse involviert, tendenziell individualisiert und geht z.T. mit ambivalenten Normalisierungen und Normalisierungsbemühungen einher. Sowohl der Weg zur Elter(n)schaft, das doing family und displaying family als auch die Kämpfe um Anerkennung sind daher mit Abgrenzungen und Hierarchisierungen verbunden, die hegemoniale Ordnungen bestätigen und reproduzieren.

4. Fazit: Konsequenzen für erziehungswissenschaftliche Forschung und pädagogische Praxis

Mit Blick auf die dargestellten Kontinuitäten und die Beharrlichkeit, mit der sich normative Bilder und Vorstellungen zu Familie in Gesellschaft, Wissenschaft und Pädagogik halten, sowie angesichts der widersprüchlichen Begrenztheit von Kämpfen um Anerkennung in diesen restriktiven Verhältnissen scheint es für eine erziehungswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Familie erforderlich, diese hegemonialen Begrifflichkeiten, Normen und Deutungsmuster kritisch zu hinterfragen. Gleichermaßen scheint eine ‚Normalisierung‘ von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt notwendig, die sich in ihrer Selbstverständlichkeit in sozialen Repräsentationen von Familie, aber auch in gesellschaftlichen Strukturen und pädagogischen Räumen abbildet. In diesem Sinne ist in Forschung und Pädagogik eine Neuperspektivierung von Familie erforderlich.

Diese Neuausrichtung muss mit Reflexion, (Selbst-)Kritik und Veränderung von Normativitäten, Dominanz- und Unterdrückungsverhältnissen sowie von ambivalenten Normalisierungspraxen einhergehen, wie sie auch in der Praxis von Wissenschaft und Forschung hervorgebracht werden: die kritische Reflexion von (1) hegemonialen (hetero-)normativen Familienbildern (Lenz 2016; Hartmann 2014), von (2) Normalisierung und Othering in pädagogischen Praxen, Strukturen und Organisationen sowie von (3) neo-liberalen Anforderungen und Vereinnahmungen durch eine Diversity-Politik, die auf Vielfalt und Anerkennung abzielt, ohne die damit verbundenen Gefahren der Vereinnahmung sowie der Hierarchisierung und Spaltungen zu reflektieren. Es braucht eine Perspektive der intersektionalen Normativitäts- und Diskriminierungskritik als Ausrichtung von Forschung und Praxis, die über Heteronormativitätskritik hinausgeht und Perspektiven der Kapitalismuskritik, postkolonialen Kritik, Rassismuskritik, Disability Studies und Queer Studies einbezieht und diese verbindet.

Literatur

- Arns, Melanie/Böttcher, Nastassia-Laila/Frey, Johanna/Lucka, Maria/Mangold, Katharina/Schröder, Julia (2019): Queere Familien. Gleichgeschlechtliche Paare mit Kind(ern). Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. Regenbogenfamilien. Eine Broschüre für sozialpädagogische Fachkräfte und Interessierte. https://www.uni-hildesheim.de/media/fb1/sozialpaedagogik/Mitglieder/Mangold/Queere_Familien_Broschuere.pdf. [Zugriff 15.03.2020].
- Berkowitz, Dana (2009): Theorizing Lesbian and Gay Parenting. Past, Present, and Future Scholarship. In: *Journal of Family Theory and Review* 1, 3, S. 117-132. DOI: 10.1111/j.1756-2589.2009.00017.x.
- Bertone, Chiara/Pallotta-Chiarolli, Maria (2014): Putting Families of Origin into the Queer Picture. Introducing This Special Issue. In: *Journal of GLBT Family Studies* 10, 1-2, S. 1-14. DOI: 10.1080/1550428X.2013.857494.
- Biblarz, Timothy J./Savci, Evren (2010): Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Families. In: *Journal of Marriage and Family* 72, 3, S. 480-497.
- Butler, Judith (2009/2017): Ist Verwandtschaft immer schon heterosexuell? In: Butler, Judith (Hrsg.): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 167-213.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2009): Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung. In: Lutz, Helma (Hrsg.): *Gender mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 102-121.
- Chamakalayil, Lalitha (2015): Herausforderungen im Umgang mit hegemonialen Normalitätskonstruktionen und Prozessen des Othering im Forschungsprozess. Familien- und Migrationsgeschichte? In: Schneider, Armin/Köttig, Michaela/Molnar, Daniela (Hrsg.): *Forschung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen – Konzepte – Perspektiven*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S.165-178.
- Çetin, Zülfukar (2012): Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Crouch, Simon R./Waters, Elizabeth/McNair, Ruth/Power, Jennifer/Davis, Elise (2014): Parent-reported measures of child health and wellbeing in same-sex parent families. A cross-sectional survey. In: *BMC Public Health* 14, 635. DOI: 10.1186/1471-2458-14-635.
- Derungs, Anja (2013): Vorwort. In: Dachverband Regenbogenfamilien (Hrsg.): *Regenbogenfamilien. Eine Informationsbroschüre nicht nur für Betreuungspersonen, Lehr- und Fachkräfte*. http://www.regenbogenfamilien.ch/files/rbf_infobrochure_new.pdf. [Zugriff am 02.12.2019].
- Dempsey, Deborah (2013): Same-sex parented families in Australia. In: CFCA Paper, 18. <https://aifs.gov.au/cfca/publications/same-sex-parented-families-australia/introduction>. [Zugriff: 05.02.2016].
- Ecarius, Jutta (2002): *Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen*. Opladen: Leske & Budrich.
- Ecarius, Jutta/Köbel, Nils/Wahl, Katrin (2011): *Familie, Erziehung und Sozialisation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Funcke, Dorett (2015): Homosexuelle Paare als Pflegeeltern. Ein Beitrag aus der fallrekonstruktiven Familienforschung. In: *Familiendynamik* 40, 2, S. 142-153.
- Goldberg, Abbie E. (2010): *Lesbian and Gay Parents and Their Children: Research on the Family Life Cycle*. Washington, DC: APA Books.
- Gregor, Anja (2016): „There is an ‚I‘ in LGBT*QI*“: Inter* als kritischer Spiegel für queer theory. In: *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 8, 2, S. 15-30. DOI: 10.25595/1760.
- Hartmann, Jutta (2014): Re-thinking family norms. Herausforderungen queer-familiärer Lebensweisen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*, Queer- und Geschlechterforschung*. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 215-232.
- Hill, Paul B./Kopp, Johannes (2015): Familiensoziologie. Zum Stand der Dinge. In: Hill, Paul Bernhard/Kopp, Johannes (Hrsg.): *Handbuch Familiensoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-17.
- Jurczyk, Karin/Klinkhardt, Josefine (2014): Vater, Mutter, Kind? Acht Trends über Familien, die Politik heute kennen sollte. 2. Aufl. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Kessl, Fabian/Plößler, Melanie (Hrsg.) (2010): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lenz, Karl (2016): Familien. In: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hrsg.): *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe*. 2. überarb. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 166-202.
- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 3. überarb. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Maier, Maja S. (2009): Gleichgeschlechtliche Partnerschaft und Elternschaft. In: Burkart, Günter (Hrsg.): *Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien*. In: *Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 6*, S. 195-210.
- Maihofer, Andrea (2018): Pluralisierung familialer Lebensformen. Zerfall der Gesellschaft oder neoliberal passgerecht? In: Pühl, Katherina/Sauer, Birgit (Hrsg.) *Kapitalismuskritische Gesellschaftsanalyse. Queer-feministische Positionen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S.113-138.
- Morgan, David (1996): *Family Connections*. Cambridge: Polity Press.
- Motakef, Mona/Teschlade, Julia/Peukert, Almut/Wimbauer, Christine (2019): LGBT*Q-Familien: Zwischen Tendenzen der Gleichstellung und fehlender Anerkennung. In: Küppers, Carolin/Harasta, Eva (Hrsg.): *Familie von morgen. Neue Werte für die Familie(npolitik)*. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 129-131.
- Nay, Yv E. (2017): *Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von "Regenbogenfamilien"*. Wien: zaglossus.
- Nay, Yv E. (2019): Homonormative und nationalistische Politiken des Fortschritts in Debatten um nicht-hegemoniale Familien und Verwandtschaft. In: *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 11, 2, S. 41-55. DOI: 10.3224/gender.v11i2.04.
- Oelkers, Nina (2011): Eltern und Elternschaft. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit*. 4. völlig neu bearbeitete Aufl. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag, S. 306-312.

- Oelkers, Nina (2012): Familialismus oder die normative Zementierung der Normalfamilie. Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe. In: Böllert, Karin /Peter, Corinna (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 135-154.
- Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7. überarb. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Riegel, Christine (2017): Queere Familien in pädagogischen Kontexten. Zwischen Ignoranz und Othering. In: Hartmann, Jutta/Messerschmidt, Astrid/Thon, Christine (Hrsg.): Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 13. Queertheoretische Perspektiven auf Bildung. Pädagogische Kritik der Heteronormativität. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 69-94.
- Riegel, Christine (2019): Selbstverständlich nicht selbstverständlich. Zur ambivalenten Anerkennung von LSBTI*Q-Eltern und ihren Familien in pädagogischen Kontexten. In: Sozial Extra 43, 6, S. 367-371. DOI: 10.1007/s12054-019-00223-z.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (Hrsg.) (2018): LebensWegeStrategien. Familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Raab, Michel/Schadler, Cornelia (Hrsg.) (2020): Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis. Münster: Unrast Verlag.
- Rupp, Marina (Hrsg.) (2009): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger Verlag.
- Saadat-Lendle, Saideh/Çetin, Zülfukar (2014): Forschung und Soziale Arbeit zu Queer mit Rassismuserfahrungen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 233-250.
- Schwamborn, Corinna/Hahnen, Matthias (2018): Familiäre Lebenskontexte. In: Böllert, Karin (Hrsg.): Kompendium Kinder- und Jugendhilfe. Wiesbaden: Springer VS, S. 439-466.
- Streib-Brzič, Uli/Quadflieg, Christiane (Hrsg.) (2011): School is out?! Vergleichende Studie „Erfahrungen von Kindern aus Regenbogenfamilien in der Schule“, durchgeführt in Deutschland, Slowenien und Schweden. Teilstudie Deutschland. Berlin: Zentrum Humboldt-Universität zu Berlin. <https://www.gender.hu-berlin.de/de/rainbowchildren/downloads/studie/siodt>. [Zugriff 29.2.2020].
- Teschlade, Julia/Peuckert, Almut (2019): Creating a family through surrogacy. Negotiating parental positions, familial boundaries and kinship practices. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 11, 2, S. 56-70. DOI: 10.3224/gender.v11i2.05.

Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen im Verhältnis von Familie und Professionalität in familienanalogen Wohngruppensettings

Carsten Schröder

1 Einleitung

Dieser Beitrag befasst sich mit ‚Familienleitbildern‘ und ‚professionellen Widersprüchlichkeiten‘ in familienanalogen Wohngruppensettings der Kinder- und Jugendhilfe. Diese beiden benannten Gegenstände werden mittels empirischer Analysen und theoretisierender Überlegungen betrachtet. Die empirischen Analysen zielen darauf ab, dass in familienanalogen Wohngruppensettings ein Familienleitbild reproduziert wird, das normativ besetzt ist und sich an dem Bild der ‚bürgerlichen Kleinfamilie‘ orientiert (vgl. Kessler et al. 2015; Schröder 2019). Daran lassen sich theoretisierende Überlegungen anschließen, die sich auf die normative Wirkkraft von Familienleitbildern in der Kinder- und Jugendhilfe beziehen und eine Orientierungsfunktion enthalten, die Einfluss nehmen auf die Gestaltung des Alltagslebens in den stationären Erziehungshilfen. Vor diesem Hintergrund wird in dem Beitrag die These diskutiert, dass sich im Alltagsleben von familienanalogen Wohngruppensettings das Verhältnis von Familie und Professionalität in Widersprüchlichkeiten bewegt, die von den Fachkräften tagtäglich bewältigt werden müssen.

Diskutiert wird in diesem Zusammenhang das Verhältnis von Familienleitbildern und der institutionellen Strukturierung sozialpädagogischer Konzepte. Der Beitrag erhebt nicht den Anspruch, etwas „Neues“ entwickeln oder hervorbringen zu wollen, sondern eine Perspektive zu einem aktuellen Diskurs zu entwerfen, der in den zurückliegenden Jahren in der Sozialpädagogik geführt wurde. Fegter et al. (2015) verweisen darauf, dass Soziale Arbeit als eine

„Norm(alisierungsinstanz positioniert [wird], die mit Vorstellungen der bürgerlichen Kleinfamilie verflochten ist und diese (re)produziert wie auch transformiert. Wie konstitutiv die Bezugnahme auf Familie für Soziale Arbeit ist, zeigt sich historisch z.B. in der Konzipierung familienanaloger Settings [...]“ (ebd.: 5).

Mit Verweis auf Studien in dem Feld der Jugendhilfeforschung zeichnet sich ein familienanalogenes Betreuungssetting im Kontext der Heimerziehung dadurch aus, dass erstens, die vom Jugendamt fremduntergebrachten Kinder und Jugendlichen außerhalb ihrer Herkunftsfamilie leben; zweitens, die Erziehungsverantwortlichen dort leben, wo sie auch gleichzeitig arbeiten (vgl. Wolf 2002: 115); drittens, die Organisation und Struktur des Alltagslebens sich dem eines Familienlebens annähert (vgl. Eßer/Köngeter 2015: 112) und viertens, die Jugendhilfeleistung als erzieherische Hilfen (in Deutschland) in § 27 in Verbindung mit § 34 SGB VIII eingeordnet werden (vgl. Struck/Schäfer 2018: 18ff.). Eßer und Köngeter (2015) sprechen diesbezüglich von familienähnlicher Heimerziehung.

In dem vorliegenden Beitrag wird entlang der Analyse eines leitfadengestützten Interviews mit einem Sozialarbeiter exemplarisch nach den Praktiken und subjektiven Sinnmustern der Familienalogie und damit im Zusammenhang stehenden Widersprüchlichkeiten für das professionelle Handeln gefragt. Im Kern geht es in der empirischen Analyse darum, wie aus der Perspektive einer Fachkraft – der Sozialarbeiter Herr Müller – das Passungsverhältnis zwischen Familialität und Professionalität strukturiert wird. Gleichzeitig sollen die daraus resultierenden Widersprüche für das professionelle Handeln analysiert werden. Auf der Grundlage der Analyse des qualitativen Datenmaterials wird deutlich, dass ‚Familienleitbilder‘ eine orientierende Funktion übernehmen.¹ Beabsichtigt wird damit nicht, das sozialpädagogische Setting der familienanalogen Wohngruppensettings in Frage zu stellen, sondern eine Perspektive zu entwerfen, die sich mit den Widersprüchlichkeiten für das professionelle Handeln auseinandersetzt.

Im Folgenden wird der Aufbau des Beitrages kurz erläutert: In einem ersten Zugang wird der Diskurs über Familienleitbilder in pädagogischen Settings aufgenommen, um dann auf der Grundlage der empirischen Analyse herauszuarbeiten, wie einerseits die Familienselbstbilder und die Familienleitbilder in einem mittelbaren Zusammenhang stehen und andererseits die Reproduktion des Familiären mit Ambivalenzen und Widersprüchen für das professionelle Handeln einhergehen. In der sich daran anschließenden Dis-

1 Dass für diesen Beitrag verwendete Datenmaterial entstammt aus der ethnographischen Studie des Autors (vgl. Schröder 2017). Die empirische Untersuchung hat sich mit dem Verhältnis von Emotionen und professionellem Handeln im Handlungsfeld der stationären Erziehungshilfe befasst. Im Fokus der Analysen stand die Frage nach der Emotionsarbeit von Fachkräften in institutionellen Wohngruppensettings. Neben den teilnehmenden Beobachtungen im Alltag der Heimerziehung und ethnographischen Interviews mit Kindern, Jugendlichen und Fachkräften wurden ebenso leitfadengestützte Interviews mit den professionell Handelnden durchgeführt. Die Auswertung folgte keiner stringenten Methodik. Vielmehr diente die Grounded Theory als ein Hilfsmittel, um die Daten zu ordnen, zu systematisieren und zu sortieren (vgl. Dellwing/Prus 2012). Untersuchungsgegenstand war die Emotionsarbeit der Fachkräfte bzw. im engeren Sinne, die Arbeit an den eigenen und fremden Emotionen sowie die Normierung des Fühlens (der Kinder und Jugendlichen).

kussion wird das Verhältnis von Familie und Professionalität in theoretisierende Überlegungen eingebettet.

2 Zum Diskurs über Familienleitbilder in familienanalogen Wohngruppensettings

Seit geraumer Zeit finden familienanaloge Wohngruppensettings in der Praxis der stationären Erziehungshilfe einen großen Zuspruch, da mit dem Familienleben eine Vorstellung verbunden ist, dass Kinder in familiären Beziehungen ideale Bedingungen für ihr Aufwachsen vorfinden (vgl. Eßer/Königter 2015). Wolf merkt diesbezüglich an, dass in unserer Gesellschaft „eine tief verwurzelte Überzeugung“ als dominant bezeichnet werden kann, die davon ausgeht, „dass Kinder am besten in Familien aufwachsen, möglichst bei ihren leiblichen Eltern“ (2002: 108). Darin deutet sich bereits an, dass das (hegemoniale) Bild einer idealen Familie sich auch im 21. Jahrhundert an dem der bürgerlichen Kleinfamilie ausrichtet: „Familie wird [...] als »vollständiges« Zwei-Generationen-Arrangement (Eltern und leibliche Kinder) mit einer heterosexuellen Erwachsenenkonstellation (Ehe) und einer komplementären geschlechtstypischen Arbeitsteilung (männliche Erwerbsarbeit und weibliche Sorgearbeit) imaginiert“ (Kessl et al. 2015: 60).

Nicht zu Unrecht spricht Wolf in einer polemisch konnotierten Redensart von ‚*Ramafamilien*‘. Er verweist damit auf ein idealisiertes Familienbild, wie es z.B. in der Werbung reproduziert wird. Mit der Polemik möchte er darauf aufmerksam machen, dass das alltägliche Familienleben nicht so idyllisch ist, wie es in der Werbung dargestellt wird und Familie sich vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Wandlungsprozesse verändert hat.² Die Strukturen und Formen sind pluraler geworden und deuten sich etwa in Begriffen wie Patchworkfamilien, Ein-Eltern-Familien, Regenbogenfamilien usw. an. Diese Vielfalt entspricht allerdings nicht dem Bild einer bürgerlichen Kleinfamilie – ehelicher Verband von Mutter, Vater + leibliche/s Kind(er) = Familie. Und dennoch, die bürgerliche Kleinfamilie fungiert in den politischen und öffentlichen Diskursräumen immer noch als ein Leitbild. Familienleitbilder lassen sich in dieser Hinsicht verstehen als ein Idealbild von Familie, welches dahingehend Sinn stiftet, wie eine Familie in ihrer „Form, Struktur und Art des generationalen Zusammenlebens“ (Kessl et al. 2015: 61) aussehen soll.

2 Mit dem Begriff ‚*Ramafamilie*‘ nimmt Wolf Bezug auf eine Werbung für Margarine, in der ein Bild von Familie in seiner Perfektion dargestellt wird: „In der Werbung erscheint eine Familie mit glücklichen Eltern und ihren ebenfalls glücklichen Kindern zusätzlich mit einem fröhlichen Hund und platziert im oberen Mittelschichtambiente als Norm“ (2002: 111). Er betont, dass dieses perfekte Bild von Familie nicht unbedingt die Lebenswirklichkeiten von Familien widerspiegelt.

Kessl et al. (2015) zeigen in ihren Analysen auf, „wie wirkmächtig das Familienleitbild auf der Ebene des politischen wie öffentlich-medialen Diskurses einerseits und des fachlichen Diskurses andererseits ist“ (61). Dies wird von den Autor*innen wie folgt konkretisiert:

„Die handlungsleitende Kraft des vorherrschenden Familienleitbildes der bürgerlichen Kleinfamilie zeigt sich auf der Ebene politischer sowie öffentlich-medialer Diskurse, aber auch in den fachlichen Debatten um pädagogische Angebote und Maßnahmen im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe: Bemerkenswerterweise lässt sich dabei für alle genannten Diskursebenen fast durchweg eine positive Rezeption des vorherrschenden Familienleitbildes feststellen: Sowohl auf der politischen, medial-öffentlichen wie der fachlichen, aber auch der wissenschaftlichen Ebene wird in weiten Teilen das hegemoniale Familienleitbild der bürgerlichen Kleinfamilie – mindestens immanent – (re)produziert“ (ebd.: 61f.).

Das Familienleitbild ist nicht nur gesellschaftlich akzeptiert und anerkannt, sondern in seiner normativen Gestalt insofern wirkmächtig, dass es als ein Idealbild von Familie gleichzeitig auch eine Orientierung bietet. Gesellschaftstheoretisch lässt sich das Festhalten an dem ‚traditionellen Familienbild‘ damit begründen, dass a.) die Familie für den „Erhalt der sozialen Ordnung“ (Bourdieu 1998: 132) eine bedeutsame Rolle spielt, da sie eine soziale Reproduktions- und Integrationsfunktion innehat und b.) der Staat ein Interesse an der Aufrechterhaltung dieser sozialen Ordnung hat, sodass jene Familienformen von politischen Maßnahmen adressiert werden, die die soziale Ordnung reproduzieren und stabilisieren (vgl. ebd.: 135).³ Kessl et al. (2015) und Zeiher (2009) beobachten in diesem Zusammenhang widersprüchliche Tendenzen: Zum einen verweisen sie auf Prozesse der Defamilialisierung und zum anderen auf eine Familialisierung pädagogischer Settings:

- Defamilialisierung: Zeiher beschreibt Defamilialisierung als einen Prozess, in dem „Funktionen der generationalen Reproduktion zunehmend von der Familie zu staatlichen Institutionen transferiert“ (2009: 111) werden. Adressiert werden davon insbesondere familiäre Organisationen, „die nicht dem dominanten Familienleitbild entsprechen“ und „sich mit der Unterstellung einer defizitären Erziehungs- und Sorgeleistung konfrontiert [sehen]: Sie werden als unzureichend kompetent in Sachen Erziehungs- und Sorgeleistung kategorisiert. Ergebnis ist ein Prozess der De-Familialisierung, wie sie im Fall des Ausbaus von Kindertageseinrichtungen und Ganztagschulen zu beobachten ist, und die in den ver-

3 Bourdieu drückt dies mit einer etwas komplexeren Wortwahl aus: „Klar ist nämlich, daß in modernen Gesellschaften der Hauptverantwortliche für die Konstruktion der amtlichen Kategorien, nach denen sowohl die Bevölkerung als auch die Köpfe strukturiert sind, der Staat ist, der versucht, mit Hilfe einer ganzen Kodifizierungsarbeit, die durchaus reale ökonomische und soziale Auswirkungen hat (etwa Kindergeld), eine bestimmte Form der familialen Organisation zu begünstigen und all diejenigen zu stärken, die in der Lage sind, dieser Organisationsform zu entsprechen, wie auch mit allen materiellen und symbolischen Mitteln den »logischen Konformismus« und [...] den »moralischen Konformismus« zu fördern“ (1998: 135).

gangenen Jahren zu einer verstärkten Institutionalisierung von Kindheit führt. Kinder sollen mehr Zeit in institutionalisierten pädagogischen Arrangements [...] verbringen, um dort kompetent erzogen oder versorgt zu werden“ (Kessl et al. 2015: 63).

- Familialisierung pädagogischer Settings: Gleichzeitig deuten Kessl et al. (2015) darauf hin, dass in der Kinder- und Jugendhilfe eine Entwicklung erkennbar wird, die eine fachliche Präferenz auf familialiserte Konzepte und familienanaloge Einrichtungsformate entwirft (vgl. ebd.: 64; vgl. Zeiher 2009: 110). Vor diesem Hintergrund sprechen sie von einer „Tendenz der Familialisierung pädagogischer Settings in der Kinder- und Jugendhilfe [...]“ (ebd.: 64). Mit Familialisierung beschreiben sie – ebenso wie Zeiher (vgl. 2009: 110) – eine Orientierung professioneller Institutionen, die sich innerhalb der Strukturierung des Alltags und pädagogischen Handelns an dem Modell der bürgerlichen Kleinfamilie anlehnen, da darin ideale Bedingungen für das Aufwachsen von Kindern gesehen werden (vgl. Kessl et al. 2015: 64). Familialisierung in professionellen Settings der Kinder- und Jugendhilfe zielen im Kern darauf ab, Familie „zu imitieren, indem sie die pädagogischen Institutionen familialisieren. [...] Bezug genommen wird in diesen Fällen primär oder ausschließlich auf die angenommenen bzw. unterstellten positiven und vorteilhaften Anteile einer spezifischen, dem bürgerlichen Modell von Familie entsprechenden Familialität“ (ebd.: 64).

Zusammengenommen lässt sich festhalten, dass das Bild der bürgerlichen Kleinfamilie nicht nur in den politischen und gesellschaftlichen Diskursen, sondern auch in den institutionellen Settings der Kinder- und Jugendhilfe eine bedeutsame Relevanz erfährt. Unklar erscheint jedoch, wie in der Familienanalogie das Passungsverhältnis zwischen Familialität und Professionalität strukturiert ist.⁴ An diesen Überlegungen schließt sich das Ziel der empirischen Analyse an und besteht darin, die Relevanz von Familienleitbildern und die Folgen für das professionelle Handeln in familienanalogen Wohngruppensettings zu untersuchen. Für diesen Zweck werden Sequenzen aus einem leitfadengestützten Interview mit dem Sozialarbeiter Herrn Müller herangezogen. Die Analyse des Materials bezieht sich auf die Bezugnahmen zur Familienanalogie und der Herstellung von Familialität.

Im Fokus des Beitrages steht daher die Fragestellung, wie in den Interviewsequenzen mit dem Sozialarbeiter Herrn Müller die Familienanalogie im

- 4 Professionalität in der Sozialen Arbeit wird verstanden als „die spezifische Qualität einer solchen sozialpädagogischen/sozialarbeiterischen Handlungspraxis, die eine Erhöhung von Handlungsoptionen, Chancenvielfältigung und die Steigerung von Partizipations- und Zugangsmöglichkeiten auf Seiten der Klienten hat. Reflexive sozialpädagogische/sozialarbeiterische Praxis findet ihren Ausdruck sowohl in analytischen als auch in prozesssteuernden Kapazitäten des Handelnden, dessen faktische Bedeutsamkeit situativ in der Bearbeitung des „Falles“ realisiert wird – oder nicht“ (Dewe et al. 2001: 16).

institutionellen Setting hergestellt wird und welche Sinnlogiken er für sein professionelles Handeln darin sieht. Die in dem Interview zum Gegenstand gemachten Narrationen bewegen sich in einem Verhältnis zwischen der Imitation von Familie auf der einen und Profi sein auf der anderen Seite. Die Aussagen des Sozialarbeiters deuten darauf hin, dass Familialität im institutionellen Setting der (Familien-) Wohngruppe eine alltägliche wie auch interaktive Herstellungsleistung darstellt. Vor diesem Hintergrund wird Bezug genommen auf die theoretische Rahmung des *doing* und *displaying family* (Finch 2007), da damit auf eine heuristische Modellstruktur zurückgegriffen werden kann, um eine analytische Perspektive zur Dechiffrierung von Praktiken und Sinnstrukturen zur Rekonstruktion von Familialität zu entwerfen: Die Überlegungen von Vertreter*innen des *doing family* Ansatzes gehen davon aus, dass Familie nicht als eine a priori festgelegte Entität verstanden werden darf, wie es in strukturfunktionalistischen Ansätzen der Fall ist, sondern erst in Praktiken hervorgebracht wird (vgl. Eßer/Königter 2015: 114). Das bedeutet, dass das Familiäre in sozialen Interaktionen von handelnden Akteuren erst hergestellt wird (*doing family*) und sich in mit Bedeutung aufgeladenen Sinn- und Symbolstrukturen einen für andere sichtbaren Ausdruck verschafft – wie bspw. in Fotos oder gemalten Bildern (*displaying family*) (vgl. ebd.). Demnach beschreibt das ‚*doing family*‘ „Interaktionen, alltägliche Unterstützungsleistungen und Kommunikationen, mit denen Familialität und Gemeinsamkeit hergestellt werden“ (ebd.: 114).

3 Empirische Analyse: Familienanaloge Wohngruppensettings als hybride Konstruktion zwischen Familie und Professionalität

In dem für diesen Artikel verwendeten Interviewmaterial kommt die Familienähnlichkeit in stationären Jugendhilfesettings darin zum Ausdruck, dass ein (Ehe-)Paar mit seinen leiblichen Kindern sowie die bei ihnen lebenden jungen Menschen, die zur stationären Betreuung durch das Jugendamt in der Familie fremduntergebracht sind, in einem Haushalt zusammenleben. Das Gebäude ist Eigentum des freien Trägers, bei dem der Sozialarbeiter Herr Müller und seine Frau in einem Angestelltenverhältnis beschäftigt sind. Herr Müller ist ausgebildeter Sozialarbeiter, seine Frau verfügt hingegen über keine pädagogische Qualifikation. Darüber hinaus arbeiten in der Wohngruppe eine weitere pädagogische Fachkraft sowie eine Haushaltshilfe. Die in der Kinderhausfamilie zur stationären Betreuung untergebrachten vier Kinder leben seit ihrem zweiten bzw. dritten Lebensjahr in der Familie. Zum Zeitpunkt des Interviews haben diese bereits das Jugend- bzw. jungen Erwachse-

nenalter erreicht. Wie Herr Müller in diesem Kontext das Selbstverständnis der Familienanalyse rekonstruiert, ist Gegenstand der nun folgenden Analyse des Datenmaterials.

Zum Selbstverständnis der Familienanalyse

„Ja, man muss sich das vorstellen, dass ähm, ähm, also das (2), ähm (1), ich will nicht sagen das Ziel, aber vor al- ähm es ist am besten zu vergleichen, ähm, mit äh einer Familienanalyse. [...] Das heißt, es, es is sowieso so, dass die Kinder auch Papa zu mir sagen, weil als die so klein waren haben die zu ihrer Herkunftsfamilie (2) entweder wenig oder kein Kontakt oder nicht mehr viele Erinnerungen. Ähm, und nach kurzer Zeit haben die auch schon hier Papa und Mama gesagt, äh zu uns als Kinderhauseltern. Und äh der Tag beginnt wie in einer großen Familie und das ist auch genauso gewünscht und gewollt“ (Interview Herr Müller, Z. 52-61).

Herr Müller nimmt in dieser Sequenz Bezug zum Begriff der „Familienanalyse“. Die in der Familie lebenden Kinder sagen alle Mama und Papa zu der Ehefrau von und zu Herrn Müller, die hier als Kinderhauseltern bezeichnet werden. Wenn Kinder, die zur Betreuung durch das Jugendamt vermittelt werden, nunmehr von sich selbst aus die Betreuungspersonen als ‚Mama‘ oder ‚Papa‘ bezeichnen, weil sie aufgrund fehlender Kontakte oder Erinnerungen wenig bis keine Bezüge zu ihrer Herkunftsfamilie herstellen können, deutet dies darauf hin, dass das Beziehungsgeflecht zu der Herkunftsfamilie verblasst und demgegenüber die Fachkräfte durch ihre Präsenz im Alltagsleben der Kinder von ihnen als ein relevanter menschlicher Bezugspunkt definiert werden. Darüber hinaus sagt die Fachkraft in der Sequenz aus, dass der Alltag in der Wohngruppe „wie in einer großen Familie“ erlebt wird. Damit wird von Herrn Müller ein Bild hervorgebracht, in dem das professionelle Setting ‚Wohngruppe‘ sich nahe an dem Konstrukt ‚Familie‘ bewegt. Familialität drückt sich an dieser Stelle darin aus, dass das Alltagsleben in der Wohngruppe als ein Familienleben charakterisiert und als „gewünscht und gewollt“ beschrieben wird. Die Erzählperson rückt damit die Beziehungskonstellationen weg von professionellen, hin zu familiären Beziehungen. Wie das Familiäre von der Fachkraft konzeptualisiert wird, ist Gegenstand der nun folgenden Analysen.

Der konzeptionelle Rahmen der Familienanalyse

„Ja, das ist eben das Konzeptionelle auch am Kinderhaus. [...] Der, der Ursprungsgedanke ist, dass ähm, also Eltern mit der Kernfamilie, sprich mit den leiblichen Kindern [...] in ein Kinderhaus einziehen, Räume zur Verfügung haben und dort dann Kinder dazu aufnehmen. Im Prinzip wie Pflegeeltern sind, allerdings ähm ist es so, dass die Kinder eben aus der Jugendhilfe kommen und § 34 Kinder sind und nicht 33er Pflegekinder, also, wir als ausgebildete Fachkräfte uns wird eben auch ähm äh zugemutet oder der Auftrag erteilt mit der

Herkunftsfamilie im Kontakt zu sein [...] und ähm was bei Pflegeeltern sonst eher weniger Fall ist, da wird das viel über das Jugendamt geregelt und das wir eben auch ähm, ja äh alles, wa- was äh das Kind betrifft professionell mitbegleiten. [...] So, aber ähm, ähm also das ist das theoretische Konstrukt. [...] Und das Praktische ist eben daran, äh das wir im Prinzip leben wie eine Großfamilie. So, und ähm weil auch die Herkunfts-, also die, die Ursprung-, also die (Lacht) Herkunftsfamilie hier auch Mama und Papa sagen [...] das ist ja doch [...] ganz klar, ähm und man so groß wird ähm, äh ist das ganz typisch in den Kinderhausfamilien, dass auch die aufgenommen Kinder Mama und Papa sagen“ (Interview Herr Müller, Z. 203-233).

Was hier als bedeutsam erscheint, ist nunmehr die institutionelle Rahmung des familienanalogen Wohngruppensettings, die eine theoretische sowie auch eine praktische Ebene umfasst. Auf der theoretischen Ebene wird der Ursprungsgedanke der Familienanalogie benannt. Herr Müller konzeptualisiert die Familienanalogie als ein Zusammenleben von Eltern mit leiblichen und aufgenommenen Kindern, die in einem Wohngebäude zusammenleben. Auf der praktischen Ebene beschreibt er den Vollzug des Alltagslebens als ein Leben wie in einer Großfamilie, in dem die Kinderhauseltern von allen in dem Wohngebäude lebenden Kindern als Mama und Papa bezeichnet werden.

Neben der Konzeptualisierung der Familienanalogie wird das Professionelle in einer theoretischen Perspektive an die Heimerziehung angelehnt. Im Gegensatz zu Pflegeeltern (§ 33 SGB VIII) sind in den Kinderhausfamilien Fachkräfte beschäftigt, deren Tätigkeiten in die gesetzlichen Rahmungen der Heimerziehung (§ 34 SGB VIII) eingeordnet werden. In Abgrenzung zu den Pflegeeltern wird aus Sicht des Experten den Kinderhauseltern „zugemutet“, mit den Herkunftseltern der aufgenommenen Kinder in Kontakt zu bleiben. In der praktischen Perspektive verweist die Fachkraft darauf, dass die aufgenommenen Kinder sowohl die Eltern in der Herkunftsfamilie als auch in der Kinderhausfamilie als ‚Mama‘ und ‚Papa‘ bezeichnen. Für Herrn Müller scheint es ziemlich klar, dass „man“ mit Mama und Papa in einer Familie aufwächst – oder „groß wird“ – und daher ist es für ihn typisch, dass nicht nur die Herkunftseltern, sondern auch die Kinderhauseltern als Mama und Papa bezeichnet werden. Darin ist eine Konfiguration des Familialen eingegeben, die davon ausgeht, dass Kinder zwar leibliche Eltern haben, die in biologischer Hinsicht Mama und Papa sind. Wenn ein Leben in der Herkunftsfamilie jedoch als nicht mehr möglich erscheint und die Kinder aus unterschiedlichen Gründen fremduntergebracht werden müssen, bekommen die in der Kinderhausfamilie aufgenommenen Kinder eine soziale Elternschaft angeboten.

In dem empirischen Datenmaterial deutet Herr Müller ein Familienkonzept an, das eine soziale Elternschaft forciert, die es allen Kindern in dem Haushalt ermöglicht die Kinderhauseltern als Mama und Papa zu bezeichnen. Die Kinderhausfamilie ist aus seiner Sicht eine große Familie, die aus Mama, Papa, leiblichen und aufgenommenen Kindern besteht. Dass Herr Müller die

bei sich aufgenommenen Kinder aus einer väterlichen Perspektive wahrnimmt, wird an folgender Sequenz deutlich.

Displaying family und die Harmonisierung des familiären Selbstbildes

Für die Analyse des Datenmaterials wird an dieser Stelle auf das displaying family verwiesen und ist für die Rekonstruktion der Sequenz insofern bedeutsam, da der Sozialarbeiter sich in seiner Erzählung auf einen in der Vergangenheit liegenden Urlaub mit der Wohngruppe/Familie bezieht. Eine Relevanz bildet sich eher darin ab, dass die familienanaloge Wohngruppe durch andere mit der Jugendhilfethematik nicht vertraute Personen als eine Familie wahrgenommen wird. Interessant ist dann die darauffolgende Positionierung von der Erzählperson, die ihre Rolle nicht als Fachkraft, sondern sie sich selbst in einer väterlichen Rolle sieht.

„... wir haben mal Leute kennen gelernt, die dieses ganze System ja gar nicht so kennen, ähm, wir schreiben ja nicht auf unsern, auf unser Auto drauf jetzt kommt Jugendhilfe, sondern wir sind ja als Familie unterwegs. [...] Ne, dass die jetzt nich wirklich sagen konnten, also wer sind denn jetzt eigentlich die leiblichen Kinder und wer sind die aufgenommenen. [...] Alle Kinder sagen Mama und Papa und vom Umgang, von der Ansprache der Eltern, sie konnten das nicht differenzieren, sie konnten [...] rausfinden. Ich hab das immer als Kompliment erlebt, [...] weil ich find das schön, das war auch immer so meine Sicht. Ich wollte keine zwei Klassen äh zwischen den Kindern und ähm, von daher sind meine, also sind meine persönlichen Emotionen zu den Kindern auch sehr väterlich. [...] So, und die Gefühle der Kinder auch zu uns, ähm, allzumal jetzt auch zu mir, ähm, eben auch so, dass sie, obwohl sie 16, 17 oder 18 sind auch immer noch Mama und Papa sagen und das für sie auch so sind. Also, dass sie das so benennen [...] und, und auch so ähm für sich erleben und ähm ja und das, dass sind große familiäre Gefühle [...] und Emotionen, die da (2) im Alltag sind“ (Interview Herr Müller, Z. 307-338).

Herr Müller erwähnt in der Sequenz, dass sie im Urlaub Personen kennen-gelernt haben, die nicht differenzieren konnten, wer die aufgenommenen und wer die leiblichen Kinder sind. In diesem Zusammenhang beschreibt er, dass diese Leute das System Jugendhilfe „gar nicht so kennen“ und sie sich nicht auf das Auto schreiben „jetzt kommt Jugendhilfe“, sondern, wie er betont, sie waren „ja als Familie unterwegs“. Die Personen konnten eben auch deshalb nicht unterscheiden, wer die leiblichen und aufgenommenen Kinder sind, weil die Akteur*innen der Wohngruppe auf der Vorderbühne der Interaktion ein Familienleben performativ durch ihr Handeln hergestellt haben, dass sich in der Ansprache als ‚Mama‘ und ‚Papa‘ sowie im Umgang mit den Kindern zeigt. Herr Müller erwähnt, dass sie im Urlaub als Familie unterwegs waren und sich nach außen hin als Familie gezeigt haben, so dass eine Differenzierung nach leiblichen und aufgenommenen Kindern nur als möglich erscheinen würde, wenn man über das Wissen der Hinterbühne verfügt, was den

außenstehenden Personen jedoch fehlt, um dafür notwendige Unterscheidungskriterien zu Grunde legen zu können.

In der Narration wechselt Herr Müller den Modus einer der Charakteristik nach deskriptiven Darstellung von Praktiken hin zu einer wertenden Positionierung, denn er erlebt es als ein „Kompliment“, dass für Außenstehende keine Differenzierungen möglich sind und die Wohngruppe als ein kohärentes Familiensystem wahrgenommen wird. Dies ist nicht nur „gewünscht und gewollt“, sondern in der Widerspiegelung einer Form der Ästhetik zeigt sich, dass er dies auch als „schön“ bewertet, weil es eben seine Sicht zeigt, wie er die Familie als Familie leben möchte. Darin materialisiert sich sein persönliches Selbstbild von Familie bzw. Familienselbstbild, indem er nun die väterlichen Gefühle in der Beziehung zu den (aufgenommenen) Kindern betont. Der Sozialarbeiter deutet in der dargestellten Sequenz auf eine erwünschte und gewollte Harmonie hin, dass die auf der Vorderbühne erzeugte Performance sich als Familie zu präsentieren in diesem Fall geglückt ist. Diese Harmonie setzt sich in der Gestalt einer nicht gewollten Differenz in Statusunterschieden zwischen den leiblichen und aufgenommenen Kindern fort. Dies zeigt sich z. B. auch darin, dass Herr Müller in dem Interview an vielen Stellen von ‚seinen‘ Kindern spricht. Damit meint er sowohl die leiblichen als auch die aufgenommenen Kinder, die mit ihm und seiner Ehefrau in einem Haushalt zusammenleben. Dies begründet sich eben aus dem Familienselbstbild, dass er keine Unterschiede zwischen den aufgenommenen und leiblichen Kindern macht. Denn die Herstellung unterschiedlicher „Klassen“ würde die Vorstellung von Harmonie in Bezug auf das Familienselbstbild stören. In dieser Harmonie seines Bildes über Familie werden dann auch seine persönlichen Gefühle als väterliche Gefühle platziert, die auf eine soziale wie emotionale Anerkennung der aufgenommenen Kinder als seine Kinder verweisen, die zu seiner Familie gehören.

Differenzen und Ambivalenzen in dem familiären und professionellen Selbstbild

Herr Müller hat aus seiner Perspektive heraus ein Familienselbstbild entworfen, in dem er sich in seiner Rolle als Vater verortet. Allerdings vollzieht sich das Alltagsleben in sozialen Beziehungen, die differente Wahrnehmungen dahingehend umfassen können, wie die Familie sich als Familie versteht. Dies wird bspw. daran deutlich, dass das Familienselbstbild von Herr Müller eine Differenz zur Perspektive seiner Ehefrau aufweist, wie folgende Sequenz zeigt:

„... schon [...] zwischen mir und meiner Frau [ist das] sehr unterschiedlich. Ne, also ich habe, ähm, schon sehr früh für mich äh gemerkt, dass das emotional für mich (2) wenig bis gar kein Unterschied war, zwischen den leiblichen und den aufgenommenen Kindern. [...]

So, (1) bei meiner Frau war das anders. Die konnte, also das, die hat das differenziert und konnte von vornherein sagen, also dass das kann ich gar nicht. So, ähm (2) und ähm (1) und, und das hat eben dazu geführt, ähm, dass ähm, ich sach mal vieles so an emotionaler Arbeit doch ein Stück bei mir lag [...]“ (Interview Herr Müller, Z. 293-304).

Die Fachkraft macht hier noch einmal deutlich, dass sie in emotionaler Hinsicht keinen Unterschied zwischen den leiblichen und aufgenommenen Kindern macht. Darin eingelassen ist die Frage nach der emotionalen Nähe zu den aufgenommenen Kindern, die von Herrn Müller und seiner Frau unterschiedlich beantwortet wird. Das Familienselbstbild von Herrn Müller deckt sich zumindest in dieser Hinsicht nicht mit dem seiner Frau. Damit sind gleichzeitig auch Konsequenzen verbunden, denn „vieles an emotionaler Arbeit [lag] doch ein Stück bei mir“. Daher stellt sich die Frage, wie Herr Müller sich aus seiner Perspektive in seiner Rolle als Fachkraft in seinem Familienselbstbild nun verortet. Die Sichtweise auf Professionalität wurde bisher unter formalen Gesichtspunkten betrachtet (die familienanaloge Wohngruppe als Bestandteil der Heimerziehung, die gesetzlich in § 34 SGB VIII eingeordnet wird). Zum Zweck der Analyse wird eine Interviewstelle herangezogen, in der die Fachkraft vom Interviewer danach befragt wird, was sie unter dem Stichwort ‚professionell‘ versteht:

„Ähm, also, äh also professionell (4) ähm (4), erst überlegen (6). Also ich glaube das ähm, dass Ausloten von Nähe und Distanz [...] etwas ist, was ähm, was auf der Ebene eines Erziehers anders ist als auf der Ebene von Elternschaft. [...] So, und in der Mixtur die wir hier haben, ähm switch ich hin und her, um ähm und es wäre für mich unprofessionell, wenn ich sagen würde ich bin nur Vater. [...] Und würde das Fachliche rauslassen, dass lässt meine Aufgabenbeschreibung auch gar nicht zu, also ich muss das auch sein. [...] Ne, und ähm, und, und diesen inneren Dialog zu führen, dass hat für mich viel mit Professionalität zu tun und den auch nicht sein zu lassen, auch wenn der manchmal nervt“ (Interview Herr Müller, Z. 855-872).

Einerseits kann er nicht nur Vater sein, da seine „Aufgabenbeschreibung“ dies nicht zulässt, so dass er das „Fachliche“ nicht einfach rauslassen kann. Das Professionelle wird in der „Mixtur, die wir hier haben“ als eine auf Reflexion basierende Perspektive verstanden, die sich auf das Verhältnis von Nähe und Distanz bezieht. Die Fachkraft führt daher einen „inneren Dialog“, in dem sich eine reziproke Bewegung zwischen dem Vatersein und Profisein andeutet. Der „innere Dialog“ spiegelt ein reflexives Selbstverhältnis wider, der eine (zum Teil) konflikthafte Aushandlung des eigenen Rollenverständnisses darstellt. Er kann und darf nicht nur Vater sein, sondern ist gleichzeitig immer auch ein professionell handelnder Akteur, der sich gegenüber fachlichen Regularien verpflichtet sieht. Denn das, was Herr Müller hier betont, ist, dass seine Rolle als Vater, die er innehat, begrenzt ist durch die Rolle als Fachkraft, da es für ihn „unprofessionell wäre, wenn ich sagen würde ich bin nur Vater“. Dass dies ebenso mit Anstrengungen verbunden ist, deutet sich darin an, dass der von ihm geführte „innere Dialog“ ihn „manchmal nervt“,

eben weil die diffusen Beziehungsgeflechte, in die er als Vater und Profi involviert ist, eine konflikthafte und widersprüchliche Struktur aufweisen, um das Verhältnis von Nähe und Distanz zu bestimmen. In seiner Narration geht er dann auf die emotionalen Dimensionen von Beziehungen ein und konkretisiert seine Aussagen bzgl. der Auslotung des Nähe- und Distanzverhältnisses:

„Ja, ich glaube das Beziehungen ohne Emotionen nicht (2) nicht funktionieren, [...] weil sie ein großer Bestandteil sind,[...] ähm und deswegen gibt es auch keine Professionalität ohne Emotionen, [...] weil Professionalität bedeutet auch, dass ich, egal ob ich Vater bin oder Erzieher bin ein Beziehungsangebot herstelle [...] ähm, und deswegen müssen Emotionen da rein, egal auf welcher Seite. Die Frage ist nur, wie tief dürfen die gehen [...] so, deswegen meine ich Nähe und Distanz das auszuloten, ne. Das muss ein Vater eigentlich nicht, weil ein Vater ist ein Vater und aus seinem Selbstverständnis heraus ähm ist die Positionierung klar. [...] Ähm, und ähm und als Erzieher ist das anders“ (Interview Herr Müller, Z. 904-925).

Der Sozialarbeiter markiert hier, dass Emotionen ein integraler Bestandteil von Beziehungen in einem professionell strukturierten Setting sind. Die Frage, die sich für Herrn Müller in dieser Sequenz stellt, ist eben jene „wie tief dürfen die [Emotionen: C.S.] gehen“ und verweist darauf, dass sich die Frage nach Nähe und Distanz für einen Vater nicht stellt, für eine professionelle Fachkraft hingegen schon. Die argumentative Logik in der Narration des Sozialarbeiters verweist darauf, dass Fachkräfte sich in den Beziehungsgeflechten fragen müssen, wie das Verhältnis von Nähe und Distanz in den Beziehungen zu den Adressat*innen strukturiert ist, so dass sich darin eine auf Rationalität und Reflexion basierende Beziehungsebene andeutet. Emotionen werden in dieser Hinsicht in dem Prozess des Auslotens von Nähe und Distanz zu einem Gegenstand rationaler Logiken. Die Emotionen in Beziehungen bedürfen der Reflexion, um den Einsatz und das Fühlen von Emotionen zu legitimieren, um das Professionelle als professionell markieren zu können (vgl. Schröder 2017: 266). Als Vater besteht nicht der Anspruch sich rechtfertigen zu müssen. Das Verhältnis von Nähe und Distanz bedarf in dieser Hinsicht keiner reflexiven und rationalen Rechtfertigung, sondern kann emotionale Beweggründe beinhalten. In diesem Zusammenhang geht aus dem Datenmaterial ebenso hervor, dass die bei Herrn Müller lebenden Kinder nicht nach Vater oder professionelle Fachkraft differenzieren. Die Aussagen der Fachkraft weisen darauf hin, dass die bei ihm untergebrachten Kinder ihn als ‚Vater‘ wahrnehmen. Der Sozialarbeiter hingegen versucht in dem „inneren Dialog“ eine kognitive Differenz zwischen dem Dasein als Vater und Fachkraft herzustellen. Dies ist insofern nachvollziehbar, da die Selbstreflexion des eigenen Handelns als eine professionelle Kategorie erfasst werden kann (vgl. Dewe et al. 2001: 38). Der innere Dialog stellt für Herrn Müller eine Notwendigkeit dar, um zwischen diesen beiden Rollen changieren zu können. Es bleibt in dem Interview jedoch offen, wie er mit den Grenzen zwischen Vatersein und Profisein im Alltagsleben umgeht, denn er erhebt

den Anspruch sowohl Vater als auch Fachkraft in einer Person zu sein. Die Widersprüchlichkeit in seinen Aussagen und seines professionellen und familiären Selbstbildes resultiert daraus, dass er die aufgenommenen Kinder als seine Kinder wahrnimmt. Diese nehmen ihrerseits ihn in seiner Rolle als Vater wahr und in der Konsequenz gibt es keine Differenz zwischen dem „professionellen Beziehungshandeln und dem alltagsweltlichen, persönlich-intimisierten Beziehungshandeln nach dem Eltern-Kind oder Gatten- bzw. Lebensgefährten-Modell“ (ebd.: 67).

4 Diskussion

Das hier zum Gegenstand der Analyse gemachte Interview beinhaltet zwei Perspektiven: Zum einen die Konfiguration des Familienselbstbildes und die damit im Zusammenhang stehende Reproduktion des Familienleitbildes sowie zum anderen die mit dem Familienselbstbild einhergehenden Differenzen und Ambivalenzen in Hinblick auf Professionalität.⁵

Das Familienleitbild, welches sich in dem Familienselbstbild von Herrn Müller widerspiegelt, ist ein Nebenprodukt seiner Erzählungen. Auf den ersten Blick erscheint das gesellschaftlich geformte Familienleitbild kaum wahrnehmbar, nur in einigen Nuancen seiner Aussagen versteckt wird es sichtbar wie ein Mosaik. In der vordergründigen Struktur seiner Perspektiven beschreibt er das Familienleben und die damit im Zusammenhang stehenden Herausforderungen als Fachkraft und Vater. Erst auf der Hinterbühne offenbart sich eine Konfiguration des Familialen, die zusammengenommen auf ein Familienselbstbild verweisen, das dem Familienleitbild entspricht. Das Familienselbstbild umfasst ein in dem Interview explizit gemachtes Selbstverständnis, wie Herr Müller aus seiner Perspektive sich das Zusammenleben in der Familie vorstellt. Er produziert damit „geltungsfähige Vorstellungen davon, was und wie Familie ist und sein soll“ (Bauer et al. 2015: 25). Exemplarisch dafür steht folgend ergänzte Sequenz aus dem Interview: Die Erzählperson sieht es als ihre Aufgabe an, dass „das Kind merkt, so hier bin ich zu Hause, hier ist mein Nest, hier bin ich erwünscht und ähm, ich freu mich auf zu Hause [...]“ (Interview Herr Müller, Z. 352-354). Dieses zu Hause wird

5 An dieser Stelle sei auf die Differenz zwischen dem Familienselbstbild und dem Familienleitbild verwiesen. Wo das Familienselbstbild sich auf die an einer Person gebundenen Vorstellungen bezieht, die einen Eindruck über das Selbstverständnis als Familie vermittelt und einen Einfluss nimmt auf die Gestaltung des Handelns und von Beziehungen, beschreibt das Familienleitbild ein gesellschaftliches Bild von Familie, dass durch bestimmte Merkmale definiert wird: „[...] durch Abgrenzung gegenüber den Einmischungen des Staates und der Öffentlichkeit, durch Privatheit, Intimität und Emotionalität, durch eine spezifische Erziehung und Bildung der heranwachsenden Kinder [...]“ (Bauer et al. 2015: 27).

als ein Leben wie in einer „großen Familie“ beschrieben. Die dazugehörigen Familienmitglieder sind Mutter, Vater, leibliche und aufgenommene Kinder, obwohl Herr Müller hier deutlich macht, dass er keine Differenz zwischen aufgenommenen und leiblichen Kindern sieht, sodass in seiner Konfiguration des Familialen Mutter, Vater (verheiratet) und Kinder gehören.

Die Fachkraft formt in ihren Erzählungen auf der impliziten Ebene eine soziale Elternschaft, die darauf basiert, dass die bei ihr aufgenommenen Kinder, die durch das Jugendamt zur Betreuung der Familie anvertraut wurden, er als seine Kinder anerkennt. Die von Herrn Müller in seiner Erzählung präsentierte soziale Elternschaft beinhaltet in der Konsequenz eine Harmonisierung des familiären Selbstbildes, das ein Anerkennungsverhältnis zur Auflösung der Differenz zwischen leiblichen und aufgenommenen Kindern implizit ist. Die Erzählperson sieht es nicht nur als ihre Aufgabe an, sich um die bei ihm lebenden Kinder zu sorgen, sondern er fühlt sich mit ihnen emotional als Vater verbunden. Herr Müller arbeitet sich im Kern an Normalvorstellungen ab, die sich in der Widersprüchlichkeit zwischen Vatersein und Profisein zeigen, da es für ihn eben nicht als ‚normal‘, geschweige denn ‚professionell‘ gilt, im Kontext von professioneller Arbeit Emotionen für ‚fremde‘ bzw. fremduntergebrachte Kinder zu haben, die sich im Endeffekt kaum von den ‚eigenen‘ Kindern unterscheiden (lassen). Die Qualität der Beziehung umfasst eine emotionale wie soziale Verbundenheit, die über eine fachliche Perspektive hinausweist und einer Anerkennung im Sinne einer sozialen Elternschaft sehr nahekommt. Die konfigurative Struktur von Elternschaft kann sich nicht durch die biologische Elternschaft legitimieren, da formal betrachtet die aufgenommenen Kinder außerhalb ihrer Herkunftsfamilie untergebracht sind und diese damit getrennt leben von ihren biologischen Eltern. Die soziale Elternschaft wird in der Erzählung reproduziert: Herr Müller sieht sich selbst in der Rolle als Vater, die die Fachkraft im Alltagsleben und im Kontext von Erziehung einnimmt (vgl. Archard 2015: 70).

Als bedeutsam wird die von der Erzählperson vorgenommene Harmonisierung des familiären Selbstbildes betrachtet, um die Familie als Familie zu konzipieren, da das Familiäre in eine Sinnstruktur eingebettet wird, wie sich die Fachkraft Familie vorstellt. Das Familienselbstbild besitzt damit eine identitätsstiftende Funktion, die die familienanaloge Wohngruppe ganz nahe zu dem bringt, was Herr Müller unter Familie versteht.

Dass die von der Erzählperson präsentierten Sinnlogiken aber auch auf Widersprüchlichkeiten hindeuten, lässt sich an mehreren Stellen aufzeigen: Auf der einen Seite betont Herr Müller das Familiäre und auf der anderen Seite ist er in seiner Rolle eben auch Fachkraft. Dies thematisiert er, indem er auf das Verhältnis von Nähe und Distanz verweist, welches für ihn einen Relevanzkontext abbildet, um sein Handeln als professionell auszuweisen. Auch der formale Charakter entlässt ihn nicht aus seiner Rolle als Fachkraft, denn das lässt seine „Aufgabenbeschreibung gar nicht zu“ und daher kann er

nicht nur Vater sein. Ein von Herrn Müller markierter professioneller Moment ist der des „inneren Dialog[s]“, der eine reflexive Perspektive auf sich selbst und sein Handeln beinhaltet. Damit verknüpft ist für ihn die Frage danach, wie „tief“ seine Emotionen in seinem Dasein als Vater gehen dürfen. Der innere Dialog als reflexives Instrument kann in dieser Hinsicht als eine kognitive Strategie zur Herstellung von Differenz in dem diffusen Rollengeflecht betrachtet werden, um ein oszillieren zwischen dem Vatersein und Profisein zu ermöglichen und damit ferner das Verhältnis von Nähe und Distanz auszuloten. Es bleibt allerdings offen, wie Herr Müller mit diesem Spannungsverhältnis umgehen kann, wenn er den Anspruch formuliert, für diese Kinder ein Vater sein zu wollen. Denn sowohl in emotionaler Hinsicht betont er seine väterlichen Emotionen zu den Kindern als auch auf der Ebene von Beziehung hebt er die väterliche Beziehung zu den Kindern hervor. Mit dem Anspruch Vater sein zu wollen, löst er das Verhältnis einer Professionellen-Adressat*innen-Beziehung auf. Es stellt sich dann die Frage, wie in diesem Verhältnis einer emotionalen Nähe (Stichworte sind: „väterliche Emotionen“, „väterliche Beziehung“) eine professionelle Distanz hergestellt werden kann. Eine professionelle Distanz gibt der Eigensinnigkeit der Adressat*innen einen Raum und eben dadurch werden Möglichkeiten für eigenes Tun eröffnet und stellt eine Voraussetzung für Selbstbildungsprozesse dar (vgl. Thiersch 2009: 129). Zu viel Nähe steht immer in der Gefahr die Eigensinnigkeit der Adressat*innen zu kolonialisieren, so dass aus einer pädagogisch-professionellen Perspektive „es Zutrauen in das Werden [braucht], Neugier auf seine [dem Kind: C.S.] Entfaltung und Offenheit für Versuche, für Wege und Abwege, also eine gleichsam fördernde Distanz. [...] Die Heranwachsenden sind zugleich auf den Pädagogen angewiesen und durch ihn gefährdet. Er ist strukturell in seiner Position überlegen; das verführt zu Macht und Bemächtigung [...]“ (ebd.).

Familienanaloge Wohngruppen tragen insofern eine Risikokonstellation in sich, die in Nähe- und Distanzverhältnissen in eine Bemächtigung umschlagen können. Kessl et al. (2015) deuten in ihren Überlegungen darauf hin, dass das Familiäre in professionellen Settings der stationären Erziehungshilfe ein risikobehaftetes Potenzial zur Verdeckung von Gewalt und Bemächtigung besitzt (vgl.: 70).

Daher ist es für familienanaloge Wohngruppensettings von Bedeutung sich der Frage zu stellen, wie viel Familie eine familienanaloge Wohngruppe verträgt und wo das Familiäre ein risikobehaftetes und entwicklungshemmendes Potenzial entfaltet.

Literatur

- Archard, David (2015): Das Ende der Familie? Zur Bedeutung der biologischen Verwandtschaft. In: Betzler, Monika/Bleisch, Barbara (Hrsg.): Familiäre Pflichten. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 57-86.
- Bauer, Petra/Neumann, Sascha/Sting, Stephan/Ummel, Hannes/Wiezorek, Christine (2015): Familienbilder und Bilder ‚guter‘ Elternschaft. Zur Bedeutung eines konstitutiven, aber vernachlässigten Moments pädagogischer Professionalität. In: Fegter, Susann/Heite, Catrin/Mierendorff, Johanna/Richter, Martina (Hrsg.): Neue Aufmerksamkeiten für Familie. Diskurse, Bilder und Adressierungen in der Sozialen Arbeit. np Sonderheft 12. Lahnstein: Verlag Neue Praxis, S. 25-37.
- Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Dellwing, Michael/Prus, Robert (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst. Wiesbaden: Springer VS.
- Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried/Stüwe, Gerd (2001): Professionelles soziales Handeln. Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Eßer, Florian/Köngeter, Stefan (2015): Doing and displaying family in der Heimerziehung. In: Fegter, Susann/Heite, Catrin/Mierendorff, Johanna/Richter, Martina (Hrsg.): Neue Aufmerksamkeiten für Familie. Diskurse, Bilder und Adressierungen in der Sozialen Arbeit. np Sonderheft 12. Lahnstein: Verlag Neue Praxis, S. 112-124.
- Finch, Janet (2007): Displaying families. *Sociology* 41, 65-81.
- Kessler, Fabian/Koch, Nicole/Wittfeld, Meike (2015): Familien als risikohafte Konstellationen: Grenzen und Bedingungen institutioneller Familialisierung. In: Fegter, Susann/Heite, Catrin/Mierendorff, Johanna/Richter, Martina (Hrsg.): Neue Aufmerksamkeiten für Familie. Diskurse, Bilder und Adressierungen in der Sozialen Arbeit. np Sonderheft 12. Lahnstein: Verlag Neue Praxis, S. 60-72.
- Schröder, Carsten (2017): Emotionen und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit. Eine Ethnographie der Emotionsarbeit im Handlungsfeld der Heimerziehung. Wiesbaden: Springer VS.
- Schröder, Carsten (2019): Familie und Staat in der liberalen Demokratie. In: Drerup, Johannes/Schweiger, Gottfried (Hrsg.): Handbuch Philosophie der Kindheit. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag, S. 334-340.
- Struck, Norbert/Schäfer, Maximilian (2018): Rechtliche Grundlagen von Hilfen zur Erziehung durch Erziehungsstellen. Anforderungen, Rahmungen und Perspektiven der pädagogischen Tätigkeit in familienanalogen Formen der Hilfen zur Erziehung. In: Schäfer, Maximilian/Thole, Werner (Hrsg.): Zwischen Institution und Familie. Grundlagen und Empirie familienanaloger Formen der Hilfen zur Erziehung. Wiesbaden: Springer VS, S. 11-26.

- Thiersch, Hans (2009): Schwierige Balance. Über Grenzen, Gefühle und berufsbiographische Erfahrungen. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Wolf, Klaus (2002): Der Versuch, glücklich zu leben: Lebensgemeinschaften als pädagogischer Ort. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.): Glücklich an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion. München: Votum Verlag, S. 108-124.
- Zeher, Helga (2009): Ambivalenzen und Widersprüche der Institutionalisierung von Kindheit. In: Honig, Michael-Sebastian (Hrsg.): Ordnungen der Kindheit. Problemstellungen und Perspektiven der Kindheitsforschung. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 103-126.

Normalität von Familie im Kontext von Flucht. Erfahrungen, Deutungen und Praxen geflüchteter Frauen

Ulrike Koopmann

1 Einleitung. Flucht_Migrationsfamilie als ‚Sonderfall‘

Definitionen und Verständnisse von ‚Familie‘ werden nicht nur durch familiäre Positionierungen von Subjekten (Individuen, Gruppen, Kollektive, Gemeinschaften) geteilt, übernommen, hinterfragt und weitergegeben oder aber durch staatliche Wohlfahrtssysteme und Familienpolitiken reguliert. Auch migrationsgesellschaftliche Prozesse und die damit einhergehenden gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Lebensbedingungen beeinflussen subjektive Wahrnehmungen sowie soziale, politische und rechtliche Dimensionen von ‚Familie‘ (vgl. Sauer et al. 2018: 18f.). Eine (explizite, aber auch reflexive) Benennung des ‚Migrationshintergrunds‘¹ von Familien könnte auf diese Vielzahl von Faktoren verweisen, die für Verständnisse von ‚Familie‘ und ‚familiärer Normalität‘ bedeutsam sein können. In populären, medialen und auch wissenschaftlichen Diskursen zum Nexus ‚Migration‘ und ‚Familie‘ hingegen stehen natio-ethno-kulturell ‚Andere‘ sowie ‚Defizite‘ und ‚Fremdheit‘ im Fokus (vgl. Scholz 2012; Yıldız 2014), und die konstatierten Problemlagen werden dabei nicht selten als kulturalisierte Merkmale gefasst. Die Besonderung von ‚Migrations-/Fluchtfamilien‘ zeigt sich in wissenschaftlichen Publikationen der Familienforschung auch dahingehend, dass diese sich zwar mit diversen und komplexen Dynamiken, Formen, Bedeutungen und Bedarfen von Familien befassen, in denen jedoch der thematische Zusammenhang ‚Familie und Migration‘ als Abweichung vom Allgemeinen dargestellt wird. ‚Migrationsfamilien‘ werden mittels eines „methodologischen Nationalismus“ (Wimmer/Glick Schiller 2002) und durch Bestimmung einer defizitären Differenz der Familie der Mehrheitsgesellschaft gegenüberge-

1 „Eine Familie/Lebensform hat einen Migrationshintergrund[,] wenn mindestens eine Person dieser Familie/Lebensform (nicht jedoch die ledigen Kinder) eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzt, die deutsche Staatsangehörigkeit durch Einbürgerung erhielt oder Spätaussiedler ist, unabhängig davon[,] ob die Person zugewandert ist oder in Deutschland geboren wurde“ (Statistisches Bundesamt 2018: 23).

stellt. Durch eine solche kategoriale Trennung zwischen ‚Familie‘ und ‚Migrationsfamilie‘ wird eine Differenz hergestellt, mit der Familien mit Migrationsgeschichte zu ‚Anderen‘ gemacht werden (vgl. Riegel/Stauber 2018: 41). Flucht_Migrations(-familien-)forschung indes, „die sich als Forschung über Migrant*innen versteht, ist nicht in der Lage, über eine nach ethnisch-nationalen Herkunftsn sortierte Analyse hinauszugehen“ (Riegel et al. 2018a: 286). Gleichzeitig ist kaum zu vermeiden, dass durch ein Forschungsdesign (Problemaufriss, Fragestellung, Zielgruppe), welches (nicht nur) Flucht_Migration zum Thema macht, natio-ethno-kulturell markierte Differenzen aufgerufen, bestätigt und reproduziert werden, die konstitutiv mit einer Besondere der untersuchten Gruppe (und darüber hinaus auch mit denjenigen Subjekten, die dieser Gruppe zugeordnet werden) einhergehen.

Vor dem Hintergrund dieses Dilemmas einer Familienforschung, die die Flucht_Migrationsverhältnisse zum Thema macht, thematisiert der vorliegende Beitrag auf Grundlage biografischer Interviewsequenzen mit geflüchteten Frauen und deren Familienangehörigen Vorstellungen und Deutungen familiärer Normalität im Kontext von Flucht.² Mit dem Einbezug intersektionaler und rassismuskritischer Perspektiven wird in der Analyse der Fokus insbesondere auf nicht thematisierte familiäre Deutungs- und Lebenspraxen und damit auf Komplexitäten und Ambivalenzen gerichtet. Diese Lesart ermöglicht eine kritische Auseinandersetzung mit besondern Zuschreibungen, durch die geflüchtete Familien in gesellschaftlichen, politischen, medialen und wissenschaftlichen Diskursen in Deutschland als ‚Andere‘ markiert werden. Indem danach gefragt wird, welche Relevanz der Flucht Kontext für Deutungen von Familie haben kann, können hegemoniale Verständnisse ‚familiärer Normalität‘ herausgefordert und ein Beitrag zu einer Neuformulierung des Familienbegriffs geleistet werden.

2 Kritische Perspektiven auf ‚Familie mit Flucht_Migrationshintergrund‘ als Forschungskategorie

Der Familienbegriff des Statistischen Bundesamts (2018) umfasst immer zwei Generationen: Eltern(-teile) und mit im Haushalt lebende ledige Kinder

2 Die Interviews wurden im Rahmen des Forschungsprojekts „Geflüchtete Frauen, Familiendynamiken und Gewalt: Traumabewältigung, Intervention und Prävention im Aufnahme-kontext“ geführt, ein Teilprojekt im Forschungsverbund „Gender, Flucht, Aufnahme-politiken. Prozesse vergeschlechtlicher In- und Exklusionen in Niedersachsen“. Der Forschungsverbund hat eine Laufzeit von 2017-2020 und wird gefördert vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur. Am Forschungsverbund beteiligt sind die Universitäten Osnabrück (Prof. Dr. Helen Schwenken), Göttingen (Prof. Dr. Sabine Hess und Prof. Dr. Elke Grittmann) und Oldenburg (Dr. Ulrike Lingen-Ali).

(vgl. ebd.: 4). Konstellationen, bei denen verheiratete Kinder im selben Haushalt wie ihre Eltern leben, werden somit nicht als *eine* Familie gerechnet, und Verwandtschaftsverhältnisse, die die Seitenlinien (etwa Cousins und Cousins, Tanten und Onkel) und mehrere Generationen einbeziehen, bleiben unberücksichtigt (vgl. Huinink 2009). ‚Migrationshintergrund‘ wird in der Familiendefinition des Statistischen Bundesamts nicht aufgeführt, bildet jedoch in Erhebungen und Auswertungen des Mikrozensus wie auch in weiteren quantitativen und qualitativen Erhebungen eine dezidierte Kategorie (etwa BMFSFJ 2017). Auch ‚Flucht‘ stellt – vermehrt seit 2015 – eine Kategorie in Publikationen der Familienforschung dar. Flucht ist zu verstehen als eine Form von Migration, die aufgrund von politischen, ökonomischen, klimabedingten oder gesellschaftlichen Ungleichheits-, Ausbeutungs-, Gewalt- und Zwangsverhältnissen Menschen, Individuen oder Gruppen dazu bewegt, ihren Herkunftsort teilweise, aber durchaus nicht immer über nationalstaatliche Grenzen hinweg, mit der Perspektive zu verlassen, am neuen Lebensort mehr Stabilität, Sicherheit und Schutz zu finden. Die Beweggründe für diese Entscheidung sind ebenso vielfältig wie die Herkunftskontexte, Fluchtrouten und Lebensgestaltungsformen am Ankunftsort. In Bevölkerungsstatistiken und Forschung wird Familie im Kontext von Flucht_Migration bislang weitgehend verkürzt und besondernd thematisiert (vgl. Sauer et al. 2018: 8), und es liegen derzeit kaum verlässliche Daten zu der Anzahl und Struktur geflüchteter Familien vor. Es ist jedoch davon auszugehen, dass Fluchtverhältnisse komplex und heterogen sind und dass sich geflohene Menschen in vielfacher Hinsicht unterscheiden. Im Sinne einer differenzierten Perspektive bieten intersektionale und rassismuskritische Ansätze eine Möglichkeit, den Nexus ‚Familie‘ und ‚Flucht_Migration‘ zu bearbeiten und dabei gleichwohl den Fluchtkontext zu benennen und einzubeziehen, ohne besondere Zuschreibungen zu ‚Flucht_Migrationsfamilien‘ zu reproduzieren. Kennzeichnend für eine *intersektionale* Erkenntnisperspektive ist ein analytischer Blick auf das Zusammenwirken verschiedener sozial konstruierter Differenzen sowie den damit verbundenen Dominanz- und Ungleichheitsverhältnissen. Zudem sei eine solche mehrdimensionale Analyse von Ungleichheitsverhältnissen, so Riegel (2010: 66),

„kritisch gegenüber bestehenden und etablierten Grenzziehungen und Kategorisierungen, indem es diese in ihrer (z.T. essentialisierten) Selbstverständlichkeit und Absolutheit hinterfragt und die Annahme, Klassen, Ethnien und Geschlechter seien in sich homogene und geschlossene Einheiten, in Frage stellt.“

Vielmehr werde danach gefragt, welche ein- und ausgrenzenden sowie normierenden Wirkungen von dominanten Kategorisierungen und sozialen Differenzierungen ausgehen (vgl. ebd.). Mit einem *rassismuskritischen* Ansatz kann zum Thema gemacht werden, „in welcher Weise, unter welchen Bedingungen und mit welchen Konsequenzen Selbstverständnisse, Handlungsweisen und das Handlungsvermögen von Individuen, Gruppen und Institutionen

durch Rassismen vermittelt sind“ (Linnemann et al. 2013: 11). Damit beinhaltet Rassismuskritik macht- und selbstreflexive Betrachtungsperspektiven auf Handlungen, Institutionen, Diskurse und Strukturen (vgl. ebd.) – explizit auch unter Einschluss ‚eigener‘ Verwobenheiten (vgl. Mecheril et al. 2010: 170ff.), die sich auch auf die (selbst-)reflexive Betrachtung der Macht- und Differenzverhältnisse in Forschungspraxen bezieht (vgl. Riegel et al. 2018a: 290f.). Eine rassismuskritische und intersektionale Forschungsperspektive bietet damit die Möglichkeit, Nichtthematisiertes in den Blick zu nehmen und mehrdimensionale und differenzierte statt eindimensionale und simplifizierte Erkenntnisse zu gewinnen.

3 Exemplarische Fokussierungen auf Familie im Kontext von Flucht

Im Forschungsprojekt „Geflüchtete Frauen, Familiendynamiken und Gewalt“ wurden 18 Interviews und zwei Gruppendiskussionen mit geflüchteten Frauen und Familienangehörigen geführt. Ein Fokus der Gespräche lag auf Verständnissen von ‚Familie‘, ob/wie sich diese im Zusammenhang mit der Flucht verändert haben und welche familiären Aushandlungsprozesse von den Gesprächspartnerinnen relevant gesetzt werden. Die Interviewpartnerinnen waren zum Zeitpunkt der Gespräche zwischen 19 und 53 Jahre alt, ihre Herkunftsländer sind Afghanistan, Iran, Libanon und Syrien. Sie unterscheiden sich hinsichtlich des Familienstands, der familiären Konstellation, des Bildungsstands und der beruflichen Qualifikation, des Fluchtprozesses und weiterer biografischer Faktoren.³ Die erhobenen Daten sind nicht repräsentativ, verweisen jedoch auf die Heterogenität geflüchteter Familien, die Komplexität und Vielfalt von Deutungen zu Familie im Kontext von Flucht und damit auf Engführungen und Vereinfachungen des bisherigen Familienbegriffs. ‚Flucht‘ wird in der Studie nicht als Zuschreibungskategorie verwendet, sondern als potenziell bedeutsamer Faktor für familiäre Deutungs- und Handlungspraxen. Im Folgenden werden auf Grundlage der Daten die Schwerpunktthemen *familiäre Dynamiken und Fragmentierungen, familiäre Beziehungen und Positionierungen, Deutungen von Familie im Kontext von Flucht und familialer Gewalt, familiäre Arrangements* sowie *familiäre Normalitätszuschreibung* fokussiert und analysiert.

3 Alle Daten wurden anonymisiert. Die Interviews fanden auf Deutsch, Arabisch oder Persisch statt. Die Sprachen der hier aufgeführten Interviews waren Arabisch (Maryam) und Deutsch (Layla, Anna, Hamoudeh). Übersetzungen erfolgten durch die Projektmitarbeiterinnen. Die in der Analyse verwendeten Personennamen haben die Interviewpartnerinnen für sich gewählt.

3.1 *Familiäre Fragmentierung und Dynamiken im Kontext von Fluchtprozessen*

Für die Struktur und Gestaltung von Flucht sind familiäre Kontexte und Netzwerke wesentliche Faktoren. Fluchtprozesse sind eingebunden in familiäre Konstellationen, und die Entscheidung zur Flucht wird oftmals im familiären Rahmen getroffen (Brettell 2012; Herwartz-Emden 2000; Scholz 2012). Sofern im Zusammenhang mit Flucht (und anderen Formen der Migration) Staatsgrenzen überschritten werden, erfährt Familie oftmals eine transnationale Ausgestaltung. Transnationale Familien können definiert werden als „families that live some or most of the time separated from each other, yet hold together and create something that can be seen as a feeling of collective welfare and unity, namely ‘familyhood’, even across national borders” (Bryceson/Vuorela 2002: 3). Transnationale Flucht/Migration hat Auswirkungen auf das Familiensystem, sie führt zu Veränderungen hinsichtlich der familiären Verantwortlichkeiten und Rollen, der Verhältnisse zwischen Generationen und Geschlechtern (vgl. Greschke 2018). Auch der physische Raum der Familie ändert sich durch die Flucht, und diese Änderungen zeigen wiederum Auswirkungen auf die Möglichkeiten der familiären Lebensführung und -gestaltung.

In der Rekonstruktion der empirischen Daten werden diese Aspekte deutlich. Für die Interviewpartnerin Maryam (53 Jahre alt, Herkunftsland Syrien, verheiratet, drei erwachsene Kinder) ist das Leben *vor* der Flucht gekennzeichnet durch ein Leben im Familienverbund, das unmittelbar an die räumlichen Gegebenheiten gebunden ist. Maryam lebte mit ihrer Familie, die mehrere Generationen und auch die Familien der Geschwister ihres Ehemannes umfasste, in einem gemeinsamen Haus. Durch die Flucht des überwiegenden Teils der Familienmitglieder ging sowohl das Wohneigentum als auch die Möglichkeit des Lebens im großfamiliären Verbund verloren. Diese familiäre Lebensform bezieht Maryam dabei nicht auf eine allgemeine Vorstellung dessen, wie Familie im Herkunftsland gestaltet und gelebt wird, sondern auf die finanziellen und damit räumlichen Möglichkeiten, die einer Familie zur Verfügung stehen. Das Alltagsleben beschreibt Maryam aufgrund der strukturellen Gegebenheiten als eng verwoben mit dem familiären Zusammenhang mehrerer Generationen und Teilfamilien: „Du erhältst das Gefühl, als ob du eine eigene Wohnung hast, aber du stehst täglich mit der Familie in Kontakt.“

Der familiäre Raum erfährt durch die Flucht eine substanzielle Veränderung, die die zuvor als Normalität erfahrene und gelebte Idee von ‚Familie‘ herausfordert, aber nicht unbedingt aufhebt. In Deutschland lebt Maryam unter erschwerten finanziellen Bedingungen mit zwei ihrer Kinder in einer gemeinsamen Wohnung im ländlichen Raum, ein drittes Kind lebt in der Nähe in einer eigenen Wohnung. Während andere Verwandte an unterschied-

lichen Orten in Deutschland und Europa leben, ist ihr Mann weiterhin in Syrien. Trotz oder gerade wegen der räumlichen Fragmentierung bekräftigt Maryam die Beständigkeit familiärer Bindungen:

„Auch wenn man voneinander entfernt ist, bleibt man als Familie miteinander verbunden. [...] Nichts hat sich an mir und meinen Kindern verändert. Nichts an unserer Kleidung, an der Sprache, an der Religion und an unseren Werten und Normen.“

Maryam hebt in ihrer Beschreibung von ‚Familie‘ die Gleichzeitigkeit von Dynamik und Veränderung einerseits und Beständigkeit andererseits hervor, verknüpft mit strukturellen Bedingungen im Herkunftsland und den Gestaltungsmöglichkeiten unter Bedingungen von Flucht. Fluchtverhältnisse stellen hier einen Teil der Familiengeschichte dar und somit einen potenziell bedeutsamen Faktor. Sie verweisen auf Mobilität, Möglichkeiten und Begrenzungen der Lebensgestaltung im globalisierten Raum, können aber innerhalb von Familien für die Einzelnen ganz unterschiedliche Relevanz haben (vgl. Riegel/Stauber 2018: 49).

3.2 *Familiäre Beziehungen, Rollen und Positionierungen im Fluchtkontext*

Auch anhand von Laylas (22 Jahre alt, Herkunftsland Syrien, verheiratet, keine Kinder) Erzählung wird ersichtlich, dass die Flucht wesentliche Auswirkungen auf Vorstellungen von ‚Familie‘ hat. Laylas familiäres Leben *vor* der Flucht bezeichnet sie als „*gutes Leben*“:

„Mein Vater hatte eine gute Arbeit, und er hat damals viel Geld verdient. Meine Mutter ist Hausfrau (3), sie war so eine tolle Frau, sie kümmert sich so gut um uns. Mein Bruder und ich waren in der Schule, das war auch gut, so, ganz einfaches und simples Leben. Damals war alles gut, wir hatten kaum Probleme oder so.“

Während das Familienleben *vor* der Flucht offenbar durch klar benennbare Strukturen gekennzeichnet war, die familiäre geschlechter- und generationenbezogene Verantwortlichkeiten einschließen, ändert sich der Familienalltag durch die Flucht drastisch: Der Vater ist nicht mehr berufstätig und außer Haus, sondern verbringt viel Zeit in der zugewiesenen Gemeinschaftsunterkunft für Geflüchtete. Im Rahmen des Asylverfahrens, das in Deutschland zumindest in den ersten Monaten eine Lohnarbeit untersagt, ist die Familie auf staatliche Leistungen angewiesen. Auch nach Erlangung eines Aufenthaltstitels ist die Aufnahme einer qualifikationsadäquaten Erwerbstätigkeit für den Vater nicht möglich, da seine bisherige berufliche Qualifikation in Deutschland nicht anerkannt wird. Die Mutter litt bereits vor der Flucht an Depressionen, die sich nach der Ankunft in Deutschland verstärken, und die im Rahmen eines längeren Klinikaufenthalts und mit Medikamenten behandelt wurden. Während dieser Zeit bedurfte sie besonderer Zuwendung und

Unterstützung, und Layla und ihr Bruder übernehmen seitdem nicht nur viel Verantwortung für beide Elternteile, sondern kümmern sich zugleich um die eigene Bildung. Die Veränderungen im familiären Gefüge führen für Layla dazu, dass das „gute Leben“ durch die Flucht und deren Folgen zu einer „schweren Zeit“ wurde.

Zur Analyse der familiären Veränderungen, von denen Layla berichtet, greifen verengende Perspektiven, die beispielsweise Geschlechterverhältnisse ethnisieren und auf die ‚Traditionalität‘ konstruierter geopolitischer Einheiten verweisen, zu kurz (siehe kritisch dazu: Sauer 2011). Ein intersektionaler Ansatz ermöglicht es, die Analyseperspektive auf mehrere, gleichzeitig zusammenwirkende strukturierende Faktoren (Flucht, Erwerbstätigkeit, Gesundheit, Generationen- und Geschlechterverhältnisse) zu erweitern, die für die Gestaltung familiärer Rollen und Beziehungen relevant sein können. Dem Fluchtprozess kommt hier im Sinne eines auslösenden Faktors eine besondere Bedeutung zu. Insofern ist Laylas Einschätzung so zu deuten, dass nicht die Veränderung der innerfamiliären Beziehungen und Positionierungen die „schwere Zeit“ verursacht haben, sondern die fluchtbezogenen Veränderungen und Bedingungen Auswirkungen auf die Ausgestaltung von Familie haben. Wie sich familiäre Rollen und Verantwortlichkeiten für Layla aufgrund der Flucht konkret verändert haben verdeutlicht die folgende Passage:

„Ja, hier in Deutschland hat sich viel geändert. Mein Vater hat alles für uns gemacht, mit der Behörde in Syrien. Er hat alles gemacht, aber jetzt müssen wir [ihr Bruder und sie] ihm helfen, wir müssen so viel Verantwortung übernehmen. Es war am Anfang nicht einfach, ich war nicht gewohnt, dass ich alles selbst machen muss, das war alles neu für mich.“

Mit ihrer Aussage zeigt Layla, dass die Geschwister nunmehr Aufgaben zu übernehmen haben, die im Herkunftsland der Generation der Eltern, hier konkret ihrem Vater, zugeordnet wurden. Praxen familialer Organisation werden sowohl über Geschlechter- als auch über Generationenverhältnisse ausgehandelt. Durch die Flucht erfahren Layla und ihr Bruder eine neue familiäre Positionierung, die in ihrem konkreten Fall durch einen Zuwachs an Verantwortung gekennzeichnet ist.

Der Fluchtcontext kann von besonderer Relevanz für Aushandlungen familialer Beziehungen sein.

„Dies verweist zum einen darauf, dass Familie sich durch (auch diskursive) Praktiken der gegenseitigen Bezugnahme derer, die sich als Familie verstehen, herstellt, aber auch darauf, dass die alltäglichen Praktiken, Lebenswege und -strategien der Einzelnen oft nicht identisch sind und häufig nicht in denen der Familie ‚aufgehen‘, sondern durchaus konträr und streitbar sein können“ (Riegel/Stauber 2018: 43).

Flucht, so zeigt sich, kann sich als potenziell bedeutsam dahingehend erweisen, wie familiäre Rollen, Beziehungen und Positionierungen subjektiv ausgehandelt werden. Die familiären Praxen indes können je nach individuellen

Deutungen sowie weiteren Faktoren (etwa ökonomische Situation oder familiäre Strukturen vor der Flucht) deutlich variieren.

3.3 *Deutungen von Familie im Kontext von Flucht und familialer Gewalt*

Neben der Deutung von Familie als Beständigkeit, Sicherheit, Geborgenheit und Identität vermittelnd „ist Familie nicht im Gegensatz zu Brüchen und Widersprüchen zu sehen, sondern als genau aus solchen Brüchen, Verwerfungen und Konflikten bestehend, als ein spannungsreiches Verhältnis, das bis hin zu Gewaltbeziehungen gehen kann“ (Riegel/Stauber: 43). Familie kann neben Erfahrungen von Solidarität und Unterstützung auch Verletzungserfahrungen umfassen. Dabei ist familiäre Gewalt ein Phänomen, welches in allen Bildungs- und Bevölkerungsschichten vorkommt, insbesondere in Form von Gewalt gegen Frauen. Familien, die migriert oder geflohen sind, bilden hier keine Ausnahme. Somit ist die Lebenssituation von der Anna (31 Jahre alt, Herkunftsland Iran, geschieden, ein Kind), im Folgenden berichtet, keine Besonderheit, die exklusiv auf ihr Herkunftsland bezogen oder gar damit begründet werden kann. Geschlechterbezogene Gewalt ist ein globales und bislang ungelöstes Problem, welches eine Vielzahl von Formen und Ausprägungen aufweist.⁴

Anna berichtet von verschiedenen Gewaltformen, die sie in ihrer Herkunftsfamilie erlebt hat, darunter Unterdrückung, Einschränkungen, soziale Kontrolle sowie physische Gewalt, ausgeübt von ihrem Stiefvater und den Brüdern, aber auch durch die Mutter. Als junge Frau von 17 Jahren gibt Anna, wie sie erzählt, dem kurzen Werben ihres späteren Ehemannes nach und geht mit ihm die Ehe ein, um damit der Gewalt in ihrer Herkunftsfamilie zu entkommen. Rückblickend beschreibt sie diesen Schritt als unreif und wenig reflektiert:

„Nur ein Wort, ein Wort, und ich habe geheiratet. Ich wollte nur einfach rausgehen [aus der Familie]. [...] Ich kann sagen, als Siebzehnjährige war ich echt ein Kind. Ich hatte keine Erfahrung, und dann, trotzdem habe ich gesagt: ‚Okay‘.“

Diese nicht lang andauernde Ehe, die für sie als Ausweg aus familiärer Gewalt gedacht war, bedeutete für Anna jedoch weitere Einschränkungen und Gewalterfahrungen, die sich auch über die Trennung von ihrem Ehemann fortsetzten. Als geschiedene Frau zog sie wieder in ihr Elternhaus ein und berichtet hier von weiteren Restriktionen und physischer Gewalt durch ihre Familie. Darüber hinaus lief sie Gefahr, den Kontakt zu ihrem Sohn zu verlieren, der nach der Trennung bei seinem Vater leben sollte.

4 Dies zeigt beispielsweise die EU-weite Erhebung der European Union Agency for Fundamental Rights zu Gewalt gegen Frauen (vgl. FRA 2014).

Ihren späteren zweiten Ehemann lernte Anna kennen, als beide zunächst unabhängig voneinander anstrebten, das Herkunftsland zu verlassen und in der Türkei zu leben. Anna stellt diese Lebensphase als geprägt von dem Empfinden größter Ausweglosigkeit dar:

„Ich hatte viele Probleme. Alle Türen waren für mich geschlossen, ich hatte keine Freiheit, (4) ich wollte nicht mehr leben. Meine Mutter konnte nicht mit mir gut umgehen. Immer: ‚Nein, nein, nein.‘ Mein Bruder nicht anders. Mein anderer Bruder hat mich einmal so hart geschlagen und Ali [ihr Sohn] hat gesagt: ‚Bitte, bitte, Onkel, nicht.‘ Dann habe ich gesagt: ‚Das geht nicht.‘ Und ich habe immer nach einer guten Lösung gesucht.“

Die „gute Lösung“, die Anna für sich sieht, besteht darin – auch auf Anraten ihrer Mutter – den Heiratsantrag ihres Bekannten anzunehmen und innerhalb von kürzester Zeit ihr Herkunftsland zu verlassen, um mit dem Verlobten und ihrem Sohn ein neues Leben in der Türkei zu beginnen. Auch ihre zweite Eheschließung resultiert aus dem empfundenen Mangel an Alternativen und der Hoffnung auf ein Leben frei von Gewalt und Unterdrückung. Annas Flucht_Migration, die sie von der Türkei weiter nach Deutschland führt, kann als Ressource und Strategie bezeichnet werden, um damit Auswege aus familialer Gewalt zu finden (vgl. Potts/Lingen-Ali 2016). Jedoch erfährt Anna auch durch ihren zweiten Ehemann Restriktionen, Kontrolle und psychische Gewalt, die bereits in der Türkei beginnen und sich nach ihrer gemeinsamen Ankunft in Deutschland fortsetzen. Annas Gefährdung potenziert sich insbesondere dadurch, dass sie in der Gemeinschaftsunterkunft für Geflüchtete, in der sie nach der Trennung von ihrem Ehemann alleine mit ihrem Sohn lebt, keinen Schutz erfährt.

„Dann war ich in der [Unterkunft], und da kam ein [...] Mann zu meinem Fenster herein. Dann habe ich gesagt: ‚Raus!‘ Ich hatte Angst. Nach [einigen] Tagen kam ein [anderer] Mann, er hat gesagt: ‚Ich weiß über alles Bescheid‘, und er wollte mich schlagen.“

Erst nachdem die Polizei involviert war und Anna über eine Bekannte eine Wohnung vermittelt wurde, die sie beziehen konnte, hatte sie „*ein bisschen Ruhe*“. Wenngleich Annas Bedürfnis nach einem Leben jenseits von familiärer Gewalt nicht durch die Gründung einer eigenen Familie realisiert werden konnte und sich die Bedrohungen durch ihren Ehemann fortsetzen, beschreibt sie ihr Leben zum Zeitpunkt des Interviews als relativ sicher.

Mit einer defizitorientierten und verengenden Perspektive auf Flucht_Migration und ‚Familie‘ könnte Annas Erzählung dahingehend reduziert werden, dass die angesprochenen Problematiken kulturalisierend einer bestimmten natio-ethno-kulturell markierten Gruppe zugeordnet werden. Ein intersektionaler Ansatz indes fragt nach den Komplexitäten, Dynamiken und Ambivalenzen, die sich in einem biografischen Narrativ zeigen (z.B. Herwartz-Emden 2000), und fokussiert subjekt- und agency-bezogen auf kollektive und individuelle Deutungen, Ressourcen und Potenziale. Ausgehend von Annas biografischer Erzählung kann mit dieser Perspektive herausgearbeitet

werden, dass Gewaltverhältnisse im Fluchtkontext sich als Kontinuum fortsetzen können (vgl. Krause 2017). In Annas konkreter Situation erfährt sie Gewalt im Herkunftsland, diese setzt sich im Verlauf ihrer Flucht fort und ist auch mit der Ankunft in Deutschland nicht beendet. In diesem Zusammenhang ist bedeutsam, dass das Recht auf körperliche Unversehrtheit und Sicherheit in Unterkünften für Geflüchtete offenbar nicht gewährleistet wird (vgl. Rabe 2015).⁵ Gleichzeitig kann Flucht_Migration eine Ressource dahingehend darstellen, dass es wie bei Anna möglich ist, zum einen nach der Flucht ein eigenständiges Leben als Alleinerziehende aufzubauen – wie es ihrer Erzählung nach im Herkunftsland nicht möglich gewesen wäre. Zum anderen bietet ihr die neue Lebenssituation die Möglichkeit, familiäre Kontakte selbstbestimmt zu pflegen oder auch zu unterbrechen oder zu beenden.

3.4 *Familiäre Arrangements als Ausdruck von Normalität?*

Vorstellungen der Interviewpartnerinnen über Familiengestaltung und -leben sind zum Teil eng verknüpft mit Ideen von familiärer Normalität, die dem Herkunfts-kontext zugeordnet werden können und tendenziell in einem Widerspruchsverhältnis zu gesellschaftlichen Normen in Deutschland stehen können. Dies sei hier exemplarisch dargelegt anhand von Laylas und Hamoudehs Einstellungen zu und Praktiken der Familiengründung.

Layla und ihr Ehemann Hamoudeh (28 Jahre alt, Herkunftsland Syrien) berichten bezogen auf ihre Eheschließung jeweils von gelebter familiärer Wirklichkeit und Normalität. Hamoudeh wurde – insbesondere nachdem er eine eigene Wohnung bezogen hatte, wiederholt von seiner Mutter zur Eheschließung aufgefordert: „Meine Mutter hat in der Zeit immer zu mir gesagt: ‚Willst du nicht heiraten? Soll ich dir eine Frau suchen?‘ [...] Ja, vor einem Jahr habe ich gesagt: ‚Okay, jetzt bin ich in meiner Ausbildung, ich habe jetzt ein bisschen, alles gut. Jetzt kann ich heiraten.‘“ Diese Entscheidung beruht auch auf Erfahrungen von Einsamkeit, wie er berichtet. Der Weg der Eheschließung wiederum verläuft für ihn im Rahmen dessen, was er als ‚Normalität‘ erfährt, in dem Sinne, dass er gemäß der ihm bekannten und in seinem Herkunfts-kontext durchaus üblichen Prozesse vorgeht. Da es für ihn schwierig sei, eine Frau kennen zu lernen und da seine Eltern ihn „gut kennen“ würden, seien sie die geeigneten Personen, die in ihrem Umfeld eine Frau finden könnten, die als Partnerin zu ihm passen würde.

5 Regionale und überregionale Gewaltschutzprogramme für Geflüchtete greifen diese Problematik auf, sind jedoch als Empfehlungen nicht bindend für die jeweiligen Betreibereinstellungen. Annas Erzählung verweist hier auch auf strukturelle Defizite in der Umsetzung des Rechts auf Gewaltfreiheit, wie dies beispielsweise in der Istanbul Konvention festgelegt wird (vgl. Council of Europe 2011).

„Das ist leichter, wenn die Familien sich gegenseitig kennen, dann geht das ein bisschen leichter. Und manchmal klappt es so [durch Vermittlung der Eltern], und wir [Layla und er] verstehen uns ganz gut miteinander. Wir sind froh, zusammen zu sein.“

Wenngleich sich diese Form der Familiengründung für Hamoudeh als vertraut und positiv darstellt, räumt er zugleich ein, dass dies *eine* Variante unter vielen ist und dass das im Rahmen seiner Biografie gewohnte Vorgehen keinen Garanten für eine gelungene Partnerschaft darstellt. Layla teilt die Einschätzung ihres Mannes und antwortet auf die Frage, wie es zur Eheschließung gekommen sei: „Das war die Familie. Seine Mutter hat mit meiner Mutter gesprochen, dann habe ich Hamoudeh kennengelernt, und so hat es irgendwie geklappt.“ Während sie im weiteren Verlauf die Modalitäten des Kennenlernens kaum erwähnt, spricht sie indes ausführlich über die familiäre Situation im Herkunftsland und die Änderungen, die sich durch die Flucht entwickelt haben (s.o.). Mehr noch spricht sie über ihre beruflichen Perspektiven, Pläne und Wünsche und äußert sich ausführlich darüber, wie sie als geflüchtete Frau wahrgenommen wird. Ihre Form der Familiengründung, eine arrangierte Ehe, scheint für sie keine übergeordnete Priorität zu haben.

Eine kontrapunktische Lesart nach Edward Said (vgl. Arslan/Bozay 2016: 457) ermöglicht es an dieser Stelle, nicht normativierende und gegenhegemoniale Interpretationen einzubringen und herauszuarbeiten sowie den Blick darauf zu richten, „was nicht der Fall ist“ (Riegel et al. 2018b: 72). Mit dieser Lesart können Flucht_Migrationserfahrungen zum Ausgangspunkt gemacht und der Komplexität flucht_migrationsbedingter Lebensverhältnisse nachgegangen werden. Damit werden im hegemonialen Diskurs nicht sichtbare oder nicht erzählte Migrations- und Mobilitätsgeschichten in den Fokus gerückt und der konventionelle Migrationsdiskurs „aus der Perspektive und Erfahrung von Migration dekonstruiert“ (Yıldız 2018: 252). Der Fokus ist dann weniger auf Homogenität oder Eindeutigkeit gerichtet, sondern auf Widersprüche und Ambivalenzen. Damit können alternative Wirklichkeitskonstruktionen sichtbar werden und hegemoniale Lesarten von Familie z.B. dahingehend befragt werden, welche Ausschlüsse sie reproduzieren (vgl. ebd.). Homogenisierende Zuschreibungen – hier in Bezug auf arrangierte Ehen – können zu einem verengten Blick auf Unterdrückungsstrukturen, Fremdbestimmung und Vulnerabilität verleiten, mit dem Subjektpositionen und Agency unsichtbar bleiben (vgl. Abu-Lughod 1993). In Bezug auf Laylas biografische Erzählung verschiebt sich der Fokus von einer fremddeutenden Problematisierung arrangierter Ehen auf ihre subjektive Interpretation von Normalität. Layla hebt hervor, dass es nicht ‚normal‘ sei, an einem Ort nicht selbstbestimmt und unabhängig leben zu können. Sie möchte in Sicherheit leben, berufstätig und damit finanziell unabhängig sein und zu einem späteren Zeitpunkt auch Kinder bekommen. Damit eröffnen sich durch eine kontrapunktische Lesart neue Perspektiven darauf, was Normalität im Kontext von Familie und Flucht subjektiv bedeuten kann.

3.5 Familiäre Normalität als Zuschreibung

Anhand verschiedener Interviews wird deutlich, inwieweit sich die Gesprächspartner*innen mit gesellschaftlichen Vorstellungen familiärer ‚Normalität‘ auseinandersetzen. Layla reflektiert auf Grundlage eigener Erfahrungen als geflüchteter Frau und als Mitarbeiterin in der ehrenamtlichen Unterstützungsarbeit für geflüchtete Frauen. Sie teilt ihre Überlegungen zu Interaktionsprozessen mit ‚Deutschen‘ mit, indem sie bestimmte Zuschreibungen familienbezogener Normalität diskutiert:

„[Manche Deutsche] denken, dass wir [geflüchtete Frauen] null Deutsch reden, dass wir nur zu Hause sitzen und heiraten wollen und Kinder gebären. Sie haben die Interpretation, dass wir nur Hausfrauen seien, mehr nicht. Das stimmt überhaupt nicht. Die geben uns auch keine Chance, damit wir arbeiten, damit wir unsere Stärke zeigen. Sie geben uns keine Chance, das ist das Hauptproblem.“

Layla identifiziert als „*das Hauptproblem*“ die vergeschlechtlichte Zuordnung zu einer bestimmten, als nicht mobiler, schwacher und insofern defizitär wahrgenommenen Gruppe und die damit verbundene Verwehrung von Entfaltungsmöglichkeiten. Sie verweist auf eine vorhandene „*Stärke*“, die nicht erst entwickelt wird, sondern zum Ausdruck kommen müsse. Zugleich widersetzt sich Layla mit ihrer Aussage der wiederum vergeschlechtlichten Zuordnung zu einer besonders vulnerablen Gruppe und richtet damit den Fokus auch auf die strukturelle Herstellung von Verletzlichkeit (vgl. Krause 2018). An einer weiteren Stelle geht sie auf das Wechselverhältnis von Dethematisierung, von Nicht-gesehen-werden und affirmativen Subjektivierungspraxen ein und betont dabei die aus ihrer Sicht potenziell gefährdenden Effekte.

„Alle sagen: ‚Ja, wir sind gleich.‘ Aber wenn eine Frau sieht, dass niemand guckt, was sie wirklich kann, sondern, was sie muss, zum Beispiel Deutsch lernen, das und das machen – nein, die [geflüchteten] Frauen sollten sagen, was sie wirklich wollen. Aber zum Beispiel sagt das Jobcenter immer: ‚Ihr müsst so und so und so machen‘, aber die Frauen sagen nicht, was sie wollen. Dann denkt sich die Frau, sie macht einfach ein Kind, bekommt dafür Geld und bleibt dann zu Hause.“

Layla kritisiert, dass die Ressourcen und Potenziale geflüchteter Frauen nicht wahrgenommen werden und somit auch nicht entwickelt bzw. genutzt werden können. Stattdessen würden von Institutionen doppeldeutige normative Vorstellungen an die Frauen herangetragen: „Ihr müsst für den Arbeitsmarkt Deutsch lernen. Ihr seid nur Hausfrauen.“ Diese Reduktion des Subjektstatus führt aus Laylas Sicht zu einem einschränkenden Rückbezug auf *eine* Form (familiärer) Lebensgestaltung – von dem sie selber sich jedoch dezidiert abgrenzt: die Fremddeutung erfährt sie als Teil des „wir“, die Übernahme der Zuschreibung ordnet sie „den Frauen“ zu.

4 Zur Normalität von ‚Familie‘ im Kontext von Flucht – Anregungen für einen intersektionalen und transkulturellen Familienbegriff

Die Interviewauswertungen verweisen auf eine Vielschichtigkeit von familiärer Normalität im Kontext von Flucht, die sich in ambivalenten und gleichzeitigen Deutungen, Bedeutungen und Praxen von Familie ausdrückt. Familiäre Normalität kann durch Flucht eine Fragmentierung erfahren, gleichzeitig zeigen sich aber auch Kontinuitäten. Familiäre Rollen können gefestigt oder neu ausgehandelt werden. Familie kann als Ort der Gewalt und zugleich als Ort von Schutz und Sicherheit erfahren werden, als Ort der Einengung *und* der Freilegung bzw. Entwicklung von Ressourcen, als Ort der Bindung *und* als Ort der Lösung – dies sind Ambivalenzen, die seit Dekaden in der deutschsprachigen Familienforschung familiären Deutungen, Bedeutungen und Praxen und als der Familie konstitutiv zugehörig gehandelt werden.

Auch familiäre Praktiken, die mit einer dominanzgesellschaftlichen Deutung eher weniger der Kategorie der ‚Normalität‘ zugeordnet werden, gehören zu gelebter familiärer ‚Normalität‘ in Deutschland – nicht nur im Kontext von Flucht, sondern auch anderer Differenzverhältnisse. Hier zeigt sich das Spannungsfeld zwischen ‚Normalität‘ einerseits als normativer Anspruch und gesellschaftliche Anerkennung und andererseits als gesellschaftliches und empirisches Phänomen. Mit einer rassismuskritischen Perspektive lässt sich fragen: Welchen dominanzgesellschaftlichen Sinn erfüllt es, wenn bestimmten familiären Praktiken erstens die ‚Normalität‘ im Sinne von Übllichkeit oder schlicht real gelebter Praxis abgesprochen wird und wenn zweitens diese Praktiken als defizitär und als nicht übereinstimmend mit dominanzgesellschaftlichen Werteverständnissen abgewertet werden? Inwiefern würde sich die Perspektive auf Familie unter Bedingungen von Flucht verändern, wenn Familien mit Fluchterfahrung nicht zum „Sonderfall“ gemacht werden?

Familie, so zeigen die Interviews, aber auch andere Studien der (Migrations-)Familienforschung, ist kein feststehender, abgeschlossener, definierter Ort, sondern ein Sozialraum, der immer wieder über heterogene und dynamische Deutungen neu von Individuen, familiären Einheiten und Communities ausgehandelt wird (vgl. Chamakalayil et al. 2018: 85). Flucht kann dabei *eine* Dimension darstellen, die die Ausgestaltung von Familie strukturiert. Diese Dimension ist unter anderem verwoben mit biografischen Erfahrungen und subjektiven Deutungen, der rechtlichen Situation (beispielsweise dem Aufenthaltsstatus), dem ökonomischen Status, aber auch mit Zuschreibungen, Ausschlüssen und Ressourcen, auf die zurückgegriffen werden kann, und zwar nicht unabhängig voneinander, sondern in intersektionaler Verschränkung. Durch Fluchtverhältnisse können sich familiäre Rollen, Positionierung

Grenzen verändern, bestätigen, festigen und hinterfragt werden. Es wäre jedoch eine Verengung und Simplifizierung, Flucht als primäres oder gar alleiniges Zuschreibungs-, Erfahrungs- und Identitätsmerkmal zu setzen, über welches ‚Familie‘ im Kontext von Flucht zu erfassen ist.

In öffentlichen und wissenschaftlichen Diskursen zur Pluralisierung von Lebenslagen werden als ‚Migrationsfamilien‘ oder ‚geflüchtete Familien‘ kategorisierte Familien selten als Subjekte und Akteur*innen betrachtet (vgl. Gümen 2000; Hamburger/Humrich 2007: 112f.; Riegel/Stauber 2018: 48f.). Die vorgestellten Ergebnisse indes verweisen auf deutliche Artikulationen geflüchteter Frauen als Akteurinnen, die u.a. defizitäre Zuschreibungen thematisieren und reflektieren. Wird ‚Familie‘ als Herstellungs- und Aushandlungsprozess verstanden und werden Familienverhältnisse als Ergebnisse aktiver und komplexer Auseinandersetzungen mit Lebensbedingungen in der Flucht_Migrationsituation anerkannt, so können die unterschiedlichen Erfahrungen von Familien im Kontext von Flucht nicht nur einbezogen und kontextualisiert, sondern explizit zum Ausgangspunkt von Deutungen zu Familie gemacht werden. Mit diesem Verständnis steht der Familienbegriff, wie er in politischen, gesellschaftlichen, medialen, aber auch wissenschaftlichen Diskursen Verwendung findet, zur Disposition, da Flucht_Migration „nicht als eine Sonderform von Familie zu betrachten [ist], sondern [...] vielmehr als ein weiteres, Familie strukturierendes und veränderndes soziales Geschehen angesehen werden [muss]“ (Geisen 2014: 29). Der derzeitige Familienbegriff hingegen trägt potenziell zur Reproduktion von Engführungen, Zugehörigkeitsordnungen und Grenzziehungen bei, durch die Globalisierungsprozesse und transnationale Räume, aber auch familiäre Dynamiken und Pluralisierung, biografische Neuorientierungen und Widersprüche wenig Berücksichtigung finden, wenn nicht exkludiert werden.

Mit Ansätzen zu Transnationalität werden diese Überlegungen aufgegriffen und in Bezug zu dem Verhältnis von Familie und Nationalstaat und Grenzverhältnissen gesetzt (vgl. Bryceson/Vuorela 2002). Indem durch Flucht_Migrationsprozesse eingetretene Veränderungen auf der Ebene der handelnden Subjekte und der durch sie hergestellten Sozialräume begriffen werden, werde, so Aitzsch (2014: 19), nicht nur Kritik am methodologischen Nationalismus der Familienforschung sowie an der Fokussierung auf ‚Integration‘ formuliert, sondern auch Kritik geübt an der dominanten Vorstellung, welche Flucht_Migration als unidirektionalen Weg und begrenzten raum-zeitlichen Prozess von einem Herkunfts- in ein Aufnahmeland versteht (ebd.: 20). Die ex- und inkludierende Zuordnung zu je einem Herkunftsland und die damit einhergehende Fokussierung auf ‚Integration‘ übergeht die Deutungen und Bedeutungen transnationaler Familien, die möglicherweise Vorstellungen von Zugehörigkeit und Vernetzung haben, die nicht dem dominanten kulturellen Verständnis entsprechen (vgl. Bryceson/Vuorela 2002).

Literatur

- Abu-Lughod, Lila (1993): *Writing Women's Worlds. Bedouin Stories*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press.
- Apitzsch, Ursula (2014): *Transnationale Familienkooperation*. In: Geisen, Thomas/Studer, Tobias/Yıldız, Erol (Hrsg.): *Migration, Familie und Gesellschaft*. Wiesbaden: Verlag Springer, S. 13-26.
- Arslan, Emre/Bozay, Kemal (Hrsg.) (2016): *Symbolische Ordnung und Bildungungleichheit in der Migrationsgesellschaft*. Köln: Verlag Springer VS.
- Brettell, Caroline B. (2012): *Gender, Family, and Migration*. In: Rosenblum, Marc R./Tichenor, Daniel J. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of the Politics of International Migration*. Oxford: Verlag Oxford University Press, S. 478-508.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2017): *Gelebte Vielfalt: Familien mit Migrationshintergrund in Deutschland*. Berlin. <https://www.bmfsfj.de/blob/116880/83c02ec19dbea15014d7868048f697f2/gelebt-e-vielfalt--familien-mit-migrationshintergrund-in-deutschland-data.pdf>. [Zugriff: 26.11.2019].
- Bryceson, Deborah/Vuorela, Ulla (2002): *Transnational families in the twenty-first century*. In: Bryceson, Deborah/Vuorela, Ulla (Hrsg.): *The transnational family: New European frontiers and global networks*. Oxford: Verlag Berg.
- Chamakalayil, Lalitha/Can Güneş, Sevda/Hill, Miriam (2018): *Herausforderungen forschender Praxis*. In: Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (Hrsg.) (2018): *LebensWegeStrategien: Familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 83-92.
- Council of Europe (2011): *Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt und erläuternder Bericht*. Istanbul. <https://rm.coe.int/CoERMPublicCommonSearchServices/DisplayDCTMContent?documentId=0900001680462535>. [Zugriff: 29.05.2020].
- FRA – Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (2014): *Gewalt gegen Frauen: eine EU-weite Erhebung. Ergebnisse auf einen Blick*. <https://fra.europa.eu/de/publication/2014/gewalt-gegen-frauen-eine-eu-weite-erhebung-ergebnisse-auf-einen-blick>. [Zugriff: 26.11.2019].
- Geisen, Thomas (2014): *Multilokale Existenzweisen von Familien im Kontext von Migration. Herausforderungen für Forschung und Theorieentwicklung*. In: Geisen, Thomas/Studer, Tobias/Yıldız, Erol (Hrsg.): *Migration, Familie und Gesellschaft: Beiträge zu Theorie, Kultur und Politik*. Wiesbaden: Verlag Springer VS, S. 27-57.
- Greschke, Heike (2018): *Family Life in the Digital Age of Globalization: Critical Reflections on ‚Intergration‘*. In: Bachmann-Medick, Doris/Kugele, Jens (Hrsg.): *Migration. Changing Concepts, Critical Approaches*. Berlin: Verlag De Gruyter, S. 253-271.
- Gümen, Sedef (2000): *Vergeschlechtlichung und Ethnisierung im Kontext der Familie. Gesellschaftspolitische Dimensionen des Alltäglichen*. In: Buchkremer, Hansjosef/Bukow, Wolf-Dietrich/Emmerich, Michaela (Hrsg.): *Die Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität. Zur Konstruktion ethnischer Minderheiten im Kontext von Familie*. Wiesbaden: Verlag Springer, S. 163-183.

- Hamburger, Franz/Hummrich, Merle (2007): Familie und Migration. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. 1. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft, S. 112-134.
- Herwartz-Emden, Leonie (2000) (Hrsg.): Einwandererfamilien: Geschlechterverhältnisse, Erziehung, Akkulturation. Osnabrück: Verlag V & R Unipress.
- Huinink, Johannes (2009): Familie: Konzeption und Realität. <http://www.bpb.de/izpb/8017/familie-konzeption-und-realitaet?p=all>. [Zugriff: 26.11.2019].
- Krause, Ulrike (2017): Escaping Conflicts and Being Safe? Post-conflict Refugee Camps and the Continuum of Violence. In: Buckley-Zistel, Susanne/Krause, Ulrike (Hrsg.): Gender, Violence, Refugees. New York, Oxford: Berghahn, S. 173-196.
- Krause, Ulrike (2018): Gewalterfahrungen von Geflüchteten. Flucht: Forschung und Transfer. State-of-Research Papier 03. Osnabrück: Verlag IMIS, Bonn: bicc.
- Linnemann, Tobias/Mecheril, Paul/Nikolenko, Anna (2013): Rassismuskritik. Begriffliche Grundlagen und Handlungsperspektiven in der politischen Bildung. In: ZEP: Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik 36, 2, S. 10-14.
- Mecheril, Paul/Castro Varela, María do Mar/Dirim, Inci/Kalpaka, Annita/Melter, Claus (2010): BACHELOR | MASTER: Migrationspädagogik. Weinheim: Verlag Beltz.
- Potts, Lydia/Lingen-Ali, Ulrike (2016): Escaping a Life of Violence? Migrant Mother Families in Germany: Coping with Gender-Based Violence and Racism. In: Motapanyane, Maki (Hrsg.): Motherhood and Lone/Single Parenting: A 21st Century Perspective. Bradford, Ontario: Demeter Press, S. 265-284.
- Rabe, Heike (2015): Effektiver Schutz vor geschlechtsspezifischer Gewalt auch in Flüchtlingsunterkünften. Berlin: Deutsches Institut für Menschenrechte.
- Riegel, Christine (2010): Intersektionalität als transdisziplinäres Projekt: Methodologische Perspektiven für die Jugendforschung. In: Christine Riegel/Albert Scherr/Barbara Stauber (Hrsg.): Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte. Wiesbaden: Verlag Springer, S. 65-89.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (Hrsg.) (2018a): LebensWegeStrategien: Familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (2018b): Methodischer Zugang und methodologische Implikationen der Studie. In: Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (Hrsg.) (2018): LebensWegeStrategien: Familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 71-83.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara (2018): Familien im Kontext von Migration – theoretische Überlegungen zu familialen Aushandlungsprozessen im Kontext gesellschaftlicher Dominanz- und Ungleichheitsverhältnisse. In: Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (Hrsg.): LebensWegeStrategien: familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 36-51.
- Sauer, Birgit (2011): Migration, Geschlecht, Gewalt. Überlegungen zu einem intersektionellen Gewaltbegriff. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 3, 2, S. 44-60.

- Sauer, Leonore/Diabaté, Sabine/Gabel, Sabrina/Halfar, Yvonne/Kraus, Elisabeth K./Wenzel, Laura (2018): Doing transnational family im Kontext von Flucht und Krisenmigration. Stand der Forschung. BiB Working Papers 3. Wiesbaden. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Scholz, Sylka (2012): Verschwindet die Familie? Eine soziologische Bestandsaufnahme. In: Holdenried, Michaela/Willms, Weertje (Hrsg.): Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven. In Zusammenarbeit mit Stefan Hermes. Bielefeld, S. 45-62.
- Statistisches Bundesamt (2018): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Haushalte und Familien. Ergebnisse des Mikrozensus 2017, Fachserie 1, Reihe 3. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Publikationen/Downloads-Haushalte/haushalte-familien-2010300177004.pdf?__blob=publicationFile&v=4. [Zugriff: 27.05.2019].
- Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina (2002): Methodological Nationalism and Beyond: Nation-State Building, Migration and the Social Sciences. In: *Global Network* 2, 4, S. 301-334.
- Yıldız, Erol (2014): Migrationsfamilien. Vom hegemonialen Diskurs zur (transnationalen) Alltagspraxis. In: Geisen, Thomas/Studer, Tobias/Yıldız, Erol (Hrsg.): *Migration, Familie und Gesellschaft*. Beiträge zu Theorie, Kultur und Politik. Wiesbaden: Springer VS, S. 59-71.
- Yıldız, Erol (2018): (Transnationale) Orientierungen und Erfahrungsräume von Migrationsfamilien kontrapunktisch betrachtet. In: Kapella, Olaf/Schneider, Norbert F./Rost, Harald (Hrsg.): *Familie Bildung Migration*. Familienforschung im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis. Tagungsband zum 5. Europäischen Fachkongress Familienforschung. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 247-260.

„Vielleicht hätte mein Sohn dabei bleiben können“. Eine ethnographische Collage zu Othering auf behinderten Schulwegen

Donja Amirpur

1 Ausgangslage: Die Ratifizierung der UN-BRK und ihre Folgen

Dank der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) ist auch die Schnittstelle von Migration und Behinderung in den letzten Jahren zunehmend in die öffentliche Wahrnehmung gerückt (vgl. ausführlich dazu Westphal/Wansing 2018), in der eine so genannte interkulturelle Öffnung der Behindertenhilfe gefordert wurde. Durch Kooperationen und Vernetzungen sowohl auf bundes-, landes- und kommunalpolitischer Ebene soll heute den Ausschließungen im Kontext von Migration und Behinderung begegnet werden. Migrationsberatung und Behindertenhilfe sollen vernetzt werden. Das Ziel ist es, Familien durch das System der Behindertenhilfe besser zu erreichen, die bislang nur wenig in den Unterstützungsangeboten ankommen. Dabei wird insbesondere den Eltern-Selbsthilfeorganisationen als Vermittler*innen und Partner*innen der Behindertenhilfe eine Schlüsselrolle zugeschrieben.

Mit der Ratifizierung der UN-BRK ist aber auch die „Kritik an Inklusion [...] in Mode gekommen“, schreibt Hans Wocken in der Süddeutschen Zeitung (Wocken 2018: o.S.) und bezieht sich dabei vor allem auf die Umsetzung einer inklusiven Bildung und des gemeinsamen Unterrichts. Dieses Vorhaben gelte allgemein als gescheitert. Das Deutsche Institut für Menschenrechte bescheinigt dem Land NRW einen großen Nachholbedarf in puncto inklusiver Bildung: „Die Förderung von Schüler_innen mit Förderbedarf findet fast unvermindert in Sondereinrichtungen statt. Es gab also in dieser Hinsicht keinen Fortschritt bei der Umsetzung der UN-BRK“ (DifM 2019: 37). Gleichzeitig sei die „Integrationsquote“ gestiegen. Daraus lässt sich schließen, dass immer mehr Kinder an der Regelschule sonderpädagogisch diagnostiziert werden. Damit, fasst Linda Supik zusammen, handelt es sich nicht nur um ein Ressourcen-Etikettierungs-Dilemma, sondern um einen Ressourcen-Etikettierungs-Effekt (vgl. Supik 2018). Die Sonderschule bekomme nach wie vor die Rolle des „entlastenden Ventils“ zugeschrieben, um

Abläufe zu erleichtern und Kinder, die aufgrund ihrer sozialen Passung (Supik 2018: 108) als ‚nicht-inkludierbar‘ gelten, aufzunehmen.

Diverse empirische Studien zeigen, dass die Wahrnehmung eines Kindes als ‚mit Migrationshintergrund‘ die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass ihm ein sonderpädagogischer Förderbedarf zugeschrieben wird (vgl. Powell/Wagner 2014: 83). Dies gilt vor allem für die Förderschwerpunkte Lernen, Sprache sowie emotionale und soziale Entwicklung (EsE) und es gilt für bestimmte (angenommene) Staatsangehörigkeiten (vgl. Supik 2018). Erhebungen der KMK zeigen zudem, dass migrantisierte Kinder sehr viel häufiger an Sonderschulen beschult werden als andere Kinder (vgl. ausführlich BMAS 2016: 461ff.) und damit eine deutlich geringere Chance auf eine inklusionsorientierte Bildung haben.

Migrantisierte Familien erhalten mit den Umsetzungen im Rahmen der UN-BRK eine zusätzliche Ansprache durch die Behindertenhilfe und die Migrationssozialarbeit und so z.B. vermehrt Unterstützung in Fragen zu Leistungen des Hilfesystems. Damit gibt es allerdings auch einen stärkeren Zugriff auf Familie. Zwar hat sich der Zugang zum Hilfesystem durch Bemühungen zur ‚interkulturellen Öffnung‘ für viele Familien scheinbar erleichtert, aber, so die hier vertretene These, die Situation von (angehenden) migrantisierten Schüler*innen hat sich mit der halbherzigen ‚Umsetzung‘ der UN-BRK verschärft.

Zur Untermauerung dieser These werden in dem Artikel erste Ergebnisse eines Forschungsprojektes¹ vorgestellt, die darauf hindeuten, dass migrantisierte Familien durch viele unterschiedliche Institutionen adressiert werden. Diese Institutionen, so zeigt sich, wollen die Kinder dieser Familien auf dem Weg in die Sonderschule begleiten. Dabei wird deutlich, dass der Diskurs um die Sonderschule sich auch auf die Institutionen auswirkt, die in einem engen Kontakt mit betroffenen Familien stehen. Ausgehend von der Geschichte der Mutter Leila wird in diesem Artikel eine Geschichte der Adressierung als förderbedürftig und damit exemplarisch aus einer relationalen Perspektive der behinderte (Schul-)Weg auf der Suche nach Partizipationsmöglichkeiten des Kindes nachgezeichnet.

Dafür wird zunächst in den aktuellen Diskurs um Familie, Migration und Behinderung eingeführt, aus dem sich Konsequenzen für einen analytischen Bezugsrahmen für die Bearbeitung der Schnittstelle von Migration und Behinderung ergeben (Kap. 3), der in Kap. 4 seine Anwendung im Rahmen einer ethnographischen Collage findet – ausgehend von der Geschichte der Mutter Leila.

1 Dabei handelt es sich um ein Projekt des Forschungsschwerpunktes Bildungsräume in Kindheit und Familie der TH Köln und der Hochschule Niederrhein.

2 Der Diskurs um Familie im Kontext von Migration und Behinderung

Familien im Kontext von Migration und Behinderung gelten als eine schwer durch das Hilfesystem zu erreichende ‚Zielgruppe‘. Von den 16,6 Mio. Menschen ‚mit Migrationshintergrund‘² hatten 1.580.120 Menschen eine Beeinträchtigung; dies entspricht einem Anteil von 9,5%. Dieser Anteil ist niedriger als der Anteil der Menschen mit Beeinträchtigungen an der Bevölkerung ‚ohne Migrationshintergrund‘ (16,7%)³ (vgl. ausführlich BMAS 2016: 455ff.). Da der Erhalt von Leistungen durch das Hilfesystem auch immer abhängig ist von der sozialrechtlichen Definition von Behinderung bzw. von der Attestierung einer Behinderung, werden in der Interpretation der Daten Zugangsprobleme zum System der Behindertenhilfe als Ursache vermutet.

Auf der Suche nach Gründen für die geringe Inanspruchnahme bzw. die fehlende Attestierung einer Behinderung dominieren meist kulturalistische Deutungsmuster, die z.B. kulturell oder religiös bedingte unterschiedliche Umgangsweisen mit oder als Reaktionen auf Behinderung unterstellten. Sogenannte Kulturkonzepte gehen von einer kulturellen Differenz zwischen ‚eingewanderten‘ und ‚einheimischen‘ Familien aus (vgl. Amirpur 2015; 2016). Diese wird als mögliche Ursache für die mangelnde Inanspruchnahme des Hilfesystems in Betracht gezogen (vgl. van Dillen 2008; Beyer 2003; ausführlich dazu Amirpur 2016: 41ff.). Die Autor*innen dieser Kulturkonzepte befassen sich insbesondere mit Familien türkischer Herkunft bzw. muslimischer Religionszugehörigkeit in Deutschland und versuchen, den Einfluss von ‚kulturell geprägten‘ Behinderungs- und Krankheitskonzepten auf den Umgang mit Behinderung in der Familie herauszuarbeiten. Barrieren der Teilhabe werden mit Bezug auf ihre so genannte kulturelle Herkunft vor allem innerhalb der Familien verortet. Eine intersektional angelegte Studie zur Lebenssituation von Familien an der Schnittstelle von Migration und Behinderung (vgl. Amirpur 2016) verweist dagegen auf die Relevanz und die Interdependenz weiterer Herrschaftsverhältnisse bei der Suche nach Ursachen für die Schwierigkeiten im Zugang zum Hilfesystem: Es ist insbesondere die Verwobenheit von Klassismen und Geschlechterverhältnissen, Ableism und Rassismus, die sich auf die Handlungsmöglichkeiten und Spielräume der

- 2 Ich verwende in dem vorliegenden Artikel das Passiv (Partizip Perfekt), ‚migrantisiert‘ bzw. ‚behindert‘, um auf den gesellschaftlichen Konstruktionsprozess hinter der Homogenisierung und Essentialisierung aufmerksam zu machen. Diese Strategie lässt sich allerdings in der Abbildung statistischer Erhebungen nicht konsequent weiterführen, da hier mit bestimmten Definitionen gearbeitet wird. Hier übernehme ich die in den Statistiken verwendeten Bezeichnungen Migrationshintergrund, Behinderung bzw. Beeinträchtigung.
- 3 Von den Menschen ‚mit Beeinträchtigungen und Migrationshintergrund‘ sind 1,4 Mio. Personen selbst zugewandert (mit eigener Migrationserfahrung) und rd. 180.000 Personen in Deutschland geboren (ohne eigene Migrationserfahrung).

Familien auswirken. Linguale Machtstrukturen im System der Behindertenhilfe, Benachteiligungen bei Antragstellungen und Erfahrungen mit rassistischen Diskriminierungen führen dazu, dass die Familien nicht im System ankommen.

Das für diesen Artikel herangezogene Forschungsprojekt (Kap. 4) zeigt, dass der Zugang zu einer inklusionsorientierten Bildung für Familien im Kontext von Migration und Behinderung erschwert wird und dass der Aussonderungsprozess bereits in der Kita beginnt. Dabei ist bemerkenswert, dass der Widerstand der Eltern häufig als ein Nicht-Akzeptieren-Wollen der Behinderung gedeutet wird. Dieses *Othering* hat für Kind und Familie schwerwiegende Folgen und hängt eng mit Prozessen der Normalisierung und Integration zusammen (vgl. Riegel 2016: 226).

Im Folgenden wird dargestellt, mit welchen Formen des *Othering* die Familien bei der Suche nach einer inklusionsorientierten Bildung für ihre Kinder konfrontiert sind und wie das System der Behindertenhilfe und das Bildungssystem Institutionen nutzt – die die Familien und ihre Interessen eigentlich anwaltschaftlich vertreten sollten – um den Druck auf die Familien zu erhöhen. Dafür wird zunächst der analytische Bezugsrahmen vorgestellt.

3 Analytischer Bezugsrahmen zur Analyse von *Othering*prozessen

Als besonders geeignet für die Bearbeitung der Schnittstelle von Migration und Behinderung stellt sich zum einen der Intersektionalitätsansatz heraus, der sich mit der Überschneidung unterschiedlicher Formen der Diskriminierung auseinandersetzt (vgl. Amirpur 2016). Zum anderen ist das Konzept des *Othering* als einer zentralen Figur postkolonialer Theoriebildung (vgl. Said 1978; Spivak 1985; zur Verknüpfung Riegel 2016) heranzuziehen. *Othering* wird dabei konzipiert als Prozess des „Different-Machens“ (vgl. Castro Varela/Dhawan 2005: 60; Attia 2014: o.S.). Unter Einbezug von vermeintlichen oder tatsächlichen Unterschieden werden *Andere* in Gruppen zusammengefasst, die ein spezifisches *besonderes* – kulturelles, religiöses oder biologisch bedingtes – „Wesen“ besitzen. So entsteht eine konstruierte Normalität, die nicht explizit benannt ist, sondern „selbstverständlicher und äußerst wirkmächtiger Referenzpunkt“ (Riegel 2016: 53) auch für pädagogisches und sozialarbeiterisches Handeln ist.

Mit Christine Riegel wird das Konzept des *Othering* als multidimensional und eine intersektionale Perspektive implizierend verstanden, die verschiedene Grenzziehungen und Normierungen integrierend einbezieht. Damit bietet sich die Figur des *Othering* auch für die Rekonstruktion von Aus-

schlüssen an der Schnittstelle von Migration und Behinderung im Bildungs- und Hilfesystem an.

Für die intersektionale Analyse wurden zwei Konzepte hinzugezogen: Erstens für ‚Behinderung‘ das aus den Disability Studies stammende Konzept des *Ableism* (vgl. Campbell 2009) als Perspektive und Kritik an gesellschaftlichen Fähigkeitsordnungen und der Einordnung von Individuen nach Verfasstheit, Fähigkeit und Leistung sowie – bei Nicht-Anerkennung dieser als ‚nützlich‘ und ‚normal‘ – deren Abwertung und Exklusion (Buchner et al. 2015: o.S.). Zweitens für den Bereich ‚Migration‘ das Konzept des *Rassismus* als eine Form der willkürlichen Markierung von ‚Unterschieden‘ (wie Hautfarbe, Religion, Nationalität) (Hall 1989: 913).

Für die intersektionale Analyse wurden schließlich verschiedene Analyseebenen und ihre Wechselwirkungen berücksichtigt (vgl. Riegel 2016: 141): Die Ebene der gesellschaftlichen Bedingungen, der sozialen Diskurse und Praktiken und die Ebene des Subjektes und des subjektiven Handelns.

4 Otheringprozesse im Kontext von Migration und Behinderung: eine ethnographische Collage

In diesem Kapitel werden im Rahmen einer ethnographischen Collage (vgl. Richter 2019) Mechanismen des Othering dargestellt. Im Fokus steht dabei ein Wohlfahrtsverband, der sich auf unterschiedlichen Ebenen und in verschiedenen Institutionen mit der Schnittstelle von Migration und Behinderung auseinandersetzt. Der Verband präsentiert sich auf den Internetseiten als Verbündeter und Partner von Familien, der sich einmischt. Menschen sollen dabei unterstützt werden, „ihr Leben eigenständig und verantwortlich zu gestalten“. Zu den Institutionen des Verbandes, die sich mit dem Thema Migration und Behinderung befassen, zählen insbesondere die Kindertageseinrichtungen und die sozialen Dienste mit der Behindertenhilfe und der Migrationssozialarbeit, die eng zusammenarbeiten. Daneben existiert eine Elternselbsthilfegruppe, bestehend aus Müttern türkischer Herkunft mit einem behinderten Kind. Für die ethnographische Collage wird nun auf unterschiedliches empirisches Material zurückgegriffen, das im Rahmen einer intersektional informierten Ethnographie zur Schnittstelle von Migration und Behinderung erhoben wurde. Dabei wird davon ausgegangen, dass zwischen den unterschiedlichen Datenformaten ein Relevanzzusammenhang besteht. Die Collage sammelt und interpretiert Daten zum Untersuchungsgegenstand: Otheringprozesse im Kontext von Migration und Behinderung. Dies wird anhand folgender Forschungsfragen konkretisiert:

- In welcher Weise kommt es bei den Akteur*innen des Wohlfahrtsverbandes und der Bildungseinrichtungen im Kontakt mit Familien zu Othinging?
- Wie nehmen die die Familien begleitenden Akteur*innen in Diskursen und Praktiken Kategorisierungen, Grenzziehungen, Normierungen und Normalisierungen vor?
- Welche Wahrheiten von der Notwendigkeit einer Diagnostizierung/Förderbedürftigkeit/Sonderbeschulung werden hervorgebracht?
- Welche Bilder von Förderbedürftigkeit werden dabei entworfen?
- Welche Differenzkonstruktionen werden wie relevant?

Dabei wird davon ausgegangen, dass Othinging im Kontext des untersuchten Forschungsfeldes in einem engen Zusammenhang mit Diskursen um ‚Förderung‘ und ‚Förderbedürftigkeit‘ stehen.

Zunächst erfolgt eine Rahmung der Collage anhand von Interviews mit Erzieher*innen aus den Kitas des Verbandes zu inklusiven Transformationsprozessen in den jeweiligen Einrichtungen. Als nächstes Element der Collage folgen eine biografische Erzählung von Leila, einer sich im Verband engagierenden Mutter mit einem behinderten Kind, ein Gedächtnisprotokoll mit der Migrationsberatung zur Situation der Familien im Allgemeinen sowie abschließend ein Ausschnitt aus einer Gruppendiskussion mit den Müttern der so genannten Selbsthilfegruppe, der sich auf die aktuelle Situation von Leila und ihren Sohn bezieht.

4.1 *Perspektive: Frühe Kindheit*

Im Rahmen des ethnographischen Projektes wurden zu Beginn 14 Interviews mit Erzieher*innen zu ihren Vorstellungen von inklusiver Bildung geführt. Die Interviewauswertungen weisen darauf hin, dass die Integration von Kindern mit so genanntem sonderpädagogischen Förderbedarf in vielen Kitas als selbstverständlicher Teil der pädagogischen Arbeit angesehen wird: *„Das gehört, ja, schon immer, seit, ach, seitdem ich denken kann, kommt immer mal jemand, ne, ja“* (INT6). Von den Empfehlungen für eine Sonderschule nehmen allerdings auch die Kindertagesstätten keinen Abstand, die, nach eigenem Anspruch, inklusionsorientiert sind. Die Erzieher*innen hadern einerseits mit den nach PISA und den Umsetzungen der UN-BRK auf den Plan getretenen präventiven und diagnostischen Ansätzen, die nun ihren Alltag und die Ausrichtung ihrer Pädagogik bestimmen. Es gelte nun, die Kinder bestmöglich zu fördern:

„...dann dieses ganze Dokumentationsgedöne, was ja über die Jahre dazugekommen ist und Anträge stellen ... also ich habe schon das Gefühl, da bin ich oft nicht am Kind“ (INT 6).

Es lässt sich andererseits aber auch feststellen, dass die pädagogischen Fachkräfte wie die so genannten Inklusionsfachkräfte (I-Kräfte) durchaus in den bildungspolitischen Förderkanon einstimmen und es – trotz des Haderns – kaum Widerstand gegen die Normalisierungstendenzen in der Kindheitspädagogik entwickeln. Sie stehen unter einem großen Druck: „*Da haben wir richtig etwas reingebuttert, damit er es bis zu Schule schafft*“ (INT1). So beschreiben insbesondere die so genannten ‚I-Kräfte‘ ihr Bemühen um Förderung, Entwicklung, ein Fit-Machen für die Schule und ein „*Weiterkommen*“ der Kinder (vgl. INT5). Sie fügen sich der Erwartung an die Kindheitspädagogik, eine so genannte ‚qualitativ hochwertige Bildung‘ zu ermöglichen, um – so der Diskurs um die frühe Bildung – gesellschaftliche Benachteiligung abzubauen. Die Adressierung von Kindern als ‚sonderpädagogisch förderbedürftig‘ scheint hier auch als Art Entlastung zu dienen, wenn Kinder trotz der Interventionen den Anforderungen nicht genügen bzw. dem Konzept der so genannten altersgemäßen kindlichen Entwicklung nicht entsprechen. Ihre Warnung „*Ihr Kind ist jetzt ein Vorschulkind*“ führe letztlich auch bei den Eltern zu einem Einlenken („*[E]s legt sich da ein Schalter um*“, INT1), die sich zuvor der Attestierung eines sonderpädagogischen Förderbedarfs verweigert haben. Dabei stehen migrantisierte und behinderte Kinder, die als mehrsprachig gelten, besonders im Fokus, weil auf sie „*so viele Sprachen hineinprasseln*“ (INT5). Im Interview plädiert diese Erzieherin dafür, die Sprachenvielfalt der Kinder auf ein Minimum zu reduzieren, weil behinderte Kinder dieser Anforderung als nicht gewachsen gelten. Sie sind es dann auch, die mit dem Hinweis auf die kleineren Klassengrößen letztlich eine Empfehlung für eine Förderschule erhalten, weil es für sie „*wirklich [...] besser*“ (INT5) wäre. Die hier stattfindende Grenzziehung verläuft entlang der Kategorien ‚einsprachige Kinder‘ und ‚mehrsprachige Kinder‘. Diese problematisierende Perspektive auf Mehrsprachigkeit geht mit einem Bild von besonderer Förderbedürftigkeit einher, die es auf der Förderschule zu bearbeiten gilt. Die Einsprachigkeit der Kinder gilt als Norm und setzt den Maßstab für das Bestehenkönnen in der integrativen Schule. Die Pädagog*innen schaffen es entweder sie zu normalisieren oder aber sie als förderbedürftige Andere auf die Sonderschule zu überweisen. Die Diagnose „Sprachentwicklungsverzögerung“ dient dabei als „Hilfsdiagnose“ (vgl. Amirpur/Schulz i.V.).

Das folgende Beispiel zeigt, dass es Familien nur äußerst schwer oder unter großer Kraftanstrengung gelingt, sich gegen die oben dargestellten Maßnahmen der Separation ihrer Kinder aufzulehnen.

4.2 *Perspektive: Eltern*

Leila (M1) berichtet im Rahmen eines biografischen Interviews von ihrem Sohn Can, der heute acht Jahre alt ist. Obwohl sich der biografische Stimulus

auf das Leben der Frau ab der Geburt des Kindes im Allgemeinen bezieht, geht die Mutter im Gespräch kaum auf die ersten vier Jahre im Leben mit dem Kind ein, die für Eltern und Kind durchaus sehr belastend waren. Die Eröffnung ihrer Narration bildet die Beschulung ihres Sohnes, die auch die weitere Erzählung rahmt. Sie schildert dabei ihre Suche nach einer geeigneten Schule:

„Das Lehramt [gemeint Schulamt] hat mir zwei Mal oder drei Mal Briefe geschickt, da musste ich kämpfen. Ich habe gesagt: ‚Nein, mein Kind kommt nicht dahin. Es gibt bestimmt integrative Schulen, ich möchte, dass er auf eine vernünftige Schule geht.‘ Das hat ja auch am Anfang gut geklappt.“

Die Mutter wünscht sich für ihren Sohn einen Platz in einer integrativen Schule. Sie positioniert sich kritisch zum Sonderschulsystem und den separierenden Maßnahmen. Ihr eigentlicher „Kampf“ beginnt hier, mit dem Übergang von Kita in Schule und als sie sich gegen das Schulamt zur Wehr setzen muss. Sie schafft es, weil das Schulamt gemerkt hätte, die Mutter *„lässt nicht locker“*. Nach zweieinhalb Jahren auf einer Regelschule *„fingen ja halt die Probleme an“*. Bei ihrem Sohn wird nach Veränderungen in seinem Verhalten eine Epilepsie diagnostiziert.

„So, und in der Schule haben ihn, haben die ihn sofort abgestempelt, ja, von wegen, ‚auf dem Schulhof kann er nicht mit anderen Kindern mithalten.‘ [...] Meiner Meinung nach hätte er dableiben können [...].“

Die Lehrkräfte beginnen, die Anwesenheit des Kindes auf der Schule zu problematisieren. Sie versuchen dahingehend auf die Mutter einzuwirken, den Sohn von der Schule zu nehmen und ihn auf eine Sonderschule zu schicken. *„Ich habe dafür gekämpft, ganz lange gekämpft.“*

Leilas Erfahrungen mit der Schule sind von ableistischen Anrufungen und Praktiken geprägt. Die Lehrkraft sieht sich als für ‚normale Kinder‘ zuständig. Eine Nachhilfe, um den Anforderungen der Schule genügen zu können, wird als zwecklos eingestuft, eine Unterschrift, die eine finanzielle Unterstützung durch das Amt möglich gemacht hätte, wird verweigert. Die Mutter richtet den Vorwurf an die Schule, die es nicht geschafft habe, Can in die Schulgemeinschaft zu integrieren, ihm eine Förderung zukommen zu lassen und letztlich ihre Bemühungen um außerschulische Unterstützung boykottiert. Bemerkenswert ist dabei, dass hier nicht einmal die oftmals kritisierte „Verlagerung von Sonderpädagogik in die allgemeine Schule ohne weitere Veränderung“ (Hinz 2002: o.S.) stattgefunden zu haben scheint: Der sonderpädagogische Förderbedarf des Schülers hat zu keinerlei Konsequenzen in Bezug auf eine differenzpädagogische Ansprache in der integrativen Klasse geführt. Can entspricht nicht der imaginierten Norm und erfüllt so nicht die (imaginierten) Teilnahmebedingungen für die integrative Schule. Selbst unter sonderpädagogischer Diagnose ist Can also von der Gunst der Pädagog*innen abhängig.

Die Schule unternimmt mehrere Versuche, die Mutter davon zu überzeugen, dass sie ihren Sohn von der Schule nehmen müsse. Die Lehrkraft vereinbart Termine in der Familienhilfe: „*Einfach ... ohne meine Einverständnis haben die Termine gemacht.*“ Sie nimmt die Termine gemeinsam mit Ehemann und Sohn wahr – aus Angst, das Jugendamt könne sie sanktionieren.

„Die haben da wohl irgendwie gesagt ..., gedacht, dass wir nicht reichten als Eltern. Dieses Gefühl haben die uns auch gegeben [...]. Also wir haben uns letztendlich auch so bisschen komisch gefühlt, so nutzlos, gegenüber unserem Kind. Wir haben ihn wohl nicht so genug gefördert ... in Sachen Schule.“

Leila erlebt den Zugriff durch Professionelle einerseits als paternalistisch und als einen grenzüberschreitenden Einmischungsversuch, andererseits ist sie durch die Adressierung als defizitäre Mutter bzw. defizitäre Familie eingeschüchtert. An mehreren Stellen im Interview gibt sie an, zu abgelenkt gewesen zu sein von der Erkrankung ihres Sohnes. Sie habe sich deswegen zu wenig um seine „Bildung“ gekümmert. Damit rekurriert sie auf den Diskurs um die institutionelle Kritik an der so genannten elterlichen Erziehungscompetenz, die auf der Kernannahme fußt, dass in vielen Familien „das Unterstützungspotential für die formalen Bildungsprozesse der Kinder fehle“ (vgl. Otyakmaz/Karakaşoğlu 2015). Besonders trifft diese Sorge die so genannte Migrantenfamilie (vgl. Amirpur 2019). Regelmäßig wird sie in Einrichtungen und politischen Verlautbarungen pauschal identifiziert: als defizitär im Hinblick auf ihre Erziehungscompetenz und ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit Bildungseinrichtungen. Den Familien wird leicht ihre Bildungsorientierung abgesprochen, ihre Bemühungen hingegen, den Kindern eine gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen, ist kaum Gegenstand öffentlicher Diskurse.

Während Leila sich von dieser Intervention der Schule nicht einschüchtern lässt, lenkt sie letztlich ein, als die Klassenlehrerin der Mutter sagt, sie möge sich die Pausensituationen ansehen. Leila habe daraufhin zwei Tage hintereinander ihren Sohn beobachtet:

„Vom Weiten, auch von Nahen. Die Kinder haben ihn tatsächlich nicht eingeschlossen, aber ich finde, die Lehrer hätten da auch was besser machen können, dass sie mit den Kindern auch bisschen Streit schlichten, dass die die Kinder zusammenbringen. Das ist ja halt ein integrative Schule, hallo, da sind doch auch andere Kinder. Warum wird mir wird nicht geholfen, warum? Was habe ich denn gemacht? Vielleicht hätte mein Sohn da bleiben können. Das ist, das ist meine Sicht immer noch, ... weil er ist eigentlich ein schlaues Kerlchen.“

Leila leistet Widerstand und hat sich den Empfehlungen für die Beschulung ihres Sohnes unter großer Kraftanstrengung widersetzt. Can hat den Platz im integrativen Unterricht letztlich erhalten. Damit ist die Diskussion um seine ‚geeignete‘ Beschulung allerdings nicht beendet. Um sie gefügig zu machen, werden schließlich weitere Strategien entwickelt. Die Lehrkräfte entwerfen ein Bild von Can als ‚nicht fähig‘ und ‚förderbedürftig‘, indem sie weitere

Akteur*innen einschalten und verschiedene Strategien kombinieren: Institutionen wirken von ‚außen‘ als ‚Familienhilfe‘ und vermeintlich unterstützende Instanz auf die Eltern ein und versuchen sie von Cans fehlender Fähigkeit zur Bildsamkeit zu überzeugen. Neben der Überwachung von Cans Performanz im Unterricht und der Dokumentation seiner Abweichung von einer Norm durch die Lehrkräfte wird zusätzlich seine Interaktion mit den Peers als ähnlich zentral gewichtet, um ein legitimes Mitglied der Schulgemeinschaft werden zu dürfen.

Leila fragt sich heute, ob die Aussonderung Cans eine Reaktion auf ihre und die ethnische Herkunft Cans ist. Sie habe festgestellt, dass es vor allem „Ausländer“ seien, die von der Regelschule auf die Förderschule überwiesen wurden: „Was zeigt das, ne?“. Sie vermutet einen hinter ‚Förderdiskursen‘ versteckten Rassismus. Zumindest wird deutlich, dass es im Kontext von Normalisierungspraktiken und im Rahmen dieser Förderdiskurse möglich zu sein scheint, aus der machtvollen Perspektive der Lehrkraft heraus auf diese Weise problematisierend über einen Schüler zu sprechen. Der pädagogische Auftrag ist es dann, Can auf den richtigen Weg zu bringen, der sich außerhalb der Regelschule befindet.

4.3 *Perspektive: Migrationssozialarbeit*

Im Konzept des Trägers der Migrationsberatung heißt es, dass Migrant*innen „bei ihrem Integrationsprozess unterstützt“ werden sollten. Sie arbeiten nach eigenen Angaben seit vielen Jahren mit Migrant*innen mit behinderten Angehörigen. Die Migrationsberatung wird insbesondere von Menschen türkischer Herkunft aufgesucht. Dies scheint nicht verwunderlich, handelt es sich bei den Ratsuchenden vor allem um Menschen der ersten Einwander*innengeneration, die in der Beratung insbesondere türkischsprachende Mitarbeiter*innen antreffen.

Nachdem sich die Anfragen von Müttern mit behinderten Kindern häuften und sie äußerten, Unterstützung im Alltag zu benötigen, wurde durch die Migrationsberatung eine Gruppe initiiert, die vom Verband als türkische Müttergruppe konstruiert wird. Aus dem Umstand, dass es insbesondere Familien sind, die aus der Türkei nach Deutschland eingewandert sind, die die Beratung aufsuchen, und es sich dabei fast ausschließlich um die Mütter handelt, schließen die Akteur*innen von Behindertenhilfe und Migrationssozialarbeit, dass auch insbesondere Frauen aus diesen Herkunftskontexten Probleme im ‚Umgang‘ mit der Behinderung des Kindes haben. Die Gruppe trifft sich regelmäßig in den Räumen des Verbandes. Auch Leila ist Teil der Gruppe. Die Migrationssozialberatung begleitet diese und steht ihr u.a. bei rechtlichen Fragen, Antragsstellungen etc. zur Verfügung. Nach einer Gruppendiskussion mit den Müttern, habe ich die Gelegenheit mit dem zuständi-

gen Mitarbeiter über deren Situation und die ihrer Familien in der Stadt zu sprechen. Aus diesem Gespräch entstammt das folgende Gedächtnisprotokoll.

Gedächtnisprotokoll

„Wir haben hier viele Mütter, die eine psychosoziale Betreuung bräuchten. Das Problem ist, dass hier immer noch versucht wird, einen Schein zu wahren. Vor den anderen. ‚Was sollen die anderen denken?‘ Auch vor den Verwandten. ‚Bei uns ist alles in Ordnung. Wir müssen nach außen zeigen, dass bei uns alles in Ordnung ist.‘ Da kommt vieles zusammen gerade bei den türkischen Familien. Das hängt mit der Kultur zusammen. Ich kenne das. Und sie setzen sich nicht damit auseinander, mit der Behinderung. Sie wollen das nicht akzeptieren, dass das eigene Kind auf eine Förderschule kommen soll. Und das setzt sie unter Druck. Ich wünsche mir für alle Mütter eine intensive psychosoziale Betreuung, bei der sie mal loslassen können und auch lernen, mit der Behinderung zu leben. Sich damit abzufinden.“

In dem Gespräch verweist der Mitarbeiter der Migrationssozialberatung auf vermeintliche Unterschiede zwischen Familien, die entlang der Zugehörigkeit zu einer ‚Kultur‘ und ‚Nation‘ verlaufen. Divergenzen sollen demnach zwischen den Normen und Werten der ‚türkischen‘ Eltern und denen, die als deutsch gelten, existieren. Er knüpft damit an aktuelle Deutungen und Praxen an, denen zufolge sich die Familien aufgrund ‚ihrer Kultur‘ selbst belasten würden (vgl. Kap. 3). Die Belastung resultiere dabei aus ihrer fehlenden Auseinandersetzung mit einem Zustand, der nicht „in Ordnung“ sei, der fehlenden Akzeptanz der Behinderung ihrer Kinder und dem „Schein“, den es zu wahren gelte. Dabei bezieht er sich auf Fälle wie den unter 4.2 dargestellten: Die Beschulung des eigenen Kindes auf der Förderschule wird dabei zum Maßstab für eine erfolgreiche Bewältigung und Akzeptanz der Behinderung. Eine Aussonderung in das Sonderschulsystem wird dabei nicht in Frage gestellt. Auch die Migrationssozialarbeit also, die sich zwar als Anwältin der Familien versteht, konstruiert die Familien und ihre Kinder als different, förderbedürftig und von der ‚deutschen Kultur‘ abweichend. Darüber hinaus bezieht sich die Beratung auf Geschlechterverhältnisse und deutet damit auch an, weshalb der Verband die ‚Müttergruppe‘ konstruiert hat: Es seien die Mütter, die die psychosoziale Beratung benötigten, während die Väter in Bildungs-, Erziehungs- und Teilhabefragen eine untergeordnete Rolle spielen. Damit knüpft er möglicherweise an Diskurse um patriarchale Strukturen in den Familien an. In der kulturalistischen Ratgeber-Literatur zu Migration und Behinderung wird der Frau und Mutter häufig die passive Opferrolle zugeschrieben. Dem kulturalisierten Bild ist eine bestimmte geschlechterbezogene Rollenverteilung implizit. Unberücksichtigt bleibt zum Beispiel auch, dass dem Vater häufig die Rolle des Ernährers der Familie zugewiesen wird, weil seine Arbeit die besser bezahlte ist. Die Mütter geben deswegen ihre Berufstätigkeit eher auf, um sich um das Kind zu kümmern (vgl. Kap. 4.2). Während der Mitarbeiter der Migrationsberatung ein einseitiges und essential-

lisierendes Bild von Familien aus türkischen Herkunftskontexten zeichnet, argumentiert er mit seiner Expertise: Er kennt sich mit diesen Familien aus.

Mit Hilfe von ethnisierenden und kulturalisierenden, Zuschreibungspraxen, die mit geschlechterbezogenen und ableistischen Differenzkonstruktionen verwoben sind, begründet er normalisierende Strategien in der Arbeit mit den Familien. Damit geht es auch in der Migrationssozialarbeit um Fragen der ‚Integration‘ und damit um die Perspektive der Dominanzgesellschaft, die die Regeln und den Maßstab für den ‚Umgang mit Behinderung‘ setzt.

4.4 *Perspektive: Selbsthilfe*

Den Selbsthilfeorganisationen wird eine Schlüsselrolle zugeschrieben, die in Form von Gesprächsrunden „Hilfe bei der Bewältigung“ von Behinderung bieten sollen. Die Basis dabei „ist das ähnliche Schicksal“ (Matzat 2004: 29). Die Träger der Behindertenhilfe setzen zunehmend auf diese Form der Beteiligung von Familien im Hinblick auf die „interkulturelle Öffnung“ der Behindertenhilfe: Bereits bestehende Selbsthilfeorganisationen sollen zu einem wichtigen Partner werden und als Mittler*innen zwischen dem Hilfesystem und den betroffenen Familien fungieren.

Auch in der Gruppendiskussion problematisiert Leila die derzeitige Beschulung ihres Sohnes auf der Förderschule. Sie sucht nach einer Erklärung für die Praxen der integrativen Schule. Die anderen Diskussteilnehmer*innen hören ihr zunächst zu und bieten ihr dann Begründungen für das Verhalten der Lehrer*innen an. Anwesend ist ebenfalls die Migrationssozialberatung (MB) (siehe 4.3), die die Diskussion darüber eröffnet. Die Diskussion wird teilweise auf Deutsch und auf Türkisch geführt.

In der Gruppendiskussion dominieren die Reproduktionen ableistischer Diskurse: Die Migrationsberatung führt das Kriterium ‚Tempo‘ ein, das die Schule unfreiwillig einhalten müsse. Das Tempo gilt als Maßstab und Norm, von der Can abweicht. Durch diese Abweichung kann es für ihn kein Bestehen in der integrativen Klasse geben. Ihm werden schließlich durch die Migrationsberatung ein geringes Selbstbewusstsein und Überforderungsgefühle unterstellt – ein typisches Merkmal ableistischer Konstruktionen (vgl. Boger/Textor 2016: 87). Die mangelnde Fähigkeit mithalten zu können, wird zu einem legitimen Indikator für die Aussonderung Cans aus der integrativen Schule. Interessanterweise wird das Prinzip des Bestehen-Müssens in der integrativen Klasse im Laufe des Gesprächs auch nicht in Frage gestellt. Dass Can bereits sämtliche Verfahren durchlaufen hat, die mit einer Differenzierung ‚normal/nicht-normal‘ einhergehen, führen nicht zur berechtigten Teilnahme am integrativen Unterricht. Statt der integrativen Schule solle die Sonderschule die normalisierende Förderung unterstützen, der Sonderpädagogik wird dabei die Expertinnenrolle zugeschrieben.

Nachdem Leila ihr Hadern mit der Sonderschule beschreibt, ergreift die Migrationsberatung (MB) das Wort:

MB: Darf ich dazu was sagen?

Leila: Ja.

MB: Du hattest das ja auch in der Gruppe auch thematisiert. Ja und diese Gruppe hat ...

Leila: [unterbricht] Ja, ich habe viel dafür gekämpft.

MB: ... hat ihr auch sehr viel Empfehlungen und beraten.

M2: Du hast auch viel geweint.

MB: Du hast hier schon so die Verstärkung. Und auch das Emotionale. Eine Mutter möchte ja. Es ist dieses Regelschule. Mein Kind soll ja trotzdem alles gleiche Teilhabe, Bildung und und und. Aber ähm gleichzeitig setzt man ja das Kind in dieser Form der Schule unter einen Druck, weil Personal, Mitarbeiter, Schule ...

Leila: Wobei Integrationshelfer hat er auch gehabt. Aber ich habe mich auch immer angeschrien gefühlt. Das war wirklich so. Die haben mich immer angerufen. Kleinigkeiten ...

M2: [unterbricht] Leila, das ist Dein Kind. Ich versteh das. Das ist auch für andere Kinder anstrengend. Ich verstehe das. Aber für die anderen Kinder ist das auch Stress. Ich habe so was damals bei dem Großen in der Klasse gehabt. Ganz nette liebe Junge. Der brauchte ganze Raum. Der musste überall laufen, essen, ne, der gehörte einfach nicht zur Klasse. Und das hat immer Kopfschmerzen verursacht. Die kamen alle Kinder mit Kopfschmerzen nach Hause. Das ist für die anderen Kinder auch anstrengend.

Obwohl die Migrationsberatung in der Diskussion schon vorher einen großen Redeanteil hat, bittet sie hier Leila noch einmal offiziell um Erlaubnis, sich in das Gespräch der Gruppe einschalten zu dürfen. Damit gibt der Mitarbeitende seinem Wort ein besonderes Gewicht. Er nimmt die ‚Gruppe‘ der Frauen als Referenz für seine Äußerung: Mit dieser habe sich Leila ausgiebig beraten und von ihnen habe sie eine emotionale Unterstützung erhalten – von Mutter zu Mutter. Der Gruppe wird hier die „Brückenbauer“-Rolle zugeschrieben, die von ihr erwartet wird (vgl. Lebenshilfe e.V. 2015). Damit hat die Gruppe eine wichtige ordnende Funktion im Auf- und Ausbau eines Normalisierungsregimes übernommen bzw. eine solche wurde ihr von der Migrationsberatung nochmal zugewiesen. Die Migrationsberatung erinnert daran mit dem Hinweis, dass es nun an Leila sei, nach all den Bemühungen der Gruppe die Situation zu akzeptieren. Als Leila die Argumentation der ‚Bildungsunfähigkeit‘ ihres Kindes nicht akzeptieren will und darauf hinweist, dass sie doch sämtlichen strukturellen Besonderungen des Sohnes („Integrationshelfer“) zugestimmt habe, greift M2 in das Gespräch ein und liefert einen weiteren Grund gegen die Beschulung an der integrativen Schule: die gestressten Peers. Wie schon die Lehrerin (4.3) nutzt die Gruppe das Argument ‚Peers‘ für ihre Überzeugungsarbeit. M2 appelliert an das Mitgefühl der

Mutter den Mitschüler*innen des Sohnes gegenüber, die sich durch seine Anwesenheit gestresst fühlten.

Leila unternimmt einen von mehreren Versuchen, die Gruppe davon zu überzeugen, dass die Voraussetzungen in den ersten Lebensjahren zu schlecht waren, um ihn zu einem ‚leistungsfähigen Schüler‘ zu erziehen. Während sich die anderen Teilnehmerinnen in dieser Diskussion zurückhalten, ergreift erneut der Mitarbeiter der Migrationsberatung das Wort: MB: *[unterbricht]* *Ich glaube es geht viel, wenn Du erzählst, viel um Akzeptanz.* Sie bringt die Lösung des Problems auf den Tisch: Akzeptanz der Behinderung des Kindes durch die Mutter. Damit, das ergibt sich aus dem Vorgespräch mit der Migrationsberatung, reproduziert (mindestens) die Migrationsberatung als Expertin für ihre ‚Klient*innen‘ das vermeintliche Wissen der Behindertenhilfe über Familien türkischer Herkunft. Eine differenzierte Einordnung der Situation (Can zu sehen als einen Schüler einer integrativen Schule mit sonderpädagogischem Förderbedarf und Integrationshelfer) findet hier nicht statt. Leila ist dem Urteil der Migrationsberatung ausgeliefert, die ihre Position als Vertraute und Anwältin der Familien nutzt, um Leilas Widerstand mit der Reproduktion hegemonialer Diskurse zu brechen. Die Gruppe dient der Migrationsberatung als Referenz für ihre Einschätzung, die sie als Stütze im Erfüllen ihrer Aufgabe und mit Expertise versehen anerkennt.

Im Vordergrund ihrer Argumentation für die Notwendigkeit einer Aussonderung Cans stehen ableistische Zuschreibungen. Der Widerstand Leilas gegen die Förderschule wird als ‚weiblich‘ und ‚mütterlich‘ attribuiert – ein geschlechtsspezifischer Wunsch („*eine Mutter will ja*“) nach Normalisierung. Diese Geschlechterkonstruktion lässt sich unter Einbezug des Vorgesprächs als mit ethnischen Zuschreibungspraxen verwoben analysieren.

Die Mütter hingegen nehmen in der gesamten Diskussion keine Essentialisierung ‚ihrer Kultur‘ vor, sondern verwenden ausschließlich ableistische Argumentationsmuster. Aber auch hier lassen sich Unterschiede innerhalb der Gruppe feststellen: Diejenigen, deren Kinder im Erwachsenenalter und den Weg der Sonderschule bereits gegangen sind, nehmen entlang dieser Fähigkeitszuschreibungen Grenzziehungen vor und bestätigen die Mitgliedschaftsbedingungen für die integrative Schule, während die Mütter mit Kindern im Schulalter zurückhaltender sind bzw. im Laufe der Diskussion um Verständnis für Leila werben. Demnach scheint bei den Müttern mit älteren Kindern die „Subjektivierungsinstanz Schule“ (Pfahl 2011) bereits Erfolg gehabt zu haben: Die Probleme werden hier mit individuellen Defiziten im Lernverhalten Cans begründet. Die anderen Mütter hingegen haben ihre Widerständigkeit gegenüber dem System noch nicht verloren.

5 Fazit

Hans Wocken stellt 1996 fest, dass die „Normalitätstoleranz“ der Pädagog*innen zunehmend sinke (35f.). 2009 kam es mit der Ratifizierung der UN-BRK zu einer regelrecht euphorischen Stimmung bei denjenigen, die sich für eine inklusive Bildung ‚für alle‘ und Veränderungsprozesse im Bildungssystem einsetzten. Die UN-BRK galt als Meilenstein und sollte zum Inklusionsmotor werden. Zehn Jahre später herrscht Ernüchterung: Heute stützt sich die Bildungspolitik auf sie, wenn sie Othering, Normalisierung und Aussonderung praktiziert. Die Normierung von Leistung, die die Grundlage für die Normalisierung von Kindergartenkindern und Schüler*innen darstellt (vgl. Buchner 2018), wird kaum in Frage gestellt. Kinder und Jugendliche werden in „Relation zur Norm miteinander verglichen, individualisiert und differenziert, zu guten, durchschnittlichen oder auch schlechten Schüler*innen gemacht. Der „Normkörper“ (Gugutzer/Schneider 2007: 38) bleibt das Ziel schulischer und zunehmend auch vorschulischer Erziehungsbemühungen. Scheitert das „Normalisierungsprogramm“ – wie im Falle von Can – gelten Schüler*innen als ‚nicht-inkludierbar‘ und werden in die Sonderschule überführt. Das betrifft insbesondere migrantisierte Kinder.

Christine Riegel zeigt in ihrer Studie, dass Othering grundsätzlich mit pädagogischem Handeln im Kontext von Differenz und sozialer Ungleichheit einhergeht (Riegel 2016: 212). Das für diesen Artikel verwendete Datenmaterial aus einem Forschungsprojekt zu Migration und Behinderung weist außerdem darauf hin, dass Othering auch ein Teil „alltäglicher und selbstverständliche Praxis“ (ebd.) von Institutionen ist, die die Familien als Verbündete und als ihre Anwält*innen begleiten wollen. Widerständiges Verhalten der Familien gilt es dann im Rahmen so genannter Integrationsprozesse zu bearbeiten. Kita und Schule, Familienhilfe und Behindertenhilfe, Migrationssozialarbeit und sogar die so genannte Selbsthilfe sind Teil des Aussonderungsprozesses, dem ein Othering als ‚besonders förderbedürftig‘ zugrunde liegt.

Das Othering in der Figur der ‚die Behinderung nicht-akzeptierenden Migrantenfamilie‘ kann dabei einen Weg aus dem Dilemma der Verbündeten bieten, die letztlich entgegen ihres eigenen Professionsverständnisses – dem Konzept der Lebenswelt- und Subjektorientierung – handeln. Sie begründen so, im Sinne der Kinder zu handeln. Das Bemühen der Familien, sich als progressiv und ihre Kinder unterstützend zu präsentieren, wird dabei ignoriert. Durch Othering wird die Diskussion und die Widerständigkeit von Eltern beendet:

„Praktiken des Othering können [...] Mittel der Disziplinierung sein, aber auch ein Akt der Einweisung in und Unterwerfung (aller anwesenden Subjekte) unter die hegemoniale (gesellschaftliche, nicht nur schulische) Ordnung“ (Riegel 2016: 226).

Anhand der ethnographischen Collage werden Bilder über eine Gemeinschaft von Familien sichtbar, die über das Merkmal einer nationalen/ethnischen Herkunft zusammengehalten wird, und durch die Familien in ihrem Anliegen der gesellschaftlichen Teilhabe ihrer Kinder diskreditiert werden. Familien zu einer Akzeptanz von Behinderung zu bewegen, ist ein zentrales sonderpädagogisches Anliegen. Auch Kita, Migrationsberatung und Selbsthilfe übertragen die fachlichen Diskurse der Sonderpädagogik auf ihre ‚Gemeinschaft‘, indem gewisse Merkmale des Verhaltens als ein nicht verarbeitetes Verhältnis zur Behinderung des eigenen Kindes interpretiert werden. Das andere sonderpädagogische Anliegen, die Diagnostizierung mehrsprachiger Kinder als ‚sprachentwicklungsverzögert‘, wurde in diesem Artikel nur am Rande berücksichtigt und ist die andere Großbaustelle an der Schnittstelle von Migration und Behinderung.

Die intersektionale Analyse zeigt, dass sich für die Durchsetzung des sonderpädagogischen Anliegens die Möglichkeiten im Kontext von Migration erweitern. Genutzt wird ein Othing-Konglomerat aus ableistischen und rassistischen Deutungsmustern, Bildern und in der Folge institutionalisiertem Wissen, das sich nur schwer und nur aus der Situation heraus voneinander dividieren lässt. Mal liegt die ableistische Konstruktion von Fähigkeit oben auf, mal überwiegen kulturalisierende und ethnisierende, verwoben sind sie häufig mit auf das Geschlecht bezogenen Zuschreibungen. Oft ist es ein Gemisch, um eine hegemoniale Praxis wie die Aussonderung von migrantisierten Kindern auf Sonderschulen zu rechtfertigen und die Familien auf diesem Weg zu begleiten. Der Zugriff durch Bildungseinrichtungen auf Familie ermöglicht dies – auch durch die Entwicklungen, die mit der Ratifizierung der UN-BRK einhergingen. Es wirkt besonders perfide, wenn die Reproduktion des institutionalisierten Wissens durch die Vertrauten vollzogen wird. Möglicherweise ist dies eine der Schattenseiten der Vernetzung von Behindertenhilfe, Migrationssozialarbeit und der Selbsthilfe als Brückenbauerin – neben den vielen Vorteilen, die die Vernetzung auch mit sich bringt.

Die Othing-Prozesse, die der Normalisierung von migrantisierten Familien dienen und die Aussonderung ihrer Kinder auf Sonderschulen unterstützen, sind komplex. Die Analyse der hier präsentierten ethnographischen Collage aus dem Feld frühe und mittlere Kindheit zeigt, dass für die Dekonstruktion von Othing eine intersektionale Analyse der jeweiligen Situation notwendig ist, weil sie zeigen kann, wie eng die Kategorien Migration und Behinderung in puncto Leistung miteinander verwoben sind.

Literatur

- Amirpur, Donja (2015): „Hier geht alles ziemlich langsam voran...“. Der Transnationale Soziale Raum als Ressource für Familien im Kontext von Migration und Behinderung. In: Attia, Iman/Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita (Hrsg.): *Dominanzkultur reloaded*. Bielefeld: transcript, S.171-184.
- Amirpur, Donja (2016): *Migrationsbedingt behindert? Familien im Hilfesystem. Eine intersektionale Perspektive*. Bielefeld: transcript.
- Amirpur, Donja (2019): *Inklusionsorientierte Bildung mit Familien in der Migrationsgesellschaft*. In: Geisen, Thomas/Iller, Carola/Kleint, Steffen/Schirmmacher, Freimut (Hrsg.): *Familienbildung in der Migrationsgesellschaft*. Münster: Waxmann.
- Amirpur, Donja/Schulz, Oksana (i.V.): *Hilfsdiagnose Sprachentwicklungsverzögerung. Entscheider über migrantisierte Kinder in Kita und Frühförderung*. In: Chamakalayil, Lalitha/Ivanova-Chessex, Oxana/Leutwyler, Bruno/Scharathow, Wiebke (Hrsg.): *Eltern und pädagogische Institutionen: Macht- und ungleichheitskritische Perspektiven*. Beltz Juventa.
- Attia, Iman (2014): *Rassismus (nicht) beim Namen nennen*. <http://www.bpb.de/apuz/180854/rassismus-nicht-beim-namen-nennen?p=all>. [Zugriff: 29.09.2014].
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2016): *Bildung in Deutschland 2016*. <https://www.bildungsbericht.de/de/bildungsberichte-seit-2006/bildungsbericht-2016/pdf-bildungsbericht-2016/bildungsbericht-2016>. [Zugriff: 26.07.2016].
- Beyer, Ina (2003): *Im besten Sinne bunt*. In: *DAS BAND. Zeitschrift des Bundesverbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V.* 3, S. 9-12.
- BMAS (2016): *Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen 2016*. http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a125-16-teilhabebericht.pdf?__blob=publicationFile&v=9. [Zugriff: 26.07.2018].
- Boban, Ines/Hinz, Andreas (2003): *Eltern als Motor der Integrationsbewegungen in Deutschland*. In: Wilken, Udo/Jeltsch-Schudel, Barbara (Hrsg.): *Eltern behinderter Kinder. Empowerment – Kooperation – Beratung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Boger, Mai-Anh/Textor, Annette (2016): *Das Förderungs-Stigmatisierungs-Dilemma. Oder: Der Effekt diagnostischer Kategorien auf die Wahrnehmung durch Lehrkräfte*. In: Amrhein, Bettina (Hrsg.): *Diagnostik im Kontext inklusiver Bildung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 79-97.
- Buchner, Tobias (2018): *Die Subjekte der Integration. Schule, Biographie und Behinderung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Buchner, Tobias/Pfahl, Lisa (2017): *Ableism und Kindheit: Fähigkeitsorientierte Praktiken in Medizin und Pädagogik*. In: Amirpur, Donja/Platte, Andrea (Hrsg.): *Handbuch Inklusive Kindheiten*. Leverkusen: UTB, S. 210-224.
- Buchner, Tobias/Pfahl, Lisa/Traue, Boris (2015): *Zur Kritik der Fähigkeiten: Ableism als neue Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen*. <https://www.inklusiononline.net/index.php/inklusiononline/article/view/273/256>. [Zugriff: 19.02.2019].
- Campbell, Fiona K. (2009): *Contours of Ableism*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Castro Varela, Maria do Mar/Dhawan, Nikita (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript.

- Deutsches Institut für Menschenrechte (DifM) (2019): Analyse. Menschen mit Behinderungen in Nordrhein-Westfalen. Zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in den Bereichen Wohnen, Mobilität, Bildung und Arbeit. Monitoring-Stelle UN-Behindertenrechtskonvention. https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/ANALYSE/Analyse_Menschen_mit_Behinderungen_in_NRW.pdf. [Zugriff:19.02.2019].
- Van Dillen, Ton (2008): Erfahrungen aus Europa. Migration und Behinderung. Ein Thema in den Niederlanden, dem multikulturellen Staat? In: Kauczor, Cornelia/Lorenzkowski, Stefan/Al Munaizel, Musa (Hrsg.): Migration, Flucht und Behinderung. Essen: Behinderung und Entwicklungszusammenarbeit, S. 39-46.
- Gellert, Uwe/Hümmer, Anna-Marietha (2008): Soziale Konstruktion von Leistung im Unterricht. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 11, S. 288-311.
- Gugutzer, Robert/Schneider, Werner (2007): Der ‚behinderte‘ Körper in den Disability Studies. Eine körpersoziologische Grundlegung. In: Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (Hrsg.): Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript, S. 31-54.
- Hall, Stuart (1989): Rassismus als ideologischer Diskurs. Das Argument. In: Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften, 178, S. 913-921.
- Kahl, Reinhard (2006): Die Entdeckung der Frühen Jahre. Die Initiative McKinsey bildet. Zur frühkindlichen Bildung. Weinheim: Beltz.
- Lebenshilfe e.V. (2015): Elternschaft – Migration – Behinderung. Wie Selbsthilfe gelingen kann. o.O: o.V.
- Matzat, Jürgen (2004): Wegweiser Selbsthilfegruppen. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Miller, Susanne (2017): Risikofaktor Armut gleich Risikofaktor Förderschule. In: Amirpur, Donja/Platte, Andrea (Hrsg.): Handbuch Inklusive Kindheiten. Leverkusen: UTB, S. 272-286.
- Otyakmaz, Ozlem/Karakaşoğlu, Yasemin (2015): Vorwort. In: dies. (Hrsg.): Frühe Kindheit in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: Springer, S. V-XVI.
- Pfahl, Lisa (2011): Techniken der Behinderung. Bielefeld: transcript.
- Powell, Justin J. W./Wagner, Sandra J. (2014): An der Schnittstelle von Ethnie und Behinderung benachteiligt. Jugendliche mit Migrationshintergrund an deutschen Sonderschulen weiterhin überrepräsentiert. In: Wansing, Gudrun/Westphal, Manuela (Hrsg.): Behinderung und Migration. Wiesbaden: Springer VS, S. 177-202.
- Richter, Martina/Beckmann, Christof/Otto, Hans-Uwe/Schrödter, Mark (2009): Einführung. In: dies. (Hrsg.): Neue Familialität als Herausforderung der Jugendhilfe. In: Neue Praxis, Sonderheft 9, S. 1-15.
- Richter, Sofia (2019): Pädagogische Strafen in der Schule. Eine Ethnographische Collage. Weinheim: Beltz Juventa.
- Riegel, Christine (2016): Bildung. Intersektionalität. Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript.
- Said, Edward (1978): Orientalism. Western Concepts of the Orient. New York: vintage.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): The Rani of Simur. An Essay in Reading the Archives. In: Barker, Francis/Hulme, Peter/Iversen, Margaret/Loxley, Diana (Hrsg.): Europe and its Others. Colchester: University of Essex, S. 128-151.

- Supik, Linda (2018): Praktische De/Kategorisierung: Kinder sortieren. In: Musenberg, Oliver/Riegert, Judith/Sansour, Teresa (Hrsg.): Dekategorisierung in der Pädagogik. Notwendig und riskant? Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 105-112.
- Weiß, Hans (2004): Spannungsfelder zwischen Eltern, Fachleuten und Selbsthilfe. <http://www.ricardas-homepage/Dorothee/Fachleute/2/artikel17.htm>. [Zugriff: 28.08.2004].
- Westphal, Manuela/Wansing, Gudrun (2018): Migration, Flucht und Behinderung. Wiesbaden: VS.
- Wocken, Hans (1996): Sonderpädagogischer Förderbedarf als systemischer Begriff. In: Sonderpädagogik 26, 1, S. 34-38.
- Wocken, Hans (2018): Inklusion an Schulen – ein Etikettenschwindel. <https://www.sueddeutsche.de/bildung/bildung-inklusion-an-schulen-ein-etikettenschwindel-1.4073257>. [Zugriff: 19.03.2019].

Familienleben

Einelternfamilien als familiale Lebensform im ländlichen Raum

Angela Wernberger

1 Einleitung

Die bürgerliche Kleinfamilie, bestehend aus einem heterosexuellen Ehepaar mit leiblichen Kindern, ist die in Deutschland weithin am häufigsten gelebte Familienform (vgl. BMFSFJ 2017: 11f.). Im Jahr 2017 lebten in Deutschland insgesamt 8,2 Millionen Familien mit minderjährigen Kindern. Der Anteil von Ehepaaren mit minderjährigen Kindern betrug dabei 70 Prozent, ist jedoch im Vergleich zu 1996 um beinahe zehn Prozent zurückgegangen. Im gleichen Zeitraum stieg unter anderem die Zahl der alleinerziehenden Mütter und Väter kontinuierlich an. Für das Jahr 2017 ließen sich 19 Prozent aller Familien als Einelternfamilien charakterisieren (vgl. Mikrozensus, Statistisches Bundesamt 2018).

Auch wenn davor, daneben und danach zunehmend auch andere Formen familialen Zusammenlebens gelebt und akzeptiert werden (vgl. BMFSFJ 2017), fungiert das Bild der bürgerlichen Kleinfamilie (vgl. Peuckert 2012) vielerorts immer noch als Leitstern am Firmament biografischer Normalentwürfe (vgl. Nave-Herz 2013), wozu sich andere familiale Lebensformen ins Verhältnis setzen müssen. Dies wird im nachfolgenden Beitrag aus dem Blickwinkel von Einelternfamilien nachgezeichnet.

Beschäftigt man sich mit der Thematik ‚Normalität und Familie‘, dann gilt als Erstes zu klären, welche Form bzw. Formen des Zusammenlebens heute unter ‚Familie‘ verstanden werden und welche Voraussetzungen und Bedingungen erfüllt sein müssen, damit dieses Zusammenleben als ein familiales erlebt und von anderen als solches anerkannt wird (2). Neben alltagsweltlichen Diskursen prägen dabei familiensoziologische Spezialdiskurse unser Verständnis von Familie und beeinflussen dergestalt soziale Normalitätskonstruktionen (3). Aufbauend auf den entfalteten theoretischen Annäherungen an die Thematik ‚Normalität und Familie‘ wird dann anhand empirischer Ergebnisse zur Lebenssituation von Einelternfamilien im ländlichen Raum (vgl. Wernberger 2017) nachgezeichnet, inwiefern latente Normalitätskonstruktionen auf die Lebenspraxis von Einelternfamilien Einfluss

nehmen (können). Der Unterschied zwischen normativen Familienleitbildern und eigener gelebter Familienpraxis spiegelt sich für alleinerziehende Mütter und Väter nicht nur in den Augen der Anderen wider, sondern durchwirkt auch, auf subtile Art, das alltägliche Interaktions- und Beziehungsgefüge am Ort. Insbesondere Frauen obliegt es dann, auf ihre ‚Wohlanständigkeit‘ und ‚Sittlichkeit‘ zu achten, wollen sie nicht potentielle Zugehörigkeitsoptionen und Teilhabechancen gefährden (4).

2 Familiäre Lebensformen. Idealbild, Normalität und gelebte Praxis

Familie als sozialem Phänomen kann man sich aus unterschiedlichen Perspektiven annähern.

Folgt man beispielsweise dem deutschen Statistischen Bundesamt (2018), so beschreibt der Begriff Familie „alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, das heißt Ehepaare, nichteheliche (gemischtgeschlechtliche und gleichgeschlechtliche) Lebensgemeinschaften sowie Alleinerziehende mit ledigen Kindern im Haushalt. Einbezogen sind – neben leiblichen Kindern – auch Stief-, Pflege- und Adoptivkinder ohne Altersbegrenzung“ (Destatis 2018). Folgt man diesen Gesichtspunkten, so lässt sich Familie formal an zwei Strukturkriterien festmachen, nämlich an einer gemeinsamen Haushaltsführung und dem Zusammenleben von mindestens zwei Generationen.

Fasst man Familie indes als „familiäre Lebensform“ (Schneider 1996; Schneider et al. 1998) auf, so treten statt formaler Strukturkriterien gesellschaftliche Institutionalisierungsprozesse, kulturelle Symboliken und die subjektiv konstruierten familialen Wirklichkeiten von Akteur*innen (ebd. 1996; ebd. 1998) ins Relief der Betrachtung.

Im Jahr 2014 hat die Philosophin Rahel Jaeggi eine allgemeine Konzeption sozialer Lebensformen (2014) vorgelegt und diesen dabei ein grundlegend pragmatisches Motiv attestiert. Ihr zu Folge lassen sich soziale Lebensformen allgemein als ein Ensemble sozialer Praktiken verstehen, die sich vielfältig aufeinander beziehen und zur Lösung von Problemen dienen, „die sich uns in historisch und kulturell je spezifischer und normativ vordefinierter Form stellen“ (ebd.: 141). Ihrem Verständnis folgend handelt es sich bei Familien um familiäre Lebensformen, die durch kooperative soziale Praktiken kleinräumige Formen sozialen Zusammenlebens und eine spezifische Ordnung menschlicher Koexistenz gestalten. Bezüglich der Frage, welche Problemzusammenhänge familialen Lebensformen ursächlich zu Grunde

liegen, verweist Jaeggi (2014) auf Hegel (1986)¹. Als Problemkonstellationen, die es sittlich zu lösen gilt, sieht er zum einen die menschliche Natur. Diese soll kultiviert und die menschliche Triebhaftigkeit in geistige Liebe transformiert werden. Zum anderen muss die Loslösung von der Herkunftsfamilie durch die Gründung einer neuen Familie vollzogen werden, die ihr Leben wirtschaftlich unabhängig führen kann. Aus Sicht Hegels stellt die bürgerliche Familie den Idealtyp einer sittlichen Instanz zur Lösung der genannten Probleme dar. Das Idealbild des bürgerlichen Familienverständnisses umfasst bis heute „die lebenslange, monogame Ehe zwischen einem Mann und einer Frau [...], die mit ihren gemeinsamen Kindern in einem Haushalt leben und in der der Mann Hauptnährer und Autoritätsperson und die Frau primär für den Haushalt und die Erziehung der Kinder zuständig ist“ (Peukert 2012: 29).

Ungeachtet der Tatsache, dass dieses Familienleitbild nur für den kurzen Zeitraum von ca. zwei Jahrzehnten der gelebten Praxis der Mehrheit der Bundesbürger*innen (vor allem in Westdeutschland) entsprach (vgl. Nave-Herz 2013: 19), und, „was die Beschränkung der Frau auf den Innenbereich und die innerfamiliäre Arbeitsteilung anbetrifft“ (ebd.: 32), nur noch eingeschränkt Gültigkeit besitzt, fungiert es weiterhin als allgemein anerkanntes Leit- und Orientierungsmotiv für das familiäre Zusammenleben (vgl. ebd.: 19). So stimmten 99,9 Prozent aller Befragten der Studie „Familienleitbilder (FLB) 2012“ des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung darin überein, „dass ein verheiratetes, heterosexuelles, zusammenwohnendes Paar mit Kindern“ (Lück/Ruckdeschel 2015: 64) ihren Vorstellungen nach, eine Familie ist. Ungeachtet dessen, dass 85,1 Prozent der Befragten auch Stieffamilien sowie Alleinerziehende (82,4 Prozent) als Familie ansehen (vgl. ebd.: 65), gilt das Bild der bürgerlichen Kleinfamilie scheinbar weiterhin „als eine Art „Normalfolie“ [...], an der andere Lebensformen gemessen werden“ (ebd.: 64). Familienleitbilder sind „sozial geteilte (mentale oder verbalisierte) Vorstellungen von einer erwünschten bzw. wünschenswerten und prinzipiell erreichbaren Zukunft, die durch entsprechendes Handeln realisiert werden soll“ (Giesel 2007: 245). Leitbilder sind stets sozial konstruiert und sind Inhalt kollektiver Vorstellungen. Da sie dem sozial geteilten Alltagswissen (vgl. Berger/Luckmann 1999: 21ff.) und Normalitätsverständnis entstammen, wird ihnen oft unhinterfragte Gültigkeit zuteil. Familienleitbilder sind in sich strukturiert und setzen sich aus unterschiedlichen Teilaspekten zusammen (vgl. Lück/Diabaté 2015: 22). Diese können Vorstellungen von gutem Vater bzw. guter Mutter, Partnerschaft bzw. Ehe oder innerfamiliärer Rollenverteilung beinhalten, die zueinander in Beziehung stehen und so erst das Bild, beispielsweise der bürgerlichen Kleinfamilie, im Gesamten hervorbringen.

1 Nachfolgende Darstellung des hegelianischen Familienverständnis bezieht sich auf Jaeggi (2014).

Derlei Normalitätskonstruktionen dehnen sich auch auf Leitvorstellungen „normaler“, familienbiografischer Abläufe aus (vgl. ebd.: 23).

Wie alle sozialen Konstruktionen unterliegen sie sozialen Wandlungsprozessen und können Anlass für soziale Konflikte sein, da „selbst zwischen verschiedenen Generationen, Regionen, sozialen Milieus und sozialen Lagen innerhalb einer Gesellschaft Unterschiede“ (ebd.: 24) in den handlungsleitenden Vorstellungen, was eine Familie ist und was diese ausmacht, bestehen können. Aber nicht nur auf Makro- und Mesebene können Dissonanzen auftreten. Auch Einzelindividuen können mit bestehenden kulturellen Normalitätsvorstellungen in Konflikt geraten. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn die individuelle Lebenspraxis nicht den normativen Mustern entspricht, „die innerhalb einer bestimmten sozialen Gruppe oder einer Gesellschaft intersubjektiv geteilt werden“ (ebd.: 25). Derlei „Diskrepanzen zwischen dem in der Bevölkerung noch vielfach als erstrebenswert anerkannten, aber antagonistischen familialen Idealbild und der heutigen sozialen Lebensrealität kann nicht nur zu gesellschaftspolitischen Konflikten, sondern auch zu individuellen psychischen Problemen“ (Nave-Herz 2013: 19) und zur Entwicklung individueller Strategien der Ambivalenzverarbeitung (vgl. Wernberger 2017) führen.

Die kategoriale Vorstellungswelt von normal bzw. nicht normal ist ein Kind der Moderne. In die diskursive Alltagspraxis hat sich der Normalitätsbegriff vor etwa hundert Jahren eingeschrieben. Seither prägt und strukturiert dieser durch verschiedenste alltägliche Formulierungen die Wahrnehmung und Orientierung der Individuen (vgl. Brunner 2013). In seinem „Versuch über Normalismus“ unterscheidet Jürgen Link (1999) neben alltagsweltlich verankerten Elementardiskursen noch zwei weitere Diskursarten, nämlich Spezialdiskurse und Interdiskurse. Spezialdiskurse fungieren als Diskurse der Wissenschaft über Normalität (häufig i.S. empirischer Häufigkeitsverteilungen). Aufgabe sogenannter Interdiskurse ist es hingegen, spezifische Inhalte zwischen Alltagswelt und Expert*innentum zu transportieren. Hierfür stehen insbesondere mediale Kanäle zur Verfügung, anhand derer die Alltagsdiskurse über Normalität durch wissenschaftliche Erkenntnisse (Spezialdiskurs) ergänzt bzw. beeinflusst werden (vgl. Brunner 2013). Frei von jedem äußeren Zwang formen so die verschiedenen sozialen Diskurse die alltäglichen Vorstellungen vom Normalen und dessen Bewertung als das erstrebenswert Richtige. Dabei werden die Grenzen des (noch) Akzeptablen stets aufs Neue ausgelotet und möglicherweise ein Stück weit verschoben. Link (1999) spricht diesbezüglich auch von einem „flexiblen Normalismus“ (ebd.). Das autonome Selbst findet sich in dem Dilemma wieder, sich fortwährend zu den angebotenen Normalitätsgrenzen individuell verhalten zu müssen (diese beispielsweise für sich anzunehmen oder auch abzulehnen) und sich zugleich soziale Anerkennung (vgl. Honneth 2012) und Zugehörigkeit zu

sichern. Letztgenannten Aspekten sind latente Prozesse der Selbstnormalisierung eingeschrieben.

Zusammenfassend ist festzustellen: Der Idealtyp der bürgerlichen Familie, als Lösungsansatz der von Hegel attestierten Problemstellungen, ist zum normativ besetzten Familienleitbild avanciert. Trotz vielfältiger gesellschaftlicher und individueller Wandlungsprozesse sowie regionaler, milieu- und generationspezifischer Unterschiede entfaltet dieses bis heute eine gewisse Wirkmächtigkeit, zu dem sich die einzelnen Individuen in Bezug setzen (müssen). Diese sozial geteilten Normalitätsvorstellungen von Familie werden abgesichert und aufrechterhalten durch Elementardiskurse der Alltagswelt (vgl. Abschnitt 4) wie auch z. T. durch Spezialdiskurse der Wissenschaft – worauf unter Abschnitt drei eingegangen wird.

Betrachtet man statt kollektiver Vorstellungswelten über Familie und der damit einhergehenden Normalitätsvorstellung die tatsächlich gelebte familiäre Praxis, so zeigt sich auf den ersten Blick vielerorts ein durchaus heterogenes Bild. Jaeggis Gedanken (2014) zu Folge sind familiäre Lebensformen als Ensemble sozialer Praktiken zu verstehen. Sie ist damit anschlussfähig an die konzeptionellen Überlegungen von Schier und Jurczyk (2008), die Familie als praktische Herstellungsleistung verstehen. „Familie als Herstellungsleistung fokussiert zum einen auf die Prozesse, in denen im alltäglichen und biografischen Handeln Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird („Doing Family“), zum anderen auf die konkreten Praktiken und Gestaltungsleistungen der Familienmitglieder, um Familie im Alltag lebbar zu machen“ (Schier/Jurczyk 2008: 9). Daraus können ganz unterschiedliche Konstellationen familialen Zusammenlebens hervorgehen. Bei aller empirisch feststellbaren Pluralisierung familialer Lebensformen (vgl. Peukert 2012: 19ff.) gilt es jedoch eins zu beachten. Die eingesetzten sozialen Praktiken sind in der Regel nicht willkürlich oder gar beliebig. Obgleich die gelebte familiäre Realität oftmals nicht, oder nur teilweise, dem „normalen Familienmodell“ (Nave-Herz 2013: 18) entspricht, entstammen die hierfür eingesetzten familialen Praktiken doch stets einem bereits bestehenden sozialen Normgefüge (vgl. Jaeggi 2014: 89) und sind demgemäß mit kollektiv geteilten Vorstellungen und Prinzipien verbunden. Gelebte familiäre Praxen sind insofern als „normativ verfasste Formationen des »Sittlichen«“ (ebd.: 65) zu verstehen. Der Begriff Sitte verweist auf Tradition und Gewohnheit beruhende Verhaltensformen einer bestimmten sozialen Gemeinschaft und hebt hervor, dass diese immer auch eng mit moralischen Werten und Regeln verbunden sind (vgl. DWDS 2019). Der praktische Vollzug einer familialen Lebensform muss sich folglich nicht nur als eine erfolgreiche Lösung eines individuell und gesellschaftlich bestehenden Problemzusammenhangs erweisen, sondern auch den moralisch verfassten Verhaltenserwartungen familialen Zusammenlebens einer je spezifischen Gemeinschaft gerecht werden. Nur

so können die gezeigten familialen Praktiken vom sozialen Umfeld auch als solche erkannt, verstanden und akzeptiert werden.

Kontinuierlich reproduzierte familiale Praktiken werden über die Zeit zur Tradition und formieren ein Verständnis von dem, was das Zusammenleben in Familie als solches ausmacht (bspw. gemeinsame Feste, familiale Riten und wiederkehrende Abläufe). Historisch-kulturelle Wandlungsprozesse verändern zwar fortwährend die Anforderungen an die Praktiken bestehender Lebensformen und befördern deren Modifikation. Doch die tradierten, sozialen Verhaltenserwartungen werden hierdurch nicht sofort obsolet. Sie bleiben erst mal im Hintergrund wirksam und dienen sowohl als Orientierungsmarken als auch als Vergleichs- und Bewertungsgrößen, an denen sich die Nützlichkeit und moralische Sittlichkeit neuer familialer Praktiken erst ein Stückweit er- und beweisen muss. Dieser Umstand spiegelt sich auch in der praktischen Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien wider, was nachfolgend anhand empirischen Materials zur sozialen Praxis von Einelternfamilien im ländlichen Raum bebildert wird. Vorher wird jedoch der wissenschaftliche Diskurs, der diese soziale Praxis rahmt, nachgezeichnet, da dieser – wie bereits dargestellt – lebensweltliche Normalitätstsvorstellungen mit beeinflusst.

3 Einelternfamilien im Wandel familiensoziologischer Fachdiskurse

In den 1970er Jahren wurden Einelternfamilien von wissenschaftlichen Experten häufig noch mit dem Label „broken home“ belegt. Dahinter scheint ein noch ehezentrierter Familienbegriff auf, der die damalige Fachdiskussion als auch die fachliche Einschätzung dieser Familienform anleitete. Eine Familie, die nur aus einem Erwachsenen im Haushalt bestand, galt als unvollständig (vgl. BMFSJ 1979). Dies wurde als Mangel gedeutet, der aller Voraussicht nach nur zu defizitären Auswirkungen auf das gesunde Aufwachsen von Kindern führen konnte. Ob es einer familialen Lebensform gelang, ihren Aufgaben tatsächlich gerecht zu werden, wurde damals nicht an den familialen Praktiken festgemacht, sondern einzig mit der Tatsache struktureller Unvollständigkeit begründet. Die „vollständige“ Familie – also das eheliche Zusammenleben von Vater und Mutter mit gemeinsamen Kindern – war die Norm und galt automatisch als Garant für gesunde Entwicklungsbedingungen. Ungeachtet der praktischen Lebensverhältnisse wurden Abweichungen ein erhöhtes Risiko für Fehlentwicklungen zugeschrieben (vgl. BMFSFJ 1979).

Im Zuge der Bildungsexpansion in den 1970er und 1980er Jahren rückte Familie dann als Bildungs- und vor allem Erziehungsort in den Fokus der Aufmerksamkeit. Haushalte, in denen Kinder von einem Elternteil alleine

erzogen wurden, charakterisierte man entsprechend als Haushalte von Alleinerziehenden, und die Eltern, die diese Leistung erbrachten, wurden als Alleinerziehende bezeichnet. Mit über 90 Prozent war auch damals bereits die überwiegende Mehrheit der Alleinerziehenden weiblichen Geschlechts. Inwiefern sich in der Begriffsfindung „alleinerziehend“ anliegend an das bürgerliche Familienverständnis und deren geschlechtsspezifische Rollentrennung widerspiegeln, mag offenbleiben. Diesem Verständnis nach ist die Frau für die Erziehung der Kinder (haupt-)verantwortlich. Da sie diese Verantwortung nun ohne die Einkommen sichernde Präsenz eines (Ehe-)Mannes im gemeinsamen Haushalt übernimmt, wird sie folglich als alleinerziehend bezeichnet.

Der Begriff „alleinerziehend“ stellt abermals eine Reduktion dar. Er schmälert die Vielfalt des insgesamt zu erbringenden familialen Aufgabenspektrums. Denn die alleinerziehende Person ist nicht nur alleine erziehend, sondern auch alleine putzend, alleine einkaufend, alleine Geld verdienend. In aktuellen wissenschaftlichen Veröffentlichungen wird deshalb zunehmend von ‚Einelternfamilien‘ gesprochen. Diese Begrifflichkeit trägt der Tatsache Rechnung, dass Familie nicht allein auf die Erziehungsaufgabe reduzierbar ist, sondern darüber hinaus weitere Aufgaben, wie beispielsweise Existenzsicherung, Haushaltsführung, Pflege sozialer Kontakte und gesellschaftlicher Teilhabe, zu erbringen hat. Daneben lässt er Raum für lebensweltliche Miterzieher*innen, wie getrenntlebende Elternteile, neue Partner*innen, Großeltern, Freund*innen, Lehrer*innen, Erzieher*innen, etc. In aktuellen familiensoziologischen Diskursen wird es zunehmend irrelevant, in welcher strukturellen Zusammensetzung Familien ihren spezifischen Aufgaben und Funktionen nachkommen. Sozialpolitisch betrachtet, scheint es nur wichtig zu sein, dass sie diese möglichst unabhängig von staatlichen Transferleistungen erbringen, worauf diverse Fördermaßnahmen auf Bundes- und Länderebene zur Arbeitsmarktintegration von Elternteilen aus Einelternfamilien hinweisen (vgl. bspw. BMFSFJ 2005; BMAS 2013; Engelbert/Gaffron 2014).

Insgesamt betrachtet haben in der Vergangenheit drei Faktoren zu einem Wandel der begrifflichen Konzeption von Einelternfamilien und ihrer sozialen Bewertung beigetragen: die Abkehr von einem ehezentrierten Familienverständnis. An dessen Stelle trat ein Verständnis von Familie als intergeneratives Netzwerk besonderer Art (vgl. BMFSFJ 2006) (1). Die wissenschaftliche Erkenntnis, dass das Aufwachsen in Einelternfamilien sowohl Risiken als auch Chancen mit sich bringt. Die Lebensform Einelternfamilie geht zwar teilweise mit einem erhöhten Deprivationsrisiko einher, es ist jedoch nicht automatisch davon auszugehen, dass es tatsächlich zu einer Deprivation kommt (2). Die mengenmäßige Zunahme von Einelternfamilien in Deutschland führt langsam, aber stetig zur zunehmenden Akzeptanz dieser Lebensform in der öffentlichen Wahrnehmung (3).

Auch wenn sich eine klare Veränderung des familiensoziologischen Diskurses und der Bewertung von Einelternfamilien in der Öffentlichkeit identifizieren lässt (vgl. BMFSFJ 2017), bleibt die Tatsache bestehen, dass es sich bei dieser familialen Lebensform meist nicht um eine handlungsleitende Zielvorstellung familialen Zusammenlebens handelt. Der Lebensphase Einelternfamilie geht zumeist eine Kombination von Partner- und Elternschaft voraus. Die Mehrheit der Einelternfamilien entsteht durch Scheidung, Trennung oder durch Tod eines Elternteils (vgl. ebd.) und ist damit nur bedingt freiwillig (vgl. Schneider et al. 2001; Wernberger 2017). Dahingegen ist die Zahl derer, die als alleinstehende Frau ein Kind gebären und sich ganz bewusst bereits im Vorfeld gegen eine Partnerschaft mit dem Vater entscheiden oder diesen, beispielsweise im Rahmen einer künstlichen Befruchtung gar nicht kennen (vgl. BMFSFJ 2017), weitestgehend zu vernachlässigen. In der Regel stellen Einelternfamilien eine nicht intendierte Form des Zusammenlebens im familienbiografischen Verlauf dar. Auch Elternteile, die längere oder kürzere Zeit mit ihren Kindern als Einelternfamilie zusammenleben, orientieren sich ursprünglich meist am Leitbild der bürgerlichen Kleinfamilie.

Dementsprechend sind alleinerziehende Mütter und Väter zum einen herausgefordert, sich zum familialen Normalitätsverständnis ihrer sozialen Umwelten in irgendeiner Weise zu verhalten. Zum anderen müssen sie sich mit ihren eigenen, internalisierten normativen Familienvorstellungen identitätsstiftend auseinandersetzen. Dies kann zu einer erheblichen Herausforderung, insbesondere im Rahmen kleinräumiger Sozialgefüge ländlicher Regionen, werden. Denn Einelternfamilien sind kein allein urbanes Phänomen. Auch wenn diese Familienform häufig eher für ein großstädtisches Indiz moderner Lebensführung gehalten wird, stellen Einelternfamilien auf dem Land noch lange keine zu vernachlässigende Residualgröße dar (vgl. Jurczyk 2003: 39f.). Immerhin lebt ein Fünftel aller Einelternfamilien in Gemeinden bis zu einer Größe von 10.000 Einwohnern (vgl. BMFSFJ 2017) und damit in ländlich geprägten Regionen Deutschlands. Die nachfolgende Untersuchung soll deshalb Einblicke in das Leben von Einelternfamilien im ländlichen Raum und ihren Umgang mit den dort vorherrschenden handlungsleitenden Familienbildern geben.

4 Einelternfamilien und bürgerliche Familienleitbilder in der Alltagswelt ländlicher Räume

Die qualitativ-rekonstruktive Studie zur sozialen Praxis von Einelternfamilien im ländlichen Raum (vgl. Wernberger 2017) beschäftigt sich aus praxeologisch-wissenssoziologischer Perspektive (vgl. Bohnsack 2017) zum einen mit den subjektiven Alltagstheorien der befragten Personen über ihr

Leben als Einelternfamilie im ländlichen Raum. Zum anderen wurden die Praktiken der entsprechenden Lebensführung sowie deren handlungsleitende Verankerung in den konjunktiven Sinnstrukturen, bzw. kollektiven Leitbildern der untersuchten dörflichen Gemeinden, in den Blick genommen. Die Erhebung wurde in drei unterschiedlich großen ländlichen Kommunen in Oberbayern durchgeführt.² Aus einem Befragungspool von 39 Personen wurden 17 Personen ausgewählt³ und mittels qualitativer Leitfadenterviews befragt – 15 Frauen und zwei Männer. Die erhobenen Daten wurden mit Hilfe der Dokumentarischen Methode (vgl. Nohl 2009) ausgewertet, um sowohl die subjektiven Sinnkonstruktionen alleinerziehender Mütter und Väter auf der Common Sense Ebene als auch die im konjunktiven Erfahrungsraum der ländlichen Region verankerten handlungsleitenden Orientierungen der Befragten zu erfassen.

In den Aussagen der befragten Mütter und Väter aus Einelternfamilien zeigt sich über alle Interviews hinweg die lebensweltliche Prävalenz bürgerlicher Familienvorstellungen und Lebensstile. In diese unhinterfragte Normalität bürgerlicher Familien- und Rollenleitbilder ist die Lebenspraxis von Einelternfamilien vor Ort eingebettet. Sie bildet den alltagsweltlichen Hintergrund der Selbstdefinitionen von alleinerziehenden Müttern und Vätern im ländlichen Raum und fungiert als selbstverständliche Bezugsgröße. Dies zeigt sich in den untersuchten Gemeinden gleich zu Beginn in der Selbstverständlichkeit, mit der eine befragte Mutter von scheinbar gängigen Stigmatisierungsprozessen erzählt, mit denen sie auf Grund ihrer eigenen familialen Praxis, konfrontiert ist: S: *„Aber klar wird schlecht über einen geredet. Das ist halt einfach so in einem kleinen Dorf“* (Stefanie A.).

Diese pointierte, nichtsdestotrotz signifikante Aussage verweist auf alltagsweltliche Diskurse im Dorf und rekurriert auf ein gemeinsam geteiltes normatives Wissen, welches allen Mitgliedern des sozialen Gemeinwesens ‚Dorf‘ zur Verfügung steht. Die Kategorie des ‚Dorfes‘ ist also nicht nur als rein geografische Größe zu verstehen. Daneben ist das ‚Dorf‘ auch als ein soziales System auszumachen, das ein implizites Regelwerk umfasst, mit gemeinsam geteilten Vorstellungen hinsichtlich moralischer Sittlichkeit und familialer Gepflogenheiten. In der untersuchten ländlichen Region beeinflussen in weiten Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens bürgerliche Rollen- und Familienbilder die Wertvorstellungen von einem ‚richtigen‘ Familienleben. Dazu gehören Vater, Mutter und ein bis zwei Kinder, die entlang geschlechtsspezifischer Rollenvorstellungen ihr Leben gestalten.

2 Maximale Einwohnerzahl der untersuchten Kommunen war 10.000. Eine Kommune hat bis zu 5.000 Einwohnende und die dritte Kommune über 5.000 Einwohnende.

3 Auswahlkriterien für die Zusammenstellung des Samples waren: Geschlecht, Alter, Familienstand, Entstehungszusammenhang und Dauer der Lebensform, Bildungsabschluss, Aufenthaltsdauer am Wohnort, Kontakt zu Einrichtungen der psycho-sozialen-medizinischen Versorgung, Modus der Einkommenssicherung.

Diesem Verständnis folgend ist der Mann überwiegend für die Außenvertretung der Familie und deren Existenzsicherung zuständig und der Frau obliegt mehrheitlich die Fürsorge für die Kinder, den Haushalt und die soziale Einbindung am Ort. Das Wissen um diese normative Ausrichtung durchzieht die soziale Praxis am Wohnort wie ein roter Faden, entlang dessen spezifische Verhaltensweisen und Lebensstile als gebühlich bzw. ungebührlich klassifiziert und dessen normative Wertmaßstäbe als unhinterfragte Gewissheit sowohl das soziale Leben der dörflichen Gemeinschaft als auch das eigene Leben in dieser strukturieren. Individuen, die diesen sozial geteilten Vorstellungen nicht entsprechen, wie hier das Beispiel der befragten alleinerziehenden Mutter, obliegt es, mit diesem Normalismus flexibel (vgl. Link 1999) umzugehen. Dementsprechend setzt die befragte Mutter wenig später ihre Aussage im Interview folgendermaßen fort: S: *„Aber da muss man halt irgendwo drüberstehen“* (Stefanie A.).

Dieses von Stefanie A. annoncierte „Drüberstehen“ gilt jedoch nicht für alle befragten Personen gleichermaßen. Vor allem in der Anfangszeit der Lebensphase als Einelternfamilie hat die Diskrepanzverarbeitung nicht (mehr) dem lebensweltlich anerkannten familialen Ideal zu entsprechen (vgl. Nave-Herz 2013: 19), oftmals mit erheblichen, innerlichen Hürden verbunden, wie Ulrike H. zu berichten weiß: U: *„...es hat lange gedauert, bis ich den Weg zum Bäcker wieder gegangen bin. Ich habe das lange ausgehalten, dass man einfach weggeschaut hat, wenn ich kam“* (Ulrike H.).

Alleinerziehend zu sein in einem Ort, wo jeder jeden kennt, kann dann als besonders schwierig empfunden werden, wenn die sozialen Verknüpfungen eng sind und die soziale Kontrolle hoch ist. Da entsteht leicht das Gefühl, sich in besonderem Maße den sittlichen Gepflogenheiten anpassen zu müssen, um nicht Gefahr zu laufen, den Rahmen des normativ Zulässigen zu verlassen bzw. als abweichend sichtbar zu werden. Zuweilen erscheint unter diesen Bedingungen das Hervorheben der Normkonformität der Praktiken eigener Lebensgestaltung (vgl. Jaeggi 2014) vonnöten. Hierzu nochmals Ulrike H.: U: *„Ich leb wirklich ein Leben, da kann keiner was finden. Ich halte das Haus sauber, es ist nichts verwildert, ich bin nicht schlampig angezogen, man kann nichts finden“* (Ulrike H.).

Der Verweis auf die Wohlanständigkeit der eigenen, praktischen Lebensführung wird so zum Vehikel legitimatorischer Identitätskonstruktionen. Das Aufrechterhalten eines positiven Selbstbildes wird zusätzlich beeinträchtigt durch die Art der öffentlichen Berichterstattung (Interdiskurse). Die wiederkehrenden Medienberichte über das Armutsrisiko ‚Alleinerziehend‘, der Verweis auf die erhöhte Inanspruchnahme sozialer Leistungen, der überdurchschnittlich lange Verbleib im Bezug öffentlicher Transferleistungen und der Hinweis auf die potentielle Gefahr, zu Lasten der eigenen Kinder an den Anforderungen der Lebenssituation zu scheitern (Spezialdiskurse), tun das Ihrige, um eine positive Identifikation mit dieser Lebensform zu erschweren.

So verweben sich normalistische Diskurse (vgl. Brunner 2013; Link 1999) mitunter unglücklich zu einem abträglichen Bild alleinerziehender Personen in der Öffentlichkeit. Unter diesen Umständen fällt die Selbstdefinition als „Alleinerziehend“ und deren Veröffentlichung schwer.

K: „Ja, wie gesagt, „alleinerziehend“, das Wort an sich ist, ja. Nein! Ich weiß noch, wie ich damals auch, wie der Niki drei war, da machst du so einen Aufnahmebogen [im Kindergarten], wer das Kind abholen darf, wer es bringen darf und so, ja, da denke ich mir „was schreibst du jetzt da hin?“ und mir war das so zuwider, damals schon, einfach hinzuschreiben „alleinerziehend, Ausrufezeichen“, damit sie einfach so wussten: okay, es komme nur ich. [...] Aber es hat einfach auch so, ja, das Wort »allein«, weißt du, »allein«, das hört sich schon so isoliert und so abgekapselt an“ (Karla H.).

Dieses Vermeiden des Sichtbarwerdens kann sich gleichfalls auf der Ebene der konkreten Handlungspraxis widerspiegeln. So schildert eine andere befragte Mutter beispielsweise folgende Situation:

B: „Also, mittlerweile sage ich, geht es wieder, aber die erste Zeit [nach der Trennung], da wollte ich am Wochenende nicht raus, weil ich mich irgendwie geschämt habe, weil ich am Wochenende, das ist ja eigentlich Familientag und dann bin ich alleine mit den Kindern unterwegs. Also, das hat mich damals immer brutale Überwindung gekostet, dass ich sage, ich gehe raus“ (Berta, B.).

An dieser Aussage zeigt sich außerdem, dass bereits simple Praktiken der Freizeitgestaltung (hier Aktivitäten am Wochenende) durch normative Vorstellungen von Familienleben (vgl. Jaeggi 2014) und die Vorherrschaft bürgerlicher Familienkonstellationen – also Vater-Mutter-Kind – überformt sein können. Teilen alleinerziehende Personen diese sozial verankerten Vorstellungen, so reduzieren sich gegebenenfalls soziale Handlungsspielräume.

Wie alle Leitbilder, so sind auch bürgerliche Familienvorstellungen in sich strukturiert (vgl. Lück/Diabaté 2015: 22) und umfassen spezifische Rollenvorstellungen hinsichtlich moralisch angemessener Verhaltensweisen als Frau und Mutter bzw. Mann und Vater. Dies verdeutlicht eine alleinerziehende Mutter an folgendem Beispiel:

R: „Ich merke das auch beim Weggehen, also irgendwie alle paar Monate landet man dann nach'm Weggehen im Heider [Tanzlokal in der Nachbargemeinde] und dann ist das halt so, mein Gott, wieder diese ganzen Verheirateten, weil entweder die, die noch nicht verheiratet waren, die sind dann nichts für uns und die anderen sind verheiratet. Und da ist es total gefährlich, dass man aufpassen muss, was man tut. Und dass man sich keinen schlechten Ruf einfängt“ (Regina M.).

Resümierend stellt Regina M. im weiteren Verlauf ihres Interviews fest: „Als Alleinerziehende muss man besonders anständig sein“. Ihrer Meinung nach sind Praktiken im öffentlichen Raum scheinbar nicht frei wählbar und entlang eigener Bedürfnisse gestaltbar, sondern unterliegen ebenfalls sozialen Bewertungsprozessen (vgl. Jaeggi 2014). Diese orientieren sich oftmals an bürgerli-

chen Familienvorstellungen und damit einhergehenden geschlechtsspezifischen Konventionen.

Aber nicht nur in Hinblick auf Verhaltensweisen im öffentlichen Raum zeigen sich soziale Bewertungsprozesse entlang des bürgerlichen Familienleitbildes. Diese können sich auch auf die Zusammensetzung der Familienmitglieder und die Gestaltung der Haushaltsführung beziehen. So schildert eine weitere befragte Mutter folgende Begebenheit:

S: „Schräg gegenüber [wohnt] auch eine Familie. [...] mit zwei Kindern, Mädchen und Bub, das Mädchen ist mit der Sonja in die Schule gegangen, in die Grundschule, die ist [jetzt] auf der höheren Schule, die darf nicht mit der Sonja spielen. Nein, das ist eine Familie und so soll es sein mit ihrem Einfamilienhäuschen und ihrem Gärtchen, was sie haben, aber doch nicht in dieser abgewrackten Wohnung da, ohne Mann. Die darf nicht spielen mit ihr. Das gibt es schon noch, auf dem Dorf“ (Sieglinde W.).

Teilhabe und Zugehörigkeitsoptionen sind insbesondere im Hinblick auf Kinder von entscheidendem Belang. Dabei kommt sozialen Beziehungen eine ausschlaggebende Rolle bei Integrationsprozessen in die Dorfföfentlichkeit zu. Hier gilt es, vermeintliche Machtverhältnisse und soziale Einflusststrukturen im Soziotop ‚Dorf‘ zu berücksichtigen.

R: „...bei dem einen Fall, die Buben spielen miteinander Fußball, da ist es so, dass wir Fahrgemeinschaften bilden und dann schau ich schon immer, dass ich bei denen nicht mitfahre [...]. Und dann war halt ihr Mann alleine und dann sagt er, »jetzt geh weiter, fahr bei mir mit«. Dann hab ich mir schon gedacht, »nein, ich fahr da am besten nicht mit, weil wenn die [Ehefrau] das mitkriegt«. Also, ... da bin ich ganz vorsichtig bei der. Und die hat wirklich so, also die hat so viel zu sagen im Dorf, das ist eine ganz Eingefleischte. Die, wenn mögen würde, die könnte es einem leicht machen, dass man einen guten Einstieg hat“ (Regina M.).

Alle, in der Studie erhobenen Interviews zeugen von der hier dargestellten besonderen Relevanz sozialer Gewährsmänner respektive -frauen. Die Akzeptanz dieser Schlüsselpersonen erleichtert Einelternfamilien den Zutritt zur Dorfföfentlichkeit und erhöht die Möglichkeit der Teilhabe am dörflichen Geschehen. Dementsprechend lassen sich in den Interviews auch Aussagen von gelingender Integration finden, wie beispielsweise bei Rosi S.:

R: „ ... Wir haben jetzt am Mittwoch wieder einen, Stammtisch. [...] Ersten Mittwoch im Monat ist immer Hindlfinger Weiberstammtisch? [...] Da bin ich total integriert und also, das war das letzte Mal schon so lustig wieder, weil da sind wir unten gesessen bei den Nachbarn und dieses Mal sind wir in [Nachbarort] wieder drinnen beim Cafe Huber... Da gibt es einen guten Grappa“ (lacht) (Rosi S.).

Diese durchweg positive Integrationserfahrung von Rosi S. wird getragen von der Zugehörigkeitskategorie ‚Alteingessenen‘. Rosi S. ist in dem kleinen, überwiegend bäuerlich strukturierten Ort Hindlfingen aufgewachsen und nach einem mehrjährigen Aufenthalt in einem Nachbarort als alleinerziehende Mutter wieder dorthin zurückgekehrt. So konnte sie an bereits bestehende soziale Kontakte anknüpfen und wird im Ort als zugehörig erlebt. Inwiefern

auch das mehrheitlich bäuerliche Milieu der Gemeinde mit evtl. vorindustriell strukturierten Familien- und Rollenleitbildern (vgl. Nave-Herz 2013: 20ff.) hierauf latent Einfluss nimmt, wäre sicherlich überlegenswert, kann aber aufgrund der vorliegenden Daten nicht beantwortet werden.

Auffallend ist hingegen, dass zehn der befragten Personen vom Erleben sozialer Schließungsprozesse berichten. Beispielhaft hierfür ist die Aussage von Edeltraud H.:

E: „Am Anfang war ich immer traurig, hab mir gedacht, irgendwie schade, die [Ehepaare] reden da miteinander, trinken Kaffee mit anderen und ich, ich tue ja niemandem was, ich will ja nix. Aber das merkt man schon, dass sich die Ehepaare so zusammentun. ... Ja, und dann, ... mehrere Alleinerziehende tun sich dann auch zusammen, dann trinken die halt dann bei den Alleinerziehenden Kaffee, aber niemals bei einem Ehepaar“ (Edeltraud H.).

Diese Distanzierung, so wurde beobachtet, geht häufig von Frauen in Paarfamilien aus. Diese Aussage ist in zweierlei Hinsicht zu differenzieren: Zum einen trifft die Tendenz zur sozialen Schließung nicht generell auf alle Zweielternfamilien zu. Vielmehr weisen die Aussagen der Interviewten darauf hin, dass sich dieses Verhaltensmuster insbesondere bei stark am bürgerlichen Modell orientierten Familien findet. Zum anderen treten diese Tendenzen verstärkt gegenüber Frauen auf. So berichtet beispielsweise ein männlicher Befragter, dass seiner Beobachtung nach alleinerziehende Frauen eher mit diesen Abgrenzungstendenzen konfrontiert werden würden als Männer. Diese Annahme wird durch folgende Aussage von Regina M. ergänzt: *„Ich möchte jetzt nicht eingebildet sein, aber ich glaube, manchmal haben die Angst um ihre Männer“.*

Die Annahme liegt nahe, dass weibliche ‚Alleinerziehenden-Existenzen‘ nicht nur in Hinblick auf das potentielle ‚Abwerben‘ von (Ehe-)Männern ein Bedrohungsmoment für (Ehe-)Frauen bürgerlicher Couleur darstellen, sondern auch in Form eines anders gestalteten weiblichen Lebensentwurfs. Denn durch sie werden in besonderem Maße die Entwürfe jener Frauen in Frage gestellt, die sich stark an bürgerlichen Rollenvorstellungen und Familienleitbildern ausrichten.⁴ Derartige familiäre Lebensführungsmuster organisieren sich häufig entlang einer klaren Rollentrennung zwischen Mann und Frau. Der Mann hat den Broterwerb und damit die finanzielle Existenz der Familie zu sichern. Der Frau obliegt die Versorgung der Kinder und des Haushalts. In ihrer Zuständigkeit liegt zudem die Pflege sozialer Kontakte als Garant sozialer Einbindung und Teilhabe. Unbenommen der Tatsache, dass auch in den untersuchten ländlichen Räumen die gesamte Palette divergierender sozialer Milieus und Lebensstile zu finden ist, lässt sich dieser als eine Art des ‚Da-

4 Inwieweit durch alleinerziehende Väter bürgerliche Vorstellungen von Männlichkeit und männlichen Lebensentwürfen in Frage gestellt werden, kann auf der Grundlage des vorliegenden Datenmaterials nicht beantwortet werden. Diese, insbesondere für den ländlichen Raum, durchaus interessante Fragestellung müsste im Rahmen weiterer Studien beantwortet werden.

zwischen‘ charakterisieren – zwischen Moderne und Tradition, zwischen Pluralisierung der Lebensformen und bürgerlichen Kleinfamilien. Die Präsenz Alleinerziehender in der Öffentlichkeit ländlich strukturierter Kommunen, bspw. bei Kirchen- oder Gemeindefesten, konfrontiert bürgerliche Normalitätsvorstellungen mit der Möglichkeit andersförmiger Lebensführung. Bestrebungen des Bewahrens von hergebrachten Gepflogenheiten und Gewohnheiten stehen Tendenzen der Veränderung und Weiterentwicklung gegenüber. So formiert sich eine heterogene Gemengelage aus Tradition und Moderne. In den überschaubareren zwischenmenschlichen Beziehungen dörflicher Sozialstrukturen (vgl. Henkel 2004: 33) werden Einelternfamilien graduell als Non-Konventionalität sichtbar. Am bürgerlichen Familienideal orientierte Personen geraten dabei leicht zur *Persona non grata*, da sie potentielle Möglichkeiten anderweitiger Lebensformen vor Augen führen.

5 Resümee. Einelternfamilien als eine familiale Lebensform

Einelternfamilien finden sich im Spannungsverhältnis der eigenen familialen Praxis und einer zum Leitbild avancierten bürgerlichen Familienkultur wieder, die sich an Heteronormativität und tradierten Mustern geschlechtsspezifischer Rollenteilung orientiert. Wenngleich die bürgerliche Kleinfamilie nur für eine Periode von etwa 20 Jahren die mehrheitliche Lebensrealität erwachsener deutscher Bundesbürger*innen abbildete, so stellt diese mit einem derzeitigen Anteil von 70 Prozent weiterhin das überwiegend gelebte Familienmodell dar. Trotz zunehmender familialer Pluralisierungstendenzen – wie es sich beispielsweise am wachsenden Anteil von Einelternfamilien zeigt – ist ihre normative Bedeutsamkeit als Orientierungs- und Bewertungsfolie familialen Zusammenlebens ungebrochen. Dies gilt für die nachwachsende Generation ebenso wie für Personen, die aktuell in Zwei-, aber auch in Einelternfamilien leben. Für letztgenannte Personengruppe tut sich insbesondere zu Beginn ihrer Lebensphase als Einelternfamilie ein spürbarer Bruch in der bisherigen Kontinuität ihrer handlungsleitenden Orientierungen und normativen Familienvorstellungen auf. Die eigene Realität hat sich davon (ein Stück weit) entfernt und bedarf der Rechtfertigung, nicht nur den anderen, sondern auch sich selbst gegenüber. Denn das Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie tragen auch Mütter und Väter in Einelternfamilien in sich und als internalisierte familiale Wertvorstellung stets bei sich. So kommt es zwischen eigener Lebensrealität und normativem Modell der bürgerlichen Kleinfamilie zu Prozessen „flexibler Normalisierung“ (Link 1999). Die bestehenden Normen tradierter Lebensformen behalten hierbei ein Stück weit ihre Orientierungsfunktion und fungieren zugleich als Matrix sozialer und individueller Ver-

gleichs- und Bewertungsprozesse. Beobachtet wird, inwieweit die Praktiken familialen Zusammenlebens in Einelternfamilien sowohl familialen Aufgabenstellungen wie Reproduktion, Sozialisation, Haushalts- bzw. ökonomische Funktionen und die Regeneration ihrer Mitglieder sowie deren sozialer Platzierung (vgl. Schmidt/Moritz 2009: 13) gerecht werden als auch inwiefern sich dabei die betreffenden alleinerziehenden Elternteile – hier vor allem die Frauen – an die sittlichen Gepflogenheiten sozialen Zusammenlebens halten. Dass sie dies nicht innerhalb einer partnerschaftlichen Verbindung einer gemeinsamen Haushaltsführung tun, ist theoretisch erst mal für die Erfüllung der familialen Aufgabenstellung ohne Belang. Praktisch können Ein- wie Zweielternfamilien dem familialen Aufgabenspektrum gerecht werden oder aber auch an der Vielfältigkeit der an sie gestellten Herausforderungen scheitern.

Literatur

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1999): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Bohnsack, Ralf (2017): Praxeologische Wissenssoziologie. Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Brunner, Alexander (2013): Normalisierung als Diskurs der entstehenden Fürsorge in Österreich 1900-1935. In: Wissenschaftliches Journal österreichischer Fachhochschul-Stundengänge Soziale Arbeit. Nr. 10. www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/286/477.pdf. [Zugriff: 30.09.2019].
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2013): Alleinerziehende unterstützen – Fachkräfte gewinnen. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1979) (Hrsg.): Die Lage der Familie in Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005): Unterstützung für Alleinerziehende. Arbeitsmarktintegration und soziale Teilhabe. Berlin: Deutsches Jugendinstitut e. V.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006) (Hrsg.): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. 7. Familienbericht. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2017): Familienreport 2017. Leistungen, Wirkungen, Trends. Berlin.
- Engelbert, Angelika/Gaffron, Vanessa (2014): Alleinerziehende in Nordrhein-Westfalen. Unterstützungsbedarfe und Unterstützungsmöglichkeiten. ZEFIR-Forschungsbericht. Band 6. Bochum: ZEFIR.
- Giesel, Katharina D. (2007): Leitbilder in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): Grundlinien der Philosophie des Rechts. In: Ebd.: Werke in zwanzig Bänden. §§158-181. Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag.

- Henkel, Gerhard (2004): Der Ländliche Raum. Gegenwart und Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland. Stuttgart: Gebrüder Borntraeger Verlagsbuchhandlung.
- Honneth, Axel (2012): Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. 7. Aufl. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Jaeggi, Rahel (2014): Kritik von Lebensformen. Berlin: Suhrkamp.
- Jurczyk, Karin (2003): Alleinerziehende zwischen Privatheit und Institution. In: Fegert, Jörg M./Ziegenhain, Ute (Hrsg.): Hilfen für Alleinerziehende. Die Lebenssituation von Einelternfamilien in Deutschland. Weinheim: Beltz Verlag, S. 47-58.
- Link, Jürgen (1999): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Lück, Stefan/Diabaté, Sabine (2015): Familienleitbilder: Ein theoretisches Konzept. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich Verlag, S. 19-28.
- Lück, Stefan/Ruckdeschel, Kerstin (2015): Was ist Familie? Familienleitbilder und ihre Vielfalt. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich Verlag, S. 61-76.
- Nave-Herz, Rosemarie (2013): Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland. In: Krüger, Dorothea Christa/Herma, Holger/Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 18-35.
- Nohl, Arnd-Michael (2009): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag.
- Peukert, Rüdiger (2012): Familienformen im sozialen Wandel. 8. Aufl. Wiesbaden: Springer Verlag.
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2008): „Familie als Herstellungsleistung“. In: Zeiten der Entgrenzung. Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid, Familienforschung 2008, 1, S. 9-18. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-201763>. [Zugriff: 07.11.2019].
- Schmidt, Uwe/Moritz, Marie-Theres (2009): Familiensoziologie. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schneider, Norbert F. (1996): Nichtkonventionelle Lebensformen – Zwischen Individualisierung und Institutionalisierung. In: Zeitschrift für Familienforschung 14, S. 12-24.
- Schneider, Norbert F./Rosenkranz, Doris/Limmer, Ruth (1998): Nichtkonventionelle Lebensformen: Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen. Opladen: Leske + Budrich.
- Schneider, Norbert F./Krüger, Dorothea/Lasch, Vera/Limmer, Ruth/Matthias-Bleck, Heike (2001): Alleinerziehen: Vielfalt und Dynamik einer Lebensform. Weinheim: Juventa Verlag.
- „Sitte“ (o.J.). In: DWDS. Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache, hrsg. v. d. Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. <https://www.dwds.de/wb/Sitte>. [Zugriff: 19.09.2019].

- Statistisches Bundesamt Destatis (2018): „Familien“. <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/HaushalteFamilien/Glossar/Familien.html?view=getColorboxEntry>. [Zugriff: 14.11.2018].
- Wernberger, Angela (2017): Einelternfamilien im ländlichen Raum. Eine sozialisationstheoretische Perspektive auf die Praxis einer Lebensform. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Zwischen Anlehnung, Zurückweisung und Selbstbehauptung. Positionierungen multilokaler Nachtrennungsfamilien zum Leitbild der „Normalfamilie“¹

Tino Schlinzig

1 Einleitung

Die Vielörtigkeit alltäglicher Lebensführungen ist zu einem der zentralen Bestimmungskriterien spätmoderner Gesellschaften avanciert (vgl. Bonß/Kesselring 2001). Diese Entwicklungen schließen persönliche Beziehungen im Kontext der Familie ein. Das Modell der monolokalen Ehegattenfamilie büßt seine Monopolstellung im Gefüge privater Lebensformen zusehends ein und gibt (auch mehrörtig verfassten) Alternativen Raum (vgl. Maihofer 2014; Lenz 2013). Dem gesellschaftlichen Leitbild des Kernfamilienmodells stehen weitestgehend fehlende handlungsleitende Orientierungsschemata unkonventioneller und – mit Galvins (2006) Worten – „diskursabhängiger“ Familienmodelle gegenüber. Die im kollektiven Wissensvorrat westlicher Gegenwartsgesellschaften verankerten Vorstellungen von Familie hegen diese zudem in einer Haushaltsgemeinschaft ein und formulieren das gemeinsame Wohnen als eine grundlegende Konstituente von Familie, verknüpft mit weitgehend geteilten Annahmen über Bedürfnisse von Kindern und für deren Wohl förderliches Handeln (vgl. Schneider et al. 2015; Kaufmann 1990). Das in diesem Beitrag näher betrachtete sogenannte Wechselmodell als ein multilokales Familienarrangement nach Trennung und Scheidung, in dem Kinder zu (nahezu) gleichen Teilen in beiden elterlichen Haushalten wohnen, bildet in dieser Hinsicht eine Praxis jenseits dieser Vorstellung (vgl. u.a. Schlinzig 2017; Zartler/Grillenberger 2017; Schier 2013; Ahrons 1979). Dessen räumlich-zeitliche Doppelstruktur, das zyklische An- und Abschwellen der Haus-

1 Dieser Beitrag basiert auf dem Kapitel „(Selbst-)Normalisierungen und Problematisierungen eines Familienmodells“ meiner Dissertationsschrift (Schlinzig 2017), das überarbeitet und um weiterführende Überlegungen ergänzt wurde. Den Herausgeber*innen dieses Bandes sowie Anne-Laure Garcia und Karl Lenz danke ich für die wertvollen Hinweise und Anregungen.

haltsgemeinschaften, die damit einhergehenden wechselnden Rhythmen und Muster familialer Lebensführungen sowie das dynamische Rollengefüge rücken diese Familien in den Verdacht der Abweichung von einem gemeinhin als „Normalfamilie“ erkannten Modell. Wie die diesem Artikel zugrundeliegenden empirischen Befunde zeigen können, zwingt dieser Umstand Eltern und Kinder zum Innovieren mit Blick auf das eigene Handeln und zum Reflektieren der Stellung des gelebten Arrangements im Kanon bekannter Familienmodelle.

Der Beitrag fragt aus der Perspektive einer interpretativen Familiensoziologie und mit Bezug auf die normalismustheoretischen Überlegungen Jürgen Links (1997, 1992) nach den normalisierenden Subjektstrategien der Familienmitglieder und die darin aufscheinenden gesellschaftlichen Familienleitbilder. Das referierte empirische Material stützt sich auf narrativ-problemezentrierte Interviews mit mehrörtig wohnenden Kindern, ihren Eltern, deren Partner*innen sowie auf Gruppendiskussionen in den Familienhaushalten. Für die Auswertungen wurde die dokumentarische Methode der Textinterpretation angelegt (vgl. Bohnsack 2014).²

2 Vom Verdacht der Abweichung zum Innovieren. Normalismustheoretischer Blick auf multilokale Nachtrennungsfamilien

2.1 Das Verhältnis von Familie und Normalität

Die Familie als eine grundlegende Kategorie der Soziologie ist wie wenige andere eine in den verschiedensten Bereichen der Gesellschaft leidenschaftlich umkämpfte Größe. Familie als ein „Ort gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen“ betrachtend, schlägt der Schweizer Familiensoziologe Kurt Lüscher den Begriff der Familienrhetorik vor, der

„Texte, Bilder und Reden [bezeichnet], denen das Bemühen zugrunde liegt, ‚die‘ Familie bzw. spezifische Formen von Familie [...] in expliziter, bisweilen impliziter Weise öffentlich zu bewerten und sie als vorbildlich oder unerwünscht darzustellen“ (Lüscher 1997: 53).

Dieses Verständnis eröffnet Überlegungen dazu, wie sich ein spezifisches Familienmodell als Normalität und normative Orientierungsfolie etablieren

2 Neben Daten aus Eigenerhebungen stammen Teile der Interviewmaterialien aus ethnographischen Fallstudien, die im Rahmen der Schumpeter-Forschungsgruppe „Multilokalität von Familie“, unter der Leitung von Dr. Michaela Schier, von Januar 2009 bis Dezember 2014 am Deutschen Jugendinstitut München durchgeführt wurden (www.dji.de/multilokale_familie, Zugriff: 10.03.2019).

kann. Mit Sicht auf Jürgen Links normalismustheoretischen Ansatz haben sich Begriffe wie Normalität und Normalisierung zu „diskurstragenden Kategorien“ (Link 1997: 15) entwickelt, die in zahlreichen Spezialdiskursen ebenso wie in dem des Alltags und der Massenmedien zentral gestellt sind. Eine Verschränkung dieser Diskurse zu einem Komplex führe zu wissenschaftlichen wie alltagspraktischen Normalisierungsprozessen, die für die Moderne als spezifisch verstanden und mit dem Terminus des Normalismus begrifflich-konzeptuell gefasst werden können (vgl. Link 1992). In fast ausnahmslos allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens finden sich Bezüge auf das Normale und Abgrenzungen zum Anormalen. Beide sind Gegenstand und Resultat fortwährender diskursiver Aushandlungsprozesse um Grenzsetzungen. Link (1997: 75) spricht in diesem Zusammenhang von zwei normalistischen Strategien: Protonormalismus bezeichnet eine Strategie, die die Grenzzonen zwischen „Normalem“ und „Unnormalem“ schmal zu halten sucht. Die für moderne Gegenwartsgesellschaften typische Strategie des flexiblen Normalismus hingegen setze auf ein Expandieren der Normalitätszonen, die immer wieder veränderbar sind. Auch ihr liegt eine Unterscheidung zwischen „Normalem“ und „Unnormalem“ zugrunde, allerdings ist diese nur mittelfristig gültig und bietet den Subjekten die Möglichkeit der Selbst-Normalisierung resp. -Adjustierung im Gegensatz zur „Dressur“ eines Protonormalismus. Normalität sei die „massenhafte Antizipation eines potenziell faktensetzenden Konsenses“, eine Synchronisierung von kollektivsymbolischen (insbesondere massenmedialen) Darstellungen von Normalitätsvorstellungen (Link 1997: 16). Link (1992) stellt dabei positiv gewendet auch die Orientierung bietende Wirkmacht des Normalen heraus und die damit verbundenen Bestrebungen der Subjekte zur (Selbst-)Integration in die (an-)erkannten Normalitätskontinua.

Die Anschlussfähigkeit dieser Überlegungen wird sich im Weiteren in den Darstellungen der empirisch beobachtbaren Subjektstrategien zur Positionierung im Normalfeld des Familialen durch die untersuchten Familienmitglieder zeigen. Der Blick soll auf die in dem empirischen Material meiner Forschungen zu Identitätspolitiken multilokaler Nachtrennungsfamilien (vgl. Schlinzig 2017) aufscheinenden Normalisierungsstrategien von Eltern und Kindern in paritätischen Wechselarrangements als eine nichtkonventionelle Familienform gerichtet werden. Zentral ist hierbei die Frage, wie diese Familienmitglieder die extern an sie herangetragenen Differenzmarkierungen von Andersartigkeit und die Normalisierungsmacht des im politischen, rechtlichen und medialen Diskurs hegemonial gestellten Modells der modernen monokal verfassten Kernfamilie bearbeiten.

2.2 Die Beharrlichkeit der Kernfamilie als normativer Standard

Das, was als Normalität erachtet wird, ist nichts Statisches, sondern Veränderungen unterworfen. Der Blick auf die subjektiven Einschätzungen der Menschen zeigt, dass durchaus recht unterschiedliche Konfigurationen persönlicher Beziehungen als Familie (an-)erkannt werden (vgl. Schneider et al. 2015; Trost 1990). Mit einem Fragezeichen zu versehen ist jedoch die Annahme, dass im Zuge einer Pluralisierung familialer Lebensformen in Deutschland „kein dominantes und allumfassendes Familienleitbild wie einst das der traditionellen Familie“ existiert (Peuckert 2012: 9) und sich die Erschütterung der modernen Kleinfamilie auch auf normativer Ebene dokumentiert (ebd.: 17). Leitbilder sind trotz ihrer Veränderbarkeit recht träge und kulturelle Normalitätsvorstellungen „vergleichsweise resistent gegenüber sozialem Wandel“ (Lück/Diabaté 2015: 24). Trotz einer vermuteten größeren Toleranz gegenüber Abweichungen von der Kernfamilie bleibt das verheiratete, heterosexuelle, zusammenwohnende Paar mit Kindern „eine Art ‚Normalfolie‘, an der andere Lebensformen gemessen werden“ (Lück/Ruckdeschel 2015: 64), und stellt in diesem Sinne eine „institutionelle Tatsache“ dar (vgl. Funcke 2018). Wenngleich von einer Pluralisierung und Enttraditionalisierung familialer Lebensformen ausgegangen werden kann und das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie seine normative Verbindlichkeit einbüßt, bleiben die Idealbilder und Rhetoriken dieses familialen Normaltypus wirkmächtige Orientierungsfolien. Die mit diesem Arrangement verknüpften heteronormativen Geschlechterverhältnisse und die daraus abgeleitete personelle Zusammensetzung werden als „für alle Menschen geltende *Norm* des Zusammenlebens, ja als die Basis menschlicher Vergesellschaftung überhaupt universalisiert“ (Maihofer 2014: 316; Herv. i. Orig.). Der Begriff der Familie als ein „Ordnungswort“ (Bourdieu 1998: 128) ist „zugleich eine Beschreibung und eine Vorschrift“, die als „Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzip“ wirksam ist. Eine Grundlage für diese beharrlich hegemoniale Stellung auf der Ebene handlungsleitender Orientierungsschemata und damit in gesellschaftlichen Diskursen lässt sich in Vermutungen über das gelingende Aufwachsen von Kindern und einer damit assoziierten überlegenen Kompetenz und Moral finden. Eine Reihe von Studien überblickend hält Zartler (2012) fest, dass die Kernfamilie in dieser Hinsicht vielfach als beste Umgebung betrachtet und alternativen Familienarrangements mit Skepsis begegnet wird oder diese gar nicht erst als Familie anerkannt werden, auch von den in diesen Modellen Lebenden selbst (ebd.: 70). So wird die Kernfamilie in den Deutungen der von Zartler interviewten Eltern und Kindern als Gegenhorizont zu alternativen Modellen mit Attributen unterfüttert, die auf eine Vollständigkeit und einen besonderen Kompetenzvorsprung hinweisen (ebd.: 75).

2.3 *Räumliche Entgrenzung von Familie und das Primat der Haushaltsgemeinschaft*

Vorstellungen zur Normalität von Familie enthalten immer auch Annahmen über deren räumliche Verfasstheit. Oft wird Familie mit einer Haushaltsgemeinschaft in eins gesetzt, lange Zeit auch in der Familienforschung und in der amtlichen Statistik (vgl. Lenz 2013). Wenngleich das gemeinsame Wohnen von einem Großteil der Familien phasentypisch gelebt wird, wäre es verfehlt, sie darauf festzulegen. Diese hartnäckige Verknüpfung lässt sich auf die im deutschsprachigen Raum im 18. Jahrhundert dominante „Haushaltsfamilie des >ganzen Hauses<“ (Ehalt 2002: 10) zurückführen, die ursprünglich die Gesamtheit der in einem Haus lebenden Personen beschreibt – das Gesinde und die Haussklaven eingeschlossen. Dieses bis in die Neuzeit übliche und oftmals sozial romantisierte Muster des Wirtschaftens und Lebens des ganzen Hauses mit seiner charakteristischen Ortsbindung weicht der Trennung von Produktion und Reproduktion und damit einer Lebensführung an verschiedenen, voneinander getrennten Örtlichkeiten in der modernen bürgerlichen Kleinfamilie. Die Koresidenz im gemeinsamen Haushalt wird als Inbegriff des Privaten und Gegenentwurf zum Öffentlichen angelegt. Seine normative Verbindlichkeit und Breitenwirksamkeit erlangte das bürgerliche Familienmodell als Normaltypus in der Bundesrepublik der 1950er und 60er Jahre. Die wenig später konstatierte „Krise der Normalfamilie“ speist sich neben der sich lösenden Verbindung von Ehe und Familie auch aus der aufbrechenden biologischen Fundierung von Elternschaft sowie Veränderungen der Geschlechterverhältnisse (vgl. Peuckert 2012: 19ff.). Auch in räumlicher Hinsicht erfährt die Familie eine Ausdifferenzierung und Entgrenzung, etwa im Zuge erhöhter Mobilitätserwartungen im Kontext von Erwerbsarbeit oder in Form neuer Wohnarrangements nach Trennung und Scheidung (vgl. Schier/Jurczyk 2007). So schlägt sich die mittlerweile zum juristischen Normalfall erwachsene gemeinsame elterliche Sorge um die Kinder nach einer Trennung auch in der Entscheidung für ein entsprechendes räumliches Arrangement nieder. Das sogenannte Wechselmodell als ein paritätisches Wohnarrangement, in dem Kinder zu nahezu gleichen Teilen abwechselnd in den Haushalten beider getrenntlebender Eltern wohnen, avanciert bei Nachtrennungseltern mittlerweile sogar zum Mehrheitswunsch und Ideal (vgl. IfD 2017). Gleichsam werden nichtkonventionelle familiäre Lebensformen in der Politik und im Rechtsdiskurs, in Teilen der Wissenschaft, der therapeutischen Beratungspraxis und nicht zuletzt im Alltag der Menschen selbst in das Verhältnis zum Leitbild der modernen Normalfamilie gesetzt und als Abweichung markiert. Stabilität, Zugehörigkeit und Identität lassen sich im Rahmen eines wirkmächtigen „Sesshaftigkeitsdiktats“ (Hilti 2009: 82) nicht zusammen mit mobilen Lebensführungen wie denjenigen der hier betrachteten Kinder in paritätischen Wohnarrangements nach Trennung und Scheidung

denken. Gegenwärtige kulturelle Leitbilder präferieren nach wie vor das gemeinsame Wohnen der Familienmitglieder und damit deren physische Ko-präsenz. Trotz einer Zunahme multilokaler Familienarrangements zeigt sich diese Orientierung bemerkenswert beständig. So lassen die Interviews erkennen, dass die in multilokalen Familienarrangements lebenden Erwachsenen und Kinder insbesondere im Kontext institutioneller Strukturen wie der Schule und dem Kindergarten, der Erwerbsarbeit, aber auch im Netzwerk der erweiterten Herkunftsfamilie und im unmittelbaren sozialen Nahfeld mit Devianzattribuierungen in Berührung kommen, die eine mehrörtige Wohnlösung von Kindern nach Trennung und Scheidung als abweichend markieren (vgl. Schlinzig 2017: 281f.). Die Mobilität der Kinder zwischen beiden elterlichen Haushalten und damit die Teilhabe an beiden Lebensführungen wird mit dem dauerhaften Aufenthalt an einem Ort kontrastiert. Die getrenntlebenden (sozialen) Väter und Mütter sowie die aktiv multilokal lebenden Kinder müssen sich dieser „Normalität“ gegenüber positionieren.

3 Subjektstrategien der Normalisierung

3.1 *Normalisierung in Anlehnung an die »Normalfamilie«*

In ihren Beschreibungen ziehen die Interviewten unterschiedliche Referenzmodelle heran. Nehmen die Feststellungen von Abweichungen durch die soziale Umwelt vorzugsweise das monolokale „Normalfamilienmodell“ zum Vergleichshorizont, setzen sich die multilokalen Familien im Binnendiskurs zusätzlich zu anderen Nachtrennungsarrangements ins Verhältnis – dem Residenzmodell mit einem Primär- und Besuchshaushalt sowie dem der Patchworkfamilie. Ungeachtet dessen stellt „die Normalfamilie“ in den Orientierungen der Eltern und Kindern eine besondere Bezugsgröße dar, wie insbesondere im Gespräch mit Silvia³, einer sozialen Mutter der untersuchten Ensembles, erkennbar wird:

„Ich finde schon, dieses Thema, wie geht es dem Kind mit dieser Situation oder uns als Familie, verstehen wir uns überhaupt als Familie, dass das im privaten Umfeld immer wieder ein Thema ist. (...) Aber du [der Interviewer] meinst sozusagen dieses Infragestellen, ob das wirklich eine Familie ist, also auch im negativen Sinn. Ich glaube, dass die Frage immer irgendwie unterschwellig mitschwingt, dass man sich das immer irgendwie fragt und ich selber mich das sogar manchmal frage. Ich frag mich allerdings auch immer wieder, inwieweit dieses tradierte Familienbild da überhaupt seine Berechtigung noch hat oder inwieweit das wichtig ist oder nicht und gleiche das auch immer wieder ab.“

3 Die Namen aller Interviewten wurden aus datenschutzrechtlichen Gründen anonymisiert.

Die Interviewte bezieht sich auf wiederkehrende Erläuterungen innerhalb der Eigenfamilie. Im Vordergrund stehen dabei mögliche Auswirkungen des Arrangements auf individueller Ebene des Kindes und auf der des Familienkollektivs. Die multilokale Konfiguration des Arrangements bleibt nicht folgenlos für das familiäre Selbstverständnis. Die Andersartigkeit im Vergleich zur Orientierungsfolie des „tradierten Familienbildes“ und auch die damit einhergehenden Mühen und Konflikte provozieren die Frage danach, ob sich die Mitglieder des Ensembles als Familie bestimmen und wie ein solcher Entwurf aussehen kann. Die Selbstidentifikation als Familie ist Gegenstand fortwährender Reflexion und wird als ungeschlossen beschrieben. Gleichwohl die Legitimität des „tradierten Familienbildes“ in Zweifel gezogen wird, wird dieses Modell nicht verworfen. Vielmehr wird es in ein Verhältnis zum eigenen Arrangement gesetzt und hierüber dessen Berechtigung ausgelotet. Qualitäten wie Kontinuität und Verbindlichkeit werden als Eigenschaften eingeführt, die auch innerhalb eines multilokalen Ensembles erarbeitet werden können, sofern sich zwei Familien im Charakter von Kernfamilien ausbilden, wie Silvia im weiteren Verlauf des Interviews verdeutlicht:

„Ich glaube, dass es einen Unterschied ausmacht, wenn man in einer verbindlichen Art und Weise, also eine verbindliche Struktur entwickelt, und sozusagen durch die Höhen und Tiefen des Alltags miteinander geht; also dass es einen Unterschied ausmacht, ob man in der Lage ist, das zu leben, sozusagen, mit allem für und wider irgendwie und allen Schwankungen, die damit einhergehen. Also das andere ist sozusagen die Trennung, also irgendwie diese Patchworkfamiliensituation. Ist halt die Frage, was dann danach kommt, ne? Also wenn das jetzt so wie hier bei uns ist, ne? Wenn danach auf beiden Seiten diese engen tradierten Familienstrukturen irgendwie wieder entstehen. Weiß ich nicht genau, was das mit der Jasmin macht. Trotzdem ist dieser Bruch.“

Familie in der Gegenwart erfüllt eine Reihe von Aufgaben und Leistungen wie etwa die Koordination und Organisation des Familienalltags, die emotionale Stabilisierung ihrer Mitglieder, ihre Funktion als primäre Sozialisationsinstanz und Ort der Erziehung, der biografischen und habituellen Positionierung der Kinder sowie der Betreuung und Pflege (vgl. Kaufmann 1990). Verbindliche Strukturen werden in diesem Sinne einer Trennung und der als Zwischenstadium markierten Patchworkfamiliensituation gegenübergestellt. Im eigenen Fall deutet die Interviewte die multilokale Doppelstruktur beider Teilfamilien als zwei „tradierte Familienstrukturen“. Auch wenn es sich bei jeder der beiden räumlich getrennten Teilfamilien um das mit Stabilität, Kontinuität und Verbindlichkeit assoziierte Familienmodell handelt, stellt das Gesamtarrangement eine Zäsur zu der vormals „intakten“ Familie dar. Die für die Kinder gefundene Lösung einer mehrrötigen Lebensführung scheint so als ein ungewisses Experimentierfeld auf.

Ähnlich der von Hoffman-Riem (1984) eingeführten Differenzierung zwischen *Normalisierung als ob* und *eigener Art* findet sich auch in den Darstellungen der Familienmitglieder ein Orientierungsmuster wieder, das hier

als *Normalisierung in Anlehnung* gefasst werden soll. Dieses beschreibt das Changieren zwischen einer konstatierten Eigennormalität und der Suche nach Referenzpunkten zu einer Normalität des traditionellen Kernfamilienmodells. Angesprochen werden damit auch in Zusammenhang stehenden typische Handlungsweisen, wie sie als Vergleichsfolie etwa in Hinblick auf die psychosoziale Entwicklung der multilokal lebenden Kinder angehalten wird. Als normatives Orientierungsmuster wird dieses Modell weiterhin bemüht – von den Familien selbst sowie von deren sozialer Umwelt, wie einer der Väter der Untersuchung, Zacharias, feststellt:

„Ja ich glaub, das sagt schon sehr viel darüber, dass Jasmin auch sehr stolz ist, große Schwester zu sein, und ihre Geschwister auch gleichermaßen gern hat und liebt und sich auch immer wieder freut, hier oder bei ihrer Mutter zu sein und dann auch ihre Geschwister wiederzusehen und so. (...) Allerdings muss man auch sagen, sie ist halt schon zehn jetzt, und sie hat ja auch eine Menge anderer Bedürfnisse, und hat nicht mehr so viele Schnittmengen zu diesem Alter ihrer Schwester, die jetzt zwei wird und (...) ich glaub das ist ganz normal, wie das halt so ist. Also ist dann halt für sie, wollte ich damit sagen, insgesamt ein ganz normaler Zustand und sie fühlt sich hier wirklich zu Hause. Es ist nichts Außergewöhnliches irgendwie für sie, hierher zu kommen.“

Mit Blick auf die Entwicklung und das Wohlbefinden der Kinder bieten Verhaltensauffälligkeiten Anhaltspunkte für eine möglicherweise nachteilige Wirkweise des Familienmodells. So können die Interviews mit den Eltern zeigen, dass sie eine feine Sensorik für mögliche Probleme des Arrangements haben und grundsätzlich bereit sind, die damit verbundenen Praktiken zu überdenken. Gleichsam lassen sich Versuche einer Normalisierung des potenziell als problematisch erachteten Modells festhalten. Wie beispielhaft anhand des Interviewauszugs gezeigt werden kann, stellen die Eltern qua Beobachtung fest, dass ihre Kinder ihrem Entwicklungsstand entsprechende Verhaltensweisen zeigen, die allenfalls als in einer Diskrepanz zu den eigenen Erwartungen stehend gerahmt und damit nicht auf das Wohnmodell zurückgeführt werden. Diese Strategie der Normalisierung des Arrangements erfolgt unter Rückgriff auf Annahmen zu einem Normalfeld psychosozialer Entwicklung von Kindern.

Die Beschreibungen der personellen, zeitlichen und räumlichen Strukturen in den Interviews und Gruppengesprächen bewegen sich zwischen einer Entproblematisierung auf der einen Seite und Verdachtsmomenten über mögliche Abweichungen auf der anderen. Letzteres wird deutlicher, wenn der Blick auf die Normalisierungsstrategien und (impliziten) Gegenreden zu Fremdzuschreibungen des Familienarrangements als abweichend gerichtet wird. Die folgenden zwei Strategien lassen sich beobachten: (1) Dekonstruktion der Normalfamilie und des „Wochenendpapas“ nach Trennung und Scheidung sowie (2) Positivrahmung: Kompetenzzuwachs und Wissensvorsprung multilokaler Kinder.

3.2 *Dekonstruktion der Normalfamilie und die Gegenhorizonte „Wochenendpapa“ und Patchworkfamilie*

Die Normalisierung eines als andersartig markierten Familienmodells durch die Interviewten bewegt sich zwischen einer Anlehnung und Zurückweisung der herkömmlichen „Normalfamilie“. Um diese Ambivalenz aufzulösen und der „De-Normalisierungsangst“ (Waldschmidt 1998: 20) zu entgehen, führen Eltern wie Kinder ein Narrativ ein, das das traditionelle Kernfamilienmodell in seiner Harmonie und Beziehungsdichte als reine Rhetorik oder bloße Schimäre skizziert. Dieses Modell, das gemeinhin für die Erziehung und Sozialisation von Kindern als am geeignetsten angenommen wird, wird wiederholt hinterfragt und zu entzaubern versucht, wie folgender Ausschnitt aus dem Interview mit einer der Mütter, Marlena, zeigt:

„Na was ist Familie, ne? Das ist die Frage. Wenn ich jetzt mit dem Samuel nicht zusammen wäre, dann wäre für mich ein Paar, was sich getrennt hat, keine intakte Familie. Ich finde, wenn jetzt wieder ein Partner dazukommt, wie das jetzt bei uns ist, ist das wieder was anderes. Dann würde ich durchaus sagen, es ist eine zusammengewürfelte Familie. Die kann durchaus intakt sein, aber genauso kaputt sein. (...) Ich finde, dass Kinder, egal ob sie in einer intakten Familie sind, also Klassiker – Vater und Mutter verstehen sich bombastisch oder auch nicht, völlig wurscht, sie verstehen sich erst mal bombastisch in einer schönen klassischen Familie – dass die dort trotzdem ja gucken, was kann ich mit wem tun und wo sind die Grenzen des Einzelnen, und dass die dann, wenn du getrennt bist, für mein Empfinden noch mehr Spielraum darin bekommen, ne? Dann ist der Rahmen ein anderer. Dann gibt es noch mal einen anderen Haushalt. Dann haben die dort noch mal was anderes zu bewegen. Ja und intakt, hm, ich würde das jetzt, glaub ich, ungern (gewichten) wollen. Wobei ich an dem Wort doch einen Gefallen finden kann. ((lacht auf)) Was auch immer intakt ist. Aber Familie würde ich jetzt so für mich schon auch sagen, dass wir hier auch eine Familie sind, aber eine Familie, die immer noch in Bewegung ist“.

Die Anschlussfrage „Na, was ist eine Familie?“ schließt an einen öffentlichen Diskurs um die Heterogenität familialer Lebensformen an und nimmt Bezug auf eine grundsätzliche Schwierigkeit bei der Bestimmung von Familie in der Gegenwart. Trotz ihrer Ungewöhnlichkeit, so könnte man schließen, integriert Marlena ihre Eigenfamilie in gängige Vorstellungen des Normalen, die eine Vielfalt von Ausprägungen und gleichzeitig eine dominante Lesart der Normalfamilie kennen. Deutlich wird, dass die Bestimmung einer „intakten“ Familie über die Paarbeziehung erfolgen muss. Ein getrenntes (Eltern-)Paar ohne neue Partner*innen kann folglich keine solche „intakte“ Familie darstellen. Die Erweiterung um einen Partner oder eine Partnerin bildet etwas Drittes, namentlich eine „zusammengewürfelte Familie“. Dieses „Bricolage-Modell“ wird um Beschreibungen erweiterter Spielräume zur Aushandlung von Verhaltensgrenzen durch die Kinder in familialen Nachtrennungsarrangements ergänzt. Diese Freiheitsgrade werden dem Ideal der harmonischen, aus biologisch-sozialen Eltern und Kindern bestehenden, „schönen klassischen Familie“ kontrastierend gegenübergestellt. Weniger als ein positiver

Gegenhorizont zum Modell der eigenen Familie, deutet die Überhöhung darauf hin, dass die Interviewte die Harmonie des Gegenmodells als hypothetisch markiert und damit in Zweifel zieht. Bei der Betrachtung des eigenen Modells stellt sie jedoch trotz aller positiver Assoziationen auf das Differenzmoment zwischen zwei Orten, Personen(kreisen) und deren Praktiken sowie dem damit einhergehenden Irritationspotenzial für den jeweils anderen Ort ab. Der Dualismus von intakt vs. unvollständig, fragmentarisch, unvollkommen oder gar beschädigt wird als eine treffende Vergleichsgröße nicht verworfen. Gleichzeitig hält sie fest, dass auch ihr gelebtes Arrangement als Familie gedeutet werden kann, allerdings als eine „in Bewegung“ und damit zeitlich-räumlich, strukturell und ggf. auch personell unabgeschlossen. Hierin deutet sich eine Offenheit an, die dem Positivgegenhorizont des auf Stabilität setzenden und zweifelsfrei als Familie erkennbaren Arrangements der „schönen klassischen (Normal-)Familie“ gegenübergestellt wird. Die zwischen normativer Argumentation und erfahrungsgesättigten Beschreibungen wechselnden Darstellungen der interviewten Kinder und Eltern begründen eine eigene Normalität, die das Gewöhnliche, die Stabilität und Kontinuität betont. Das Modell wird aus eigener Anschauung generalisiert und seine Deutungen normativ gesetzt (vgl. auch Nixon et al. 2015 mit Blick auf Kinder in Ein-Elter-Familien). Jan, einer der sozialen Väter, ist darum bemüht, sein Familienarrangement in einem Normalitätskontinuum zu verorten, und nimmt Bezug auf die Normalfamilie und ihre Wirkung als Orientierungsfolie:

„Ich finde also die Kirsten ist eine normale Mutter für die Jasmin, ne? Und der Zacharias sicherlich ein normaler Vater. Also mit normal meine ich halt, die sieht die halt ganz normal im Alltag. Die sind da fester Bestandteil davon und die sind beide gleich wichtig und sind beide gefragt und nehmen aktiv an ihrem Leben teil und macht mit beiden was und das also so normal wie das halt so sein kann, ne? Da sind sicherlich viele normale Eltern, die nicht getrennt sind, füllen diesen Part weniger aus, ne? Wahrscheinlich die Väter hier und da, ne? Wo halt ein Vater ganz normal mit seiner Frau und seinen Kindern zusammenlebt, aber da ist er nie und ist immer bei der Arbeit und wenn er da ist, guckt er Fernsehen und so. Also da gibt es sicherlich manch einen, der viel weniger Vater ist, obwohl er nach außen betrachtet eigentlich ein ganz normaler Vater ist. Ist er aber in der Praxis gar nicht, ne? Und das ist, glaub ich, bei allen beiden Eltern, die hat es sehr gut, von denen hat sie echt viel.“

Die Normalität leiblicher Elternschaft eines solchen Wechselarrangements über räumliche Grenzen hinweg ist in Jans Sicht eine unter den gegebenen Bedingungen bestmögliche, wohl aber mit Abstrichen. Es ist eine begrenzte Normalität im Vergleich zu der einer permanent physischen Kopräsenz in monolokalen Familien. Hierbei allerdings scheint die Vermutung einer Diskrepanz zwischen der idealisierten Orientierungsfolie Normalfamilie und der tatsächlichen sozialen Praxis von Vätern auf, die als Negativfolie zum aktiven Engagement der beiden leiblichen Eltern im eigenen Arrangement herangezogen wird. Die Normalfamilie mit traditioneller geschlechterkonnotierter Arbeitsteilung und nicht präsenten Vätern wird dem eigenen, durch soziale

und affektive Bindung fundierten sowie durch Sorge erarbeiteten Familienarrangement gegenübergestellt. Das Auseinanderfallen von Rhetorik und Praxis wird zum Kernargument der (offenbar gesteigert notwendigen) Legitimation des mehrrötigen paritätischen Wohnmodells.

Das Modell kann über die argumentative Schmälerung von Defiziten und möglichen latenten Folgen normalisiert werden. Dies kann umso besser gelingen, wenn die als „Normalfamilie“ geltende Kernfamilie abgewertet wird. Die Normalisierung des eigenen Modells wird qua Abweichungsverdacht der „Normalfamilie“ eingeholt. Die aktive Praxis der Elternschaft und der geteilte Alltag werden zum normativen Anspruch und zur Normalitätsbehauptung. Mehr noch werden die strukturellen Bedingungen des Modells, die Trennung des Elternpaares, als Voraussetzung individueller und verantwortungsvoller Elternschaft eingeführt und die umfassende Aufmerksamkeit während der physisch kopräsenten Zeiten der Kinder als Qualität gerahmt.

Eine weitere Option eines Nachtrennungsarrangements stellt das sogenannte Residenzmodell dar: Die Kinder getrennter Eltern leben in einem Primärhaushalt und haben zum externen Elternteil – allermeist handelt es sich um die Väter – jedes zweite Wochenende und die Hälfte der Ferien Kontakt. Wenngleich auch diesem Modell das Stigma des auf eine Trennung folgenden Modells anhaftet, kann es mit Blick auf ein gesellschaftliches Verständnis von einer „gesunden“ Umgebung für das Aufwachsen von Kindern Anerkennung finden. Dies begründet sich zuvorderst in der Interpretation der monolokalen Wohnlösung als Verankerung und Orientierungssicherheit und damit weniger Kontrastierungsfläche zum traditionellen Kernfamilienmodell bietend. Hierzu positionieren sich die interviewten Eltern und Kinder der untersuchten multilokalen Familienarrangements, wie beispielsweise folgender Auszug aus dem Interview wiederum mit Jan zeigt:

„Das ist halt nicht das normativ normale Vater-Mutter-Kind, alle Kinder sind von den Eltern, sondern es ist halt ein bisschen anders. (...) Ich bin ja auch nicht der Stiefvater, ne? Ich bin ja irgendwas anderes. Wie gesagt, ich bin da nicht an die Stelle von dem Vater getreten. Den gibt es ja noch, ne? Da bin ich mir auch darüber im Klaren, dass (...) viel anders läuft, also dass dann die eigentlichen Väter oft ziemlich in den Hintergrund treten und der ganze Alltag eigentlich, dieses ganze alltägliche Vaterhandwerk eigentlich von dem Stiefvater dann übernommen wird. So läuft das, glaub ich, meist dann eher ab nach so einer Trennung. Und dann sieht das Kind seinen richtigen Vater, so, ja, weiß ich nicht, ausnahmsweise mal am Wochenende irgendwie so ein bisschen oder mal alle zwei Wochen ein Wochenende oder irgend sowas in der Art. Und das ist ja kein Alltagsleben. Das ist ja mehr so Urlaub, ne? Das zählt eigentlich nicht, finde ich.“

Der Interviewte konstatiert eine grundlegende Irritationsfähigkeit des Arrangements. Diese ergibt sich erstens aus deren Widerläufigkeit zu normalen Vorstellungen der personellen Zusammensetzung einer Familie und zu traditionellen Familienbildern. Hier werden die gesellschaftlichen Erwartungshaltungen mit der gelebten Normalität der meisten Familien zu einem Normalismuskomplex zusammengefasst. Zweitens ist nach Jan das Rollengefüge

der Mitglieder anders strukturiert – nicht nur zu einer monolokalen Kernfamilie, sondern auch zur konventionellen Form der Stieffamilie. Das eigene Familienarrangement stellt eine Besonderheit zu beiden Formen dar. Stieffamilien im herkömmlichen Sinn werden als ein negativer Gegenhorizont eingeführt: Der leibliche Vater tritt in den Hintergrund – die Begegnungen zwischen Vätern und Kindern beschränken sich auf Wochenenden. Diese sind in ihrem Charakter urlaubsähnlich und damit als Vaterschaft in der Orientierung des Interviewten nicht anzuerkennen. Der Stiefvater füllt die soziale Rolle des Vaters im Alltag des Kindes aus, er übernimmt das alltägliche „Vaterhandwerk“. Diese Beschreibung tritt jedoch auf das eigene Arrangement des Interviewten nur bedingt zu, es stellt neben der monolokalen Kern- und Stieffamilie vielmehr eine dritte Normalität eigener Art dar. Die Abgrenzung von der Kernfamilie und der konventionell gedachten Stieffamilie kann als eine Emanzipation und eine Integration des eigenen Arrangements in ein erweitertes Normalitätskontinuum des Familialen gedeutet werden. Das negativ konnotierte Residenzmodell der Stiefelternfamilie wird umgangen, indem deren Rollenbesetzung nicht übernommen wird. Der leibliche Vater übernimmt aktiv seine Rolle und bildet einen positiven Gegenhorizont zu den abwesenden Vätern des Residenzmodells. Diese Ausführungen stehen beispielhaft für das Ringen um Deutungshoheit über eine best practice eines Nachtrennungsarrangements. Wenn das gelebte paritätische Wohnmodell im Vergleich mit dem „Normalfamilienmodell“ bestehen kann, dann in der Positionierung als best practice in Abgrenzung zum Residenzmodell. Der für dieses Modell als üblich erachtete und statistisch betrachtet häufigere Wochenendpapa wird von Kindern wie Erwachsenen zur Negativfolie stilisiert. Die paritätische Teilhabe von Kindern und Erwachsenen an einem gemeinsamen Alltag wird zur Richtschnur für die Bewertung eines Nachtrennungsarrangements als gelungen erhoben, wie folgendes Zitat aus dem Gespräch mit einer der Mütter, Miriam, beispielhaft illustriert:

„Also es war klar, dass wir uns beide zu gleichen Teilen kümmern. Ich hab da auch nie drauf bestanden, dass die Kinder bei mir leben und er sie nur ab und zu haben kann. (...) Ich wusste auch, dass er das auch wollen würde, dass er die beiden [Kinder] aufwachsen sieht, und dass er eben nicht sagt, »die Kinder wohnen bei dir und ich hab sie nur am Wochenende oder jedes zweite Wochenende«, so wie man es ja oft hört, dass es so gemacht wird. Und ich hab da auch nicht drauf bestanden, weil äh, (...) er das Recht hat, sich mit zu kümmern und eben auch den Alltag mit den Kindern zu haben, und nicht immer nur ein kurzes Wochenende, (...) Und ähm, dass es für die Kinder vielleicht auch besser ist, beide Eltern zu haben, als bei dem andern immer nur zu Besuch zu sein oder so.“

Eine für die Selbstbeschreibung und -verortung im Normalitätskontinuum der Familienmodelle maßgebliche weitere Orientierungsgröße ist in der Figur der Patchworkfamilie zu finden, die als positiver Gegenhorizont einer Vereinigung der Familienkerne eingeführt wird, die eine Idealisierung erfährt und der gleichsam im Abgleich mit dem eigenen gelebten Modell kaum Realisie-

rungschancen zugesprochen werden. Die für das Gesamtarrangement konstatierte Trennung zweier familialer Welten mit je eigener habitueller und materieller Ausstattung sowie differenziellen Ordnungs- und Interaktionslogiken wird Gegenstand kritischer Reflexion. Die für beide monolokale Gemeinschaften und Identitätsbehauptungen konstitutiven Schließungspraktiken stehen dem positiven Gegenhorizont der Verschmelzung der zwei Familienorte gegenüber: „Dass die Lebenswelten gemischt sind, die Personen gemischt sind und dass ganz viel Mobilität drin ist, also räumliche, aber eben auch mental“, wie Zacharias, einer der Väter der untersuchten Familien, es zusammenfasst. Pointiert bringt er dies später im Bild des „großen Patchworkfamilientisches“ zum Ausdruck: „Dass sich das vielleicht mal so entspannt und dahingehend ändert, dass man da zusammen an einem großen Patchworkfamilientisch sitzt, (...) weil man wieder so gut miteinander kann, dass das auch einfach was Schönes wieder ist“. Den interviewten Eltern schwebt im Gegensatz zum Trennungscharakter des Status quo eine auf gegenseitiger Kooperation und emotionaler wie räumlicher Nähe fußende Familiengemeinschaft vor, die ihre Grenzen jedoch in ihrer Machbarkeit findet. Die Sicht auf das eigene Arrangement und die Positionierung desselben im Normalfeld der Familie bewegt sich im Spannungsfeld zwischen einer Normalität der „richtigen Patchworkfamilie“ und jener der „Normalfamilie“. Die „reine und echte Patchworkfamilie“ erlangt als eine Größe, die zumindest hypothetisch für das Gesamtarrangement realisiert werden könnte, eine herausgestellte Bedeutung. Zusammengelesen mit der Dekonstruktion des traditionellen Kernfamilienmodells als eine doppelsinnige Überhöhung erlangt das Arrangement der Patchworkfamilie eine ehrliche und authentische, weil im Konsens und in Eintracht der Mitglieder erarbeitete Aura.

3.3 *Positivrahmung: Kompetenzzuwachs und Wissensvorsprung multilokaler Kinder*

Eine Subjektstrategie zur Positionierung im Normalfeld des Familialen lässt sich in der vergleichenden Markierung von Zugewinnen der Kinder erkennen. Mit diesen kann das Arrangement aus Sicht ihrer Protagonist*innen im Diskurs um die best practice und Gelingensbedingungen für das Aufwachsen von Kindern in Nachtrennungsarrangements gewinnen. So wird die Normalität der zwei Zuhause der Kinder als ein Mehrwert des Arrangements betont. Weniger der Verlust eines Zuhauses als vielmehr die Verdoppelung wird als Zugewinn akzentuiert. Mögliche Defizite als Vorzüge zu re-interpretieren, kann als konstruktiver Umgang mit dem an das multilokale Familienarrangement herangetragenen Abweichungsverdacht gedeutet werden, wie sich anhand des folgenden Auszugs aus dem Interview mit einem der Väter, Sören, illustrieren lässt:

„Wenn du eben mit noch Unbekannten sprichst in dem Thema, dann kommen teilweise eben schon die (...) mit Vorurteilen belasteten Einstellungen und Fragen. (...) Also ich sag dann immer das was gut ist, das, was die da davon haben, weil die dann ja meistens das Schlechte sehen, ne? Oder das, was nega-, ähm, nachteilig daran ist und so ›Dieses ständige hin und her‹ und ›Da können die doch gar nicht‹, weißt du, so? ((lacht)) Das ist also dieses typische so ›Kann doch nicht gut gehen‹ und so.“

Herausgestellt werden Differenzen zwischen den sozialen Praktiken und Ordnungen der beiden Familienkerne und das Lernen am konstruktiven Umgang der Eltern mit der Nachtrennungssituation als ein Wissensvorsprung von Eltern, aber vor allem der Kinder. Anknüpfend an die in den vorherigen Ausführungen diskutierte Wendung der Folgefamilie als positiver Gegenhorizont in Abgrenzung zur Normal- und Stieffamilie mit einem primären Haushalt für die Kinder wird die mehrörtige Lebensführung mit einem Kompetenzzuwachs und -vorsprung der Kinder in Verbindung gebracht, wie sich beispielhaft am Gespräch mit Marlena zeigen lässt:

„Ein Vorteil davon ist, dass die sehr flexibel mit so Wechseln umgehen können, weil ich glaube, das macht die schon ganz schön fit, sich auf unterschiedliche Gegebenheiten einzustellen. Die müssen sich ja auf unterschiedliche Wohnungen einstellen, die müssen sich auf eine unterschiedliche Wohnqualität, Lebensmittelqualität, auf alles müssen die sich anders einstellen, auf andere Klamotten und was weiß ich. (...) Ich hoffe, das macht die in irgendeiner Form widerstandsfähiger oder anpassungsfähiger, dass die flexibler einfach werden, zu gucken, wie ist das, was hab ich da für Möglichkeiten? Auch dass die vielleicht so Problemlösungen anders angehen, ne? (...) Dass die auch lernen daraus, mit unterschiedlichen Personen umzugehen, und dass die trotzdem auch merken, es gibt einfach Dinge, die müssen gelöst werden und die müssen gemeinsam gelöst werden, und da kann ich nicht wegrennen.“

Der durch die Eltern sowie ihre Partner*innen angeführte planerische und soziale Kompetenzzuwachs sowie die Fähigkeit zur regelmäßig wiederkehrenden (Selbst-)Integration wappnet die aktiv multilokal lebenden Kinder für die zukünftigen Dynamiken in Paarbeziehung sowie Familie und schult diese in der Analyse und Lösung komplexer Probleme, so die Hoffnung. Die eigenen Verdachtsmomente zu möglichen abträglichen Folgen des rhythmischen Wechsels zwischen zwei Familienorten sowie die Auseinandersetzung mit dem normativen Leitbild der Sesshaftigkeit als einzig zuträgliche Umgebung für die Genese von Kindern kann hierüber eingefangen und umgedeutet werden. Die in den untersuchten Arrangements lebenden Kinder werden als besonders widerstandsfähig erachtet, gar noch besser für die Herausforderungen pluraler Gegenwartsgesellschaften vorbereitet, indem sie etwa weitreichende Organisationskompetenz und Verantwortung für die raumübergreifende Koordination ihrer Lebensführung durch die Eltern zugesprochen bekommen. Die durch Dritte in den Verdacht negativer Auswirkungen gezogene regelmäßige Mobilität der Kinder als Kontrast zur Sicherheit einer monolokalen Verankerung erfährt hier eine Neuauslegung, die es ermöglicht, das mehrörtige Leben der Kinder als den gesteigerten Mobilitätsanforderungen spätmo-

derner Gesellschaften am besten entsprechend zu re-interpretieren. Von außen herangetragene Problematisierungen werden mit Innovation und Vorsprung dekodiert und das Arrangement in einem Normalitätskontinuum familialer Lebensformen integriert.

4 Resümee

Die Familie der Gegenwart hat sich in ihrer Form und der Ausgestaltung des Lebensalltags ausdifferenziert. Die soziale Akzeptanz unkonventioneller Familienformen ist gestiegen. Die gemeinhin als „Normalfamilie“ bekannte monolokale Ehegatten*innenfamilie verliert als gelebte Realität zusehends seine Monopolstellung zugunsten von Alternativen, die auch in räumlicher Hinsicht anders verfasst sind. Das sogenannte Wechselmodell als ein paritätisches Wohnarrangement nach der Trennung und Scheidung eines Elternpaares, in dem Kinder zu nahezu gleichen Teilen abwechselnd in den beiden Haushalten der getrenntlebenden Eltern wohnen, stellt eine solche Alternative dar. So lässt sich beobachten, dass Väter und Mütter mit geteiltem Sorgerecht auch nach der Auflösung der Zweierbeziehung ihrer Verantwortung als Eltern gerecht werden und folglich die Sorge im Alltag ihrer Kinder geteilt wahrnehmen wollen. Eine solche multilokale Lebensführung steht in Kontrast zu der mit dem „Normalfamilienmodell“ verbundenen Vorstellung der Familie als eine Haushaltsgemeinschaft. Diese Normalität konstituierende Orientierungsfolie gibt jedoch nicht nur Auskunft über eine mehrheitliche Wohnpraxis, sondern ist verknüpft mit Annahmen über das gelingende Aufwachsen von Kindern und stellt nach wie vor den normativen Rahmen dar, von dem aus andere Arrangements als Abweichung interpretiert werden – im Kontext der Rechtsprechung, Wissenschaft, Beratungspraxis, Massenmedien und nicht zuletzt in den Deutungen der Mitglieder einer „Normalfamilie“ sowie ihrer Alternativen selbst. Letztere sehen sich in die Lage versetzt, ihr besonders „diskursabhängiges Familienmodell“ (Galvin 2006) in einem Normalfeld des Familialen zu positionieren und Fremdattribuierungen als abweichend zu begegnen. Dieser Beitrag, inspiriert von Jürgen Links normalistustheoretischen Überlegungen, konnte auf der Grundlage einer qualitativ-rekonstruktiven Untersuchung von Familien mit paritätischem Wohnarrangement zeigen, welche Subjektstrategien der Normalisierung ihre Mitglieder vor dem Hintergrund des nach wie vor wirkmächtigen Leitbildes der monolokalen Kernfamilie anwenden: (1) die Anlehnung an das gemeinhin als „Normalfamilie“ erachtete Modell, (2) dessen Dekonstruktion als reine Rhetorik oder bloße Schimäre sowie (3) die Selbstpositionierung als best practice unter den möglichen Nachtrennungsarrangements.

Literatur

- Ahrons, Constance R. (1979): The binuclear family. In: *Alternative Lifestyles* 2, 4, S. 499-515.
- Bohnsack, Ralf (2014): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*, 9. überarb. u. erw. Aufl., Opladen/Farmington Hills: UTB.
- Bonß, Wolfgang/Kesselring, Sven (2001): Mobilität am Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.): *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 177-190.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ehalt, Hubert Christian (2002): Familiäre Identität vom »ganzen Haus« zum Single-Haushalt. In: ders. (Hrsg.): *Formen familialer Identität*. Wien: WUV-Universitätsverlag, S. 7-10.
- Funcke, Dorett (2018): Die Kernfamilie. Eine institutionelle Tatsache. In: Kapella, Olaf/Schneider, Norbert F./Rost, Harald (Hrsg.): *Familie – Bildung – Migration. Familienformen im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 29-40.
- Galvin, Kathleen M. (2006): Diversity's Impact on Defining the Family. Discourse-Dependence and Identity. In: Turner, Lynn H./West, Richard (Eds.): *The Family Communication Sourcebook*. Thousand Oaks: Sage, S. 3-19.
- Hilti, Nicola (2009): Multilokales Wohnen. Bewegungen und Verortungen. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 2009, 1-2, S. 77-86.
- Hoffmann-Riem, Christa (1984): *Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Institut für Demoskopie Allensbach (IfD) (2017): *Getrennt gemeinsam erziehen. Befragung von Trennungseltern im Auftrag des BMFSFJ*. https://www.ifd-allensbach.de/fileadmin/IfD/sonstige_pdfs/Abach_Trennungseltern_Bericht.pdf. [Zugriff: 23.11.2019].
- Kaufmann, Franz-Xaver (1990): *Zukunft der Familie*. München: C.H.Beck Verlag.
- Lenz, Karl (2013): Was ist eine Familie? Konturen eines universalen Familienbegriffs. In: Krüger, Dorothea Christa/Herman, Holger/Schierbaum, Anja (Hrsg.): *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 104-125.
- Link, Jürgen (1992): Normalismus: Konturen eines Konzepts. In: *kultuRRevolution* 27, S. 50-70.
- Link, Jürgen (1997): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lück, Detlev/Diabaté, Sabine (2015): Familienleitbilder: Ein theoretisches Konzept. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 19-28.
- Lück, Detlev/Ruckdeschel, Kerstin (2015): Was ist Familie? Familienleitbilder und ihre Vielfalt. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 61-76.

- Lüscher, Kurt (1997): Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: Vaskovics, Laszlo A. (Hrsg.): Familienleitbilder und Familienrealitäten. Opladen: Leske und Budrich, S. 50-67.
- Maihofer, Andrea (2014): Familiäre Lebensformen zwischen Wandel und Persistenz. Eine zeitdiagnostische Zwischenbetrachtung. In: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diane/Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fragilen Gegebenen. Wiesbaden: Springer VS, S. 313-334.
- Nixon, Elizabeth/Greene, Sheila/Hogan, Diane (2015): "It's What's Normal for Me": Children's Experiences of Growing Up in a Continuously Single-Parent Household. In: *Journal of Family Issues* 36, 8, S. 1043-1061.
- Peuckert, Rüdiger (2012): Familienformen im sozialen Wandel. 8. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Schier, Michaela (2013): Multilokale Wohnarrangements von Müttern, Vätern und ihren Kindern nach Trennung und Scheidung. In: Schwedes, Oliver (Hrsg.): Räumliche Mobilität in der Zweiten Moderne. Freiheit und Zwang bei Standortwahl und Verkehrsverhalten. Berlin: Lit Verlag, S. 189-212.
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2007): Familie als Herstellungsleistung in Zeiten der Entgrenzung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 34, S. 10-17.
- Schlinzig, Tino (2017): Identitätspolitik multilokaler Nachtrennungsfamilien. Praktiken der Vergemeinschaftung im paritätischen Wechselmodell. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-226556>. [Zugriff: 08.03.2019].
- Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.) (2015): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Trost, Jan (1990): Do we mean the same by the concept of family? In: *Communication Research* 17, 4, S. 431-443.
- Waldschmidt, Anne (1998): Flexible Normalisierung oder stabile Ausgrenzung: Veränderungen im Verhältnis Behinderung und Normalität. In: *Soziale Probleme* 9, 1, S. 3-25.
- Zartler, Ulrike (2012): Die Kernfamilie als Ideal. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 24, 1, S. 67-84.
- Zartler, Ulrike/Grillenberger, Katrin (2017): Doubled Homes. Doubled Social Ties? Children's Relationships in Post-Divorce Shared Residence Arrangements. In: *Children & Society* 31, 3, S. 144-156.

Co-Elternschaften. Familienverhältnisse in Un-Ordnung?

Désirée Bender

Einleitung

Familienformen pluralisieren und dynamisieren sich (vgl. Jurczyk 2014). Die zentralen, die bürgerliche Kleinfamilie definierenden Aspekte, die normativ handlungsorientierend wirken (können), zeichnen sich durch eine institutionelle Verknüpfung der lebenslangen durch Liebe geschlossenen Ehe mit exklusiver Monogamie zweier ungleichgeschlechtlicher, Cis-geschlechtlicher Personen mit heterosexuellem Begehren (vgl. Nay 2017), dem gemeinsamen Leben und Haushalten, biologischer, sozialer und rechtlicher Elternschaft und der gemeinsamen, generationalen Sorge für gemeinsame Kinder. In verschiedenen Dimensionen findet ein sozialer Wandel von Familienformen statt (vgl. Peuckert 2008). Dieser begründet sich u.a. in einer recht hohen Scheidungs- und Trennungsquote und einer historisch betrachtet zunehmenden Zahl an Ein-Eltern- und Patchwork-Familien. Auch zunehmend gelebte Alternativen zur Institution Ehe, wie etwa nicht-eheliche Lebensgemeinschaften und andere Wohnformen wie Wohngemeinschaften, sowie Entkopplungen sozialer und biologischer Elternschaft, wie z.B. in Stief-, Inseminations-, Regenbogen- oder Adoptivfamilien zählen hierzu. „Das ‚Paket‘ der alten Institution ist aufgeschnürt, die einzelnen Elemente sind gegebenenfalls ‚isolierbar‘ und für sich zugänglich, aber auch in verschiedenen Varianten kombinierbar“ (Peuckert 1996: 38).

Co-Elternschaft als Familienform entfesselt auf verschiedenen Ebenen die Kleinfamilie im Kern definierenden Aspekte, rearrangiert sie, artikuliert und gestaltet Familie und darin enthaltene Geschlechterordnungen teilweise um, reproduziert aber bisweilen auch traditionelle Praxis- und Orientierungsformen. Im vorliegenden Beitrag wird das Phänomen Co-Elternschaft in seinem Verhältnis zur bürgerlichen Kleinfamilie als normativer Bezugspunkt untersucht. Entlang eines ethnografischen Forschungsprojekts der Autorin¹

1 Das bislang durch die Institutsinterne Forschungsförderung des Instituts für Erziehungswissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz geförderte Projekt „Co-Elternschaft und ihre Kinder. Orientierungen und Aushandlungen unkonventioneller Care-Arran-

werden vielfältige empirische Bezüge zu Iterationen familialer Praktiken und der Ordnung der bürgerlichen Kleinfamilie zugeordneten Deutungen und Normalitätsannahmen rekonstruiert. Zugleich werden auch subversive Momente innovativer Performationen familialer Praktiken und Artikulationen derselben fokussiert und damit ein Beitrag geleistet, eine der aktuell noch wenig beleuchteten privaten Lebens- bzw. Familienformen qualitativ in ihren empirischen Entstehungsprozessen auszuloten. Diese Gleichzeitigkeit bzw. das Nebeneinander von pionierförmigen Alltagspraktiken der care-Arrangements, der Geschlechterpositionen und -verhältnisse und der Artikulationen bzw. Praktiken familialer Zusammenhänge thematisiert der Beitrag entlang verschiedener zentraler Themen, die Co-Elternschaftsverhältnisse im Kern ausmachen.

Der Begriff Co-Elternschaft und zentrale Bedeutungsdimensionen

Co-Elternschaft kann verstanden werden als Familienform, die die Beziehungen der Eltern zum Kind, die Verantwortung für es und die generational angeordneten Care-Praktiken in den Vordergrund stellt. Die Interaktionspraktiken der Elternteile gruppieren sich dabei um die kollaborativen Careleistungen als Eltern für das gemeinsame Kind. Zumeist gehen sie darin jedoch nicht auf. So wurden empirisch bereits einige Formen sichtbar, in denen Co-Eltern mit dem Ziel der Vergemeinschaftung und des Austauschs untereinander, spezifische Begegnungs- und Interaktionsanlässe institutionalisieren. In diesen geht es oft nicht ausschließlich um das Kind und die es betreffenden Careleistungen. Stattdessen drückt sich in ihnen nicht selten auch eine Sorge der Erwachsenen umeinander aus, welche auf ihr Wohlbefinden in der Co-Elternkonstellation als Lebensentwurf zielt. Diese kollaborativen Praktiken sind häufig grundlegend für das Co-Elternverhältnis und dienen seiner stetigen Prozessierung und damit Aufrechterhaltung.

Eltern zu sein wird von Co-Eltern zumeist verstanden als die erwünschte Übernahme der Rolle derjenigen, die in letzter Verantwortung die Sorge und jedwede Entscheidungen für das Leben und die Entwicklung des Kindes sowie die Absicherung des Kindeswohls treffen. Zudem betrifft sie die Übernahme einer je subjektiv divers verstandenen Elternrolle. Die in der bürgerlichen Kleinfamilie traditionell zusammenfallenden Aspekte von Elternschaft (rechtlich, biologisch, sozial) werden in Co-Elternschaften zumeist als wert-

gements“ wird gemeinsam mit Sandra Eck bearbeitet, an die sich mein größter Dank für die Entstehung dieses Artikels richtet. Für hilfreiche und höchst weiterführende Kommentare bedanke ich mich zudem bei Sarah Dionisius.

volle Güter betrachtet. Wie diese auf welche Personen verteilt werden, welche Vorstellungen und Werte bei dieser Verteilung zugrunde gelegt werden, ob verschiedene Elternschaftsaspekte auf diverse Personen aufgeteilt werden oder sich einzelne Aspekte auf spezifische Elternteile konzentrieren, ist Gegenstand der Aushandlung der Beteiligten untereinander.² Die konkreten Aushandlungspraktiken der Akteure sind gleichwohl gerahmt durch rechtliche Restriktionen, die z.B. die Anerkennung von pluralen Elternschaften über zwei Elternteile hinaus rechtlich verunmöglichen. Zugleich wird Elternschaft in allen bisher untersuchten Fällen auch an aus dem bürgerlichen kleinfamilialen traditionellen Kontext bekannten verwandtschaftlichen wiederum auf die Beziehung zum Kind zielenden Rollenbezeichnungen „Mama“ und „Papa“ orientiert.

Die Spezifik dieser von den Akteuren zumeist selbst als Familie bezeichneten sozialen Gruppe umfasst in unseren bisherigen Untersuchungen eine gemeinsame, verbindliche, geplante, als dauerhaft entworfene, gewünschte und in Übereinkunft getroffene Übernahme von Verantwortung und Sorge für ein oder mehrere Kind/er durch mehrere erwachsene Personen, die sich als Eltern verstehen und bezeichnen (vgl. Bender/Eck 2017). Dabei ist die soziale, oft auch die biologische, Beziehung zu dem Kind für die Elternteile zentral, während die sozialen Beziehungen zwischen den an der Elternschaft beteiligten Akteuren untereinander höchst divers ausgestaltet sein können und sich bspw. nicht zwingend durch eine Liebesbeziehung definieren. Sowohl Personen, die sich auf unterschiedliche Weise, z.B. zum Zweck der Fertilisation und des gemeinsamen Ausfüllens der sozialen Elternrolle erst kennengelernt haben als auch solche, die schon zuvor eine freundschaftliche, intime und/oder romantische Beziehung zueinander pflegten, verorten sich innerhalb dieses Modells. Häufig wird eine freundschaftliche Beziehung zu dem/den anderen an der Co-Elternschaft beteiligten Personen gewünscht, gepflegt und meist sorgsam geprüft, ob man sich diesen Menschen als dauerhaft im eigenen Leben als Co-Elternteil präsent vorstellen kann.

Forschungsstand und begriffliche Vielfalt. Coparenting, Mehrelternschaft/plurale Elternschaft, platonic parenting

Im Jahre 1987 publizierten Ahrons und Wallisch als früheste Untersuchung im englischsprachigen Raum eine Studie zu coparenting, fassten dieses jedoch als interparentale Interaktionsdichte im Kontext von Ehescheidungen.

2 Zugleich eröffnet das Phänomen einen Blick auf care nicht etwa unter einer Belastungsperspektive, sondern vielmehr als erwünschte Tätigkeit. Der Lebensentwurf zentriert das Kind und die mit ihm verbundene Elternschaft.

Es folgten weitere Untersuchungen, die dieses und ähnliche Anliegen verfolgten (vgl. Ahrons/Wallisch 1987; Macoby et al. 1990; Macoby/Mnookin 1992; Hetherington/Stanley-Hagan 1995; McHale et al. 2000; Adamsons/Pasley 2006). Neben Typenbildungen zu Coparenting richten sich zahlreiche Beiträge auch auf die Qualität elterlicher Zusammenarbeit, Kooperation und Unterstützung bei verheirateten Paaren (vgl. Abidin/Brunner 1995; McHale 1995; 1997; McHale et. al 2000) und/oder nahmen häufig das Kindeswohl bzw. Auswirkungen der Qualität von coparenting auf die gemeinsamen Kinder in den Blick (vgl. Amato 1991; Adamsons/Pasley 2006). Ähnlich stellt sich die Situation auch im deutschsprachigen Raum begrifflich dar. Hier wird der Begriff coparenting gebraucht für das „Zusammenspiel der Eltern in der Erziehung eines gemeinsamen Kindes“ (Langmeyer 2015: 2; Walper/Lux 2017). Im deutschsprachigen Raum werden ebenfalls sowohl Nachscheidungsfamilien als auch verheiratete bzw. nicht ehelich zusammenlebende Paare mit gemeinsamen Kindern untersucht und dabei zumeist das bürgerliche Kleinfamilienmodell mit seiner heteronormativen Matrix zugrunde gelegt (vgl. Sünderhauf 2013; Walper 2016). Hierzu zählen zudem Studien, die die elterliche Zusammenarbeit in weiteren Familienformen wie etwa Stieffamilien untersuchen (vgl. Entleitner-Phleps/Langmeyer 2015).

Der Begriff der Mehrelternschaft bzw. plurale Elternschaft bezeichnet (sowohl aus sozialwissenschaftlicher als auch aus juristischer Perspektive) Konstellationen, in die mehr als zwei Elternteile einbezogen sind (vgl. Sanders 2018; Coester 2014; Bergold et al. 2017; Walper 2019; Röthel 2019; Feldhaus/Huinink 2011; Napp-Peters 2005). Schwenzel schlug 2016 eine Unterscheidung zwischen der nachträglichen Mehrelternschaft als in der Nachtrennungs- bzw. Scheidungsfamilie und der originären Mehr-Elternschaft vor, wobei dabei angenommen wird, dass diese überwiegend in gleichgeschlechtlichen Paarbeziehungen zur Realisierung von Kinderwünschen auftreten (vgl. Röthel 2019: 129). Gerade zum Begriff der originären Mehrelternschaft existieren Überschneidungen zu dem Konzept von Co-Elternschaft, welches der Studie des vorliegenden Beitrags zugrunde liegt (Kapitel 1).

Weitere Nähen bestehen zu Untersuchungskontexten von Regenbogenfamilien, ohne dass allerdings das Phänomen Co-Elternschaft eigens fokussiert wird (vgl. Kläser 2010) bzw. nur mit einem dezidierten Fokus auf homosexuelle Partnerschaften (vgl. Muzio 2010; Power et al. 2012; Mayrhofer 2014). Auch werden hier Begriffe wie Co-Mutter und Co-Vater benutzt, diese bezeichnen jedoch im Kontext von Regenbogenfamilien einen anderen empirischen Tatbestand und legen folgendes Verständnis zugrunde: „In Regenbogenfamilien ist zumindest eine Mutter oder ein Vater immer der nicht-leibliche und oft auch der rechtslose Elternteil. Sie oder er erhält die Rolle eines sozialen Elternteils – eines *Co-Vaters* oder einer *Co-Mutter*“ (Jansen/Steffens 2006, Hervorh. i. Orig.). In diesem Zusammenhang wird unter

Rückgriff auf empirische Daten betont, dass das „Co“ für „daneben, nicht gleichberechtigt“ (Jansen/Steffens 2006: 646) stünde. Dies wiederum kann, muss aber nicht, der empirischen Realität des hier angelegten und untersuchten Verständnisses von individuell ausgehandelten Co-Elternverhältnissen entsprechen. Daher gilt es in der empirischen Analyse zu rekonstruieren, ob die begriffliche Prämisse von „Co“ als Abwertung neben der eigentlichen Elternrolle erlebt/entworfen wird.³

Eine Ausnahme bezüglich einer nicht nur in den Selbstbezeichnungen der Co-Eltern-Akteure verwendeten Bezeichnung von Co-Elternschaft, welches unserem Verständnis der gemeinsamen Verantwortung und Sorge für ein oder mehrere Kind/er durch mehrere erwachsene Personen entspricht, stellt ein beim Deutschlandfunk Kultur mit Sabine Walper (Forschungsdirektorin am Deutschen Jugendinstitut) gesendete Beitrag dar. Hier wird der Begriff coparenting „als neue Möglichkeit gemeinsamer Elternschaft ohne Partnerschaft“ (Welty 2016) bezeichnet. Damit umfasst die begriffliche Definition nicht alle Dimensionen, die dem hier formulierten Vorschlag zugerechnet werden. Eben dieses Verständnis von coparenting ist auch unter dem Begriff des platonic parenting zu finden (vgl. Bremner 2013; Hope 2014; Papalia 2014), findet aber im deutschsprachigen Raum sozialwissenschaftlicher Forschungen kaum Einsatz. Gerade, dass hier verschiedene Begriffe mit höchst unterschiedlichen Inhalten verknüpft werden, weist das Feld als recht diffus aus.

Eine vergleichbare sozialwissenschaftliche Untersuchung, welche Co-Elternschaft als gelebte Familienform in unserem Verständnis umfasst, also auch als solche bezeichnet und öffentlich in Erscheinung tritt, findet sich aktuell im deutschsprachigen Raum nicht.

Dennoch existieren sowohl inhaltliche Überschneidungen innerhalb der empirischen Untersuchungen als auch unter anderen Begrifflichkeiten statt-

3 Das Verständnis der Bedeutung einer Co-Mutter bzw. eines Co-Vaters als abgewertet neben der eigentlichen Elternrolle zu verstehen, ist – rechtlich betrachtet – mittlerweile als veraltet zu begreifen (BGBl. I 2017), da im Jahre 2017 das Recht auf Ehe für „Personen gleichen Geschlechts“ (ebd.) in Deutschland eingeführt wurde. Gleichwohl finden sich (eben auch vor dem Hintergrund einer ehemals rigiden Gesetzgebung) aktuell noch immer Verständnisse des Präfix „Co-“ (Mutter/Vater) als dem in Relation zu Mutter/Vater nicht gleichgestellten Elternteil. Zudem ist kritisch anzumerken, dass die gleichgeschlechtliche Ehe zwar eingeführt, wohl aber das Abstammungsrecht nicht geändert wurde. Die „Eltern-Kind-Zuordnung“ gehe „von zwei verschiedengeschlechtlichen Elternteilen aus“ (LTO Redaktion 2018). Das heißt, dass nicht automatisch die beiden Ehepartner*innen gleichen Geschlechts als Eltern eines Kindes eingetragen werden, sondern lediglich die gebärende Person (ebd.). Bei heterosexuellen, Cis-geschlechtlichen Ehepartner*innen wird entsprechend der (als männlich identifizierte) Partner als Elternteil eingetragen, wenn ein Kind von der anderen, an der Ehe beteiligten („weiblichen“) Person geboren wird.

findende, teils ähnlich gelagerte Forschungsinteressen und Diskussionen, die oben benannt wurden.

Forschungsdesign, Methodik und Datensorten

Das qualitative, ethnografisch ausgerichtete Forschungsprojekt richtet sich auf die Beschreibung und Analyse verschiedener empirischer Datensorten, wobei das zirkuläre Erhebungs- und Auswertungsverfahren zum aktuellen Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen ist. Insgesamt werden solche Akteure als Bestandteil des Samples betrachtet, die sich selbst als Co-Eltern bzw. als eng mit einer Co-Elternschaft verbundene Akteure begreifen bzw. Auskunft über sie geben können, weil sie ihnen beratend zur Seite stehen.

Bislang wurden Expert*inneninterviews mit Beratenden in Regenbogenfamilienzentren und ohne spezifischen Fokus in der Familienberatung Tätige in verschiedenen deutschen Großstädten geführt, die häufig mit Co-Eltern in Kontakt stehen und diese im Prozess der Familiengründung und auch begleitend über diese hinaus beraten. Des Weiteren wurden Leitfadenterviews, mit hohem narrativem Anteil, mit Co-Eltern geführt, die aktuell in Co-Elternschaften leben, aus diesen ausschieden oder bei denen sich aktuell eine Co-Elternschaft in Entwicklung befindet. In diesen interessierten neben den Entstehungsformen der Co-Elternschaft, auch Prozesse der Entstehung der Kinder, die Aushandlungen und Verhandlungen von Care-Arbeit sowie weitere Themen. Der im Rahmen des Beitrags gewählte Fokus liegt auf den Entstehungsformen von Co-Elternschaft und Motiven ihrer Entwicklung in Hinblick auf das jeweils von den Co-Eltern zur bürgerlichen Normalfamilie eingemommene Verhältnis.

Neben den erhobenen Interviews fließen auch weitere empirische Daten zu Co-Eltern(schaft) in das ethnografische Forschungsprojekt ein. Die bisherigen ins Sample aufgenommenen Daten umfassen somit ebenfalls massenmediale Darstellungen von Co-Elternschaft wie Zeitungsartikel über Co-Elternfamilien und weitere Formen der Selbstzeugnisse/Selbstdarstellungen von Co-Eltern (z.B. in Büchern, Blogs oder TV-Dokumentationen). Diese wurden mit der Grounded Theory Methodologie nach Strauss/Corbin ausgewertet (vgl. Strauss/Corbin 1990; Strauss 1991). Dabei wurden die Daten erst offen codiert und später durch weitere Codiervorgänge miteinander in Relationen gebracht und auf höhere Abstraktionsniveaus bezogen. Entlang des Kodierparadigmas (vgl. Corbin/Strauss 1990) konnten so Kategorien und später Kernthemen von Co-Elternschaft ausgemacht werden und diese vorerst im Kontext des sozialen Wandels von Familie und hierauf in ihrem gesamtgesellschaftlichen Stellenwert reflektiert werden. Geschlecht und Geschlech-

terverhältnisse wurde(n) dabei als Bezugspunkte der Untersuchung immer wieder in ihren Bedeutungsdimensionen relevant (vgl. Helfferich 2017).

Entstehungsformen von und Motive für Co-Elternschaft

Wege in Co-Elternverhältnisse und ihre Entstehungsgründe sind ebenso heterogen wie Co-Elternschaften als Phänomene selbst. Jedoch lassen sich einzelne Faktoren ausmachen, die häufig von Bedeutung sind. Drei größere Bezugspunkte sind vorfindbar, die im Folgenden näher erläutert werden. Bezüglich des Entstehungskontextes und der konkreten Motive zur Entwicklung von Co-Elternschaften spielen nicht nur biografische Erfahrungen der Akteure und geschlechterbezogene und/oder biologische Aspekte eine bedeutsame Rolle, sondern insbesondere auch sozialpolitisch-gesellschaftliche Auseinandersetzungen, meist im Sinne der kritischen Reflexion heteronormativer Paarbeziehungs- und/oder Familienmuster. Diese werden nicht selten mithilfe feministischer Argumentationen als patriarchale Modelle identifiziert und deshalb abgelehnt. Auch unter Rekurs auf statistische Angaben der hohen Anzahl an Scheidungen und Trennungen monogamer, am Liebesideal orientierter, sich durch Exklusivität auszeichnende Paarbeziehungen werden diese als Modell des Scheiterns gedeutet (vgl. König 2015).

Insbesondere Akteure, die in solcherlei gesellschaftskritischer Manier an verschiedenen Aspekten der bürgerlichen Kleinfamilie den Weg in ein Co-Elternschaftsverhältnis einschlugen, verbinden mit diesem auch spezifische Werte der Begegnung und des Umgangs der Elternteile untereinander, die sie in ihrer privaten Lebensform gezielt und reflexiv kultivieren. In diesem Zusammenhang ist Co-Elternschaft als soziales Phänomen auch als spezifischer Lebensstil angemessen zu beschreiben. Co-Elternschaft als Form der individuellen, wertegebundenen Lebensgestaltung und Lebensführung wird hier reflexiv unter den Akteuren diskutiert, intendiert hergestellt, und wird als konkrete ‚doing parenting‘ bzw. vielmehr ‚doing family‘-Praktik sichtbar. Konkrete, in diesem Kontext geschätzte, Werte der Akteure sind etwa Ansprüche egalitärer Arbeitsteilung, die unabhängig von Geschlechterrollen verlaufen soll, das Desiderat der Anerkennung der Wünsche und Bedürfnisse eines jeden an der Co-Elternschaft beteiligten Akteurs, eine damit verbundene Offenheit und Ehrlichkeit über eigene Bedürfnisse, Gefühle und Gedanken zu sprechen und diese den anderen mitzuteilen. Die Kultivierung solcher und anderer Werte der Begegnung und der Gestaltung von Familie als spezifischer ‚doing family‘-Praxis wird von einigen nicht nur in Bezug auf die eigene Familie gepflegt.

So gibt es Co-Eltern, die u.a. die Anerkennung alternativer Familienformen als gesellschaftspolitisches Anliegen verfolgen. Als Kulturkritiker

und Intellektueller in der Öffentlichkeit tritt allen voran Jochen König in Erscheinung. Dieser schreibt auf seinem Blog und in Monografien über verschiedene Familienformen in Deutschland und weist Vorstellungen von Natürlichkeit (bzgl. Geschlechterrollen wie z.B. Vorstellungen von Mütterlichkeit, dem Modell monogamer, exklusiver Paarbeziehungen und der bürgerlichen Kleinfamilie, aber auch Sexualitätsnormen) zurück, indem er sie als spezifische kulturelle Praktiken identifiziert. Insbesondere in seinem Buch „Mama, Papa, Kind. Von Singles, Co-Eltern und anderen Familien“ formuliert er vor dem Hintergrund verschiedener Kritiken an Normalitätsannahmen, die in der bürgerlichen Kleinfamilie wirksam werden, folgende Frage:

„Wenn also all diesen Aspekten familiären Zusammenlebens wie Liebe, Partnerschaft, Sexualität, Ehe, Arbeitsteilung und Erziehung keine eindeutig vorgegebene Natur zugrunde liegt, sondern sie in ihren aktuellen Ausprägungen Ergebnis fortdauernder Aushandlungsprozesse sind, wer sitzt dann am runden Tisch und handelt die Bedingungen aus?“ (König 2015: 28).

Familie nicht als Institution fassend, die als Normalmodell immer wieder gleich wiederholt und hervorgebracht werden muss, sondern sie vielmehr als kontingentes Praxisset verstehend, ruft König dazu auf, Familie als individuellen sozialen Gestaltungsraum zu begreifen. Diesem kommt nach König auch deshalb eine besondere Bedeutung zu, da er als primäre Sozialisationsinstanz für Kinder wirksam wird, sie in ihm Werte vermittelt bekommen, in Geschlechterrollen sozialisiert werden, genderspezifische Erwartungen hiermit verknüpft sind und Eltern sich fragen sollten, welche Werte sie der zukünftigen Generation gerne weitergeben möchten (vgl. ebd.: 38ff.). Solche gesellschaftskritischen Akteure kämpfen also bisweilen auch öffentlich für eine Anerkennung verschiedenster Familienformen. Sie konstruieren einen Blick auf familiäre Normalität und ihre Anerkennung als solche als etwas, das sich an der konkreten Lebenspraxis entscheidet und nicht entlang von Normativitäten, an denen sich Individuen zu orientieren haben. Dies heißt nicht, dass nicht auch auf die konkrete Lebenspraxis gesellschaftliche Normvorstellungen einwirken, doch proklamieren Akteure wie König, dass dies nicht so sein sollte. In diesem Sinne verdeutlicht König in seinem Buch auch, dass etwa Regenbogenfamilien keine Einzelfälle, sondern verbreiteter als zumeist auf den ersten Blick sichtbar gelebte Realitäten in Deutschland bilden und sieht es als kritisch, wenn Lebensmodelle ungeprüft übernommen werden (vgl. König 2015).

Häufig nehmen Co-Elternschaften ihren Beginn auch in biografischen Erfahrungen des (teils mehrfachen) Scheiterns von auf Langfristigkeit ausgelegten Paarbeziehungen. Die befragten Personen, die diesem Typ zuzuordnen sind, zeichnen sich dadurch aus, dass sie in der Regel die Erfahrung des Scheiterns ihrer Paarbeziehungen nicht alleine individuell begründen, sondern sie vielmehr in eine Kritik am Modell der monogamen, exklusiven Paarbeziehung überführen. Ein Beispiel für eine solche Deutung findet sich

in folgendem Interviewausschnitt mit einer Frau, die bereits ein Kind hat, welches nach der gescheiterten Paarbeziehung nun im Wechsel bei seinen getrenntlebenden Eltern lebt. Sie antwortet auf die Frage, ob sie sich vorstellen könne, ein weiteres Kind in einer anderen Konstellation zu bekommen oder ob sie auf der Suche nach einer neuen Paarbeziehung sei:

„Wie? Du meinst so standardmäßig mit Vater-Mutter-Kind? So noch mal? (Sie lacht). Nein! Auf gar keinen Fall kann ich mir das noch mal vorstellen, daran glaub ich nicht mehr. Das gibt es für mich auch gar nicht mehr wirklich“.

Sie weist in dieser Antwort nicht nur für sich selbst den biografischen Entwurf einer monogamen, am Liebesideal ausgerichteten, exklusiven Partnerschaft zurück, in der sie ein Kind bekommen könnte. Vielmehr deutet der letzte Satz des Ausschnitts an, was der weitere Verlauf des Interviews bestätigt: Sie geht prinzipiell nicht mehr davon aus, dass das bürgerliche Kleinfamilien-Ideal der Kombination einer (zufriedenstellenden) Partnerschaft mit einer gemeinsamen Elternschaft überhaupt funktional, auf Dauer realisierbar und sinnvoll ist. Hier deutet sich an, dass auch biografische Erfahrungen zu einer Kritik an dem Modell der bürgerlichen Kleinfamilie führen können.

Ein weiterer, empirisch auftretender Typ ist innerhalb der heteronormativen Geschlechterordnung der bürgerlichen Kleinfamilie zu verorten und wird im Folgenden unter genderspezifischen und/oder biologischen Bezugspunkten erläutert. So kann etwa die individuelle, von der Cis-geschlechtlichen Norm abweichende Geschlechteridentität bei Trans*Personen, alternative Beziehungsmodelle wie etwa der Polyamorie⁴ oder auch die Abweichung von der heteronormativen Begehrensstruktur einen zentralen Anstoß dafür darstellen, dass die Realisierung des Modells der bürgerlichen Kleinfamilie als unmöglich (und oft auch nicht als erstrebenswert) wahrgenommen wird. So erzählt etwa Kirsten, eine in einer Co-Elternschaft und innerhalb polyamou-röser Beziehungen lebende Trans-Frau, dass sie sich schon früh ein Kind und eine Familie gewünscht habe und berichtet weiter:

„und äh ja, hatte immer nen Kinderwunsch, äh war aber eben im Studium drin und da hat das nicht so richtig gepasst und so weiter alles. Und ähm, genau aber es war für mich halt immer son Gedanke so naja, ich hätte schon irgendwie gern ne Familie aber ich werd das wahrscheinlich nicht in Form dieser irgendwie äh Kleinfamilie haben wollen können, wie auch immer, weil das nicht zu meinem Beziehungsmodell auch überhaupt irgendwie [passt]“.

Der Ausschnitt verdeutlicht die Kombination verschiedener Dimensionen als Ausgangspunkt für eine Co-Elternschaft: Die beiden Wünsche nach einem Kind und einer Familie, die Kirsten in dem vorgängigen Interviewteil als separate Wünsche voneinander benennt, lassen sich nicht mit der bürgerli-

4 Als Polyamorie wird die „Bereitschaft/Fähigkeit/Entscheidung/Philosophie, mehr zu lieben, mehrere (Menschen) zu lieben, d.h. mehr als eine sexuell-erotische Beziehung über einen bestimmten Zeitraum zu führen“ bezeichnet (Rüther 2005: 53).

chen Kleinfamilie und den mit ihr verknüpften heteronormativen Elementen vereinen. Dies verdeutlicht die sehr passende Formulierung „haben wollen können“: Weder wird die Realisierung eines „normalen“ kleinfamilialen Modells als möglich empfunden noch überhaupt ihr „wollen können“. Hierin wird deutlich, dass die heteronormative Matrix, die der bürgerlichen Kleinfamilie zugrunde liegt, die Bedingung für die Unmöglichkeit des „haben wollen können“ darstellt und Kirsten damit schon der Wunsch nach einer solchen verwehrt bleibt. Dennoch: Der Wunsch nach der Möglichkeit, eine Familie mit Kind haben zu können, besteht weiter und stellt den Ausgangspunkt der Suche nach Alternativen dar. Es zeigt sich hier ein Ausschluss der Partizipation am familialen Normalmodell und damit verbundenen Anerkennungserfahrungen qua Geschlecht(eridentität)/Gender/Cis-Geschlechtlichkeit und der Wahl eines alternativen Partnerschaftsmodells, das von normativen Erwartungen abweicht. Das Individuum ist hier dazu aufgerufen, selbst alternative Entwürfe zu entwickeln, in denen – immer jenseits der mit der bürgerlichen Kleinfamilie verbundenen Anerkennung – eine Familie mit Kind denk-, vorstell- und umsetzbar wird. Deutlich wird hier eine Verschränkung der Orientierung an dem bürgerlichen Kleinfamilienmodell als biografischer Normalentwurf von Familie und der subjektiven Erwägung der Realisierung von Teilen des bürgerlichen Kleinfamilienmodells. Eine Folge des gelebten Beziehungsmodells der Polyamorie ist die strukturelle Exklusion von der Partizipation eines Kleinfamilienmodells.

Im Folgenden wird entlang des Falls Kirsten weiter untersucht, in welches Verhältnis die Orientierung an der bürgerlichen Kleinfamilie inklusive ihrer Elemente und Ordnungen mit der innovativen Entwicklung von Praktiken und ihren (neuen) Ordnungen eintritt. Dies geschieht, indem die weitere Entwicklung zu ihrem Co-Elternschaftsverhältnis sowie damit verbundene Überlegungen und der spätere Verlauf der gelebten Elternschaft fallspezifisch rekonstruiert werden.

Samenspender*in?! Biologische Normalitätsannahmen und die Heteronormativität in Unordnung

Kirsten⁵ berichtet in ihrer biografischen Erzählung von einer romantischen Beziehung zu Julia, die ebenfalls in polyamourösen Beziehungen lebt. Während der Beziehung wünschte sich Julia ein Kind, machte sich auf die Suche

5 Kirsten berichtet an anderer Stelle, dass sie bereits eine Hormonbehandlung durchführe, aber der Transitionsprozess noch nicht abgeschlossen sei. Ihren Kinderwunsch wolle sie sich jedoch noch vor ihrer Transition erfüllen. Dieses Projekt der Transition wirkt demnach zentral auf die Zeitlichkeit der Realisierung des Kinderwunschs ein.

nach Optionen der Samenspende und wendet sich dabei auch an Kirsten. Die beiden unterhalten zu der Zeit eine sexuelle Beziehung miteinander. Julia fragt Kirsten, ob diese sich vorstellen könne, ihren Samen für ein Kind für Julia zu spenden. Sie fragt sie scheinbar nicht, ob sie zusammen ein Kind mit ihr haben möchte, sondern verdeutlicht, dass *sie* selbst ein Kind möchte und hierzu lediglich Samen benötigt. Hierzu war Kirsten zu diesem biografischen Zeitpunkt nicht bereit. Sie erläutert ihre Haltung zu diesem Thema folgendermaßen:

„also ich kann mir total vorstellen, irgendwie jemanden bei beim Kinderwunsch irgendwie zu helfen und dann nicht viel mit dem Kind zu tun zu haben, aber wenn ich irgendwie mit einer der Eltern irgendwie sowieso viel zu tun habe und dadurch auch mit diesem Kind und es irgendwie meins ist, aber gleichzeitig auch irgendwie nicht meins ist, weil ich irgendwie diese Rolle nicht erfülle, das war für mich ne zu seltsame Vorstellung“.

Für Kirsten ist es also durchaus vorstellbar, die biologische Elternschaft („irgendwie meins“) für ein Kind, gedeutet als Unterstützung für eine andere Person mit Kinderwunsch, zu übernehmen. Es zeigt sich hier die Entkopplung von sozialer und biologischer Elternschaft als mögliches biografisches Projekt. Dies jedoch nur, wenn sie sozial nicht mit dieser erwachsenen Person verbunden ist und damit auch nicht mit dem Kind, d.h. nur bei absoluter Differenzierung dieser beiden elternschaftlichen Aspekte. Sie schiebt an dieser Stelle in ihre Erzählung noch einen weiteren, in dem Kontext für sie bedeutsamen Aspekt ein:

„ähm für mich ist äh relevant, dass ich äh dass ich äh transsexuell bin und jetzt auch seit Anfang diesen Jahres mit ner Hormonbehandlung angefangen habe ähm und für mich war immer relativ wichtig allerdings dieser Kinderwunsch und solange ich diesen Kinderwunsch sozusagen unerfüllt irgendwie hatte ähm, hat mich das in Bezug auf die Transition ziemlich blockiert und ähm als ich dann gespürt habe, dass das irgendwie so äh vielleicht so langsam irgendwie näher rückt mit äh, dass ich irgendwie vielleicht nicht mehr so ewig lang warten möchte, weil ich jetzt auch dieses Jahr dreißig werde und alles ja und ähm halt eben für mich die Transition eigentlich auch in den nächsten Jahren irgendwie ansteht“.

Ihr eigener Kinderwunsch blockiert Kirsten offenbar vor dem Hintergrund, dass sie an die Realisierung einer sozialen Elternschaft eben auch eine biologische Elternschaft gekoppelt sieht. Dies wird nicht explizit thematisiert und greift damit als unhinterfragte Normalitätsannahme. Sie schließt die logische Lücke zwischen dem Thema Transition als körperlicher Transit vom „männlichen“ zum „weiblichen“ Geschlecht und der Elternschaft als zwei biografische Projekte, die in der Erzählung miteinander konfliktieren. Über den Umweg des zeitlichen Drängens hin zur Transition in Verbindung mit dem kalendarischen Alter Kirstens, wird der Kinderwunsch akut und soll vor der Transition umgesetzt werden.

In der Folge offenbart die Narration, dass eine Trennung zwischen Julia und Kirsten stattfand, sie aber durch ein freundschaftliches Verhältnis mitei-

inander verbunden blieben. So erfuhr Kirsten auch von Julias weiterhin bestehendem und noch nicht realisiertem Kinderwunsch und erzählt weiter:

„ähm ja und genau, dann hab ich sie darauf nochmal angesprochen und ihr gesagt ähm du äh ich äh stell mir irgendwie, also grade ist das bei mir wieder so im Kopf, dass ich irgendwie das grade ähm, naja gerade mir das irgendwie schon vorstellen könnte, aber eben nicht einfach nur als Samenspenderin für dich, sondern dann eben auch wirklich, dass ich mir vorstelle, da ne elterlich äh elterliche Beteiligung zu haben, so, ne? Dass ich da irgendwie im Leben dieses Kindes selber ne große Rolle spielen möchte. (...) ja, dann haben wir angefangen äh, dann irgendwie wieder Sex zu haben, wirklich nur zum, äh also es hat auch Spaß gemacht, aber es war jetzt auch sehr sehr spezifisch, äh so, aha dann ist dein Ei[sprung], dann sollten wir dann und so weiter und haben da einfach äh, miteinander dann äh entsprechende ähm, ja äh Treffen gemacht und äh ja. So, so so wurde dann dieses Kind gezeugt“.

Die Logik des im Rahmen der bürgerlichen Kleinfamilie greifenden sozialen Prozesses hin zur Entstehung eines Kindes wird hier umgedreht: Zuerst diskutierten beide, ob eine Samenspende denkbar wäre. Nun wird diese Option von Kirsten als rein biologische Beteiligung an der Elternschaft zurückgewiesen und Julia um die Realisierung der Idee mitsamt einer sozialen Komponente von Elternschaft angefragt. Die bereits voneinander getrennten Frauen treten dann zum Zweck der Zeugung eines Kindes wieder in sexuelle Interaktionen miteinander ein. Damit iterieren sie den Weg der im Rahmen von Naturalisierungsdiskursen und im Kontext von Liebe und Romantik in Paarbeziehungen und insbesondere der bürgerlichen Kleinfamilie verorteten Normalitätsannahmen als konkrete, legitime und richtige Entstehungsform eines Kindes. Dabei wird trotz der Verdeutlichung der Zweckgebundenheit der sexuellen Interaktion, die zudem entlang der Zeitlichkeit von Julias Zyklus orientiert wird, von Kirsten betont, dass es „auch Spaß gemacht“ habe. Damit werden die Zweckorientierung und die zeitliche Taktung des sexuellen Aktes zugleich unterfüttert mit einem weiteren Sinn bzw. Effekt und so die Zweckorientierung zugleich ein wenig abgemildert bzw. verdoppelt („Spaß“). Hier wiederholt sich die Gleichzeitigkeit von einem gewünschten und geschätzten Zusammensein bei sexuellen Interaktionen zwischen Partner*innen, wie dies für die bürgerliche Kleinfamilie bei der Zeugung eines Kindes imaginiert bzw. idealisiert wird. Die Verbundenheit durch den sexuellen Kontakt und der Zeugungsakt als zwei weitere Aspekte scheinen von Bedeutung zu sein. Der Sprung in der Erzählung zwischen dem Plan, als Samenspenderin für Julia zu fungieren hin zu der zum Zweck der Zeugung erst wieder begonnenen sexuellen Interaktion zwischen beiden, deutet evtl. darauf hin, dass die Vorstellung der Übernahme einer sozialen Elternschaft auch mit weiteren Normalitätsannahmen verknüpft ist, hier konkret mit dem Zeugungsakt bzw.

der „richtigen/normalen“ Entstehung eines Kindes.⁶ Diese Verknüpfungen und Wiederholungen von Aspekten des Modells der „Normalfamilie“⁷ finden statt, während grundlegende Irritationen dieser bzw. eigensinnige, neue Formationen erdacht, gesprochen und erlebt werden. Hierzu gehört beispielsweise der von Kirsten ganz selbstverständlich eingesetzte Begriff der „Samenspenderin“, der ihre Geschlechtszugehörigkeit als Frau verdeutlicht und dabei zugleich die Normalitätsannahme irritiert, die ihr Fortpflanzungsorgan, in biologistischer Perspektive als Geschlechtsinsignien bezeichnend, als „männlich“ labeln. Ein subversives Moment, das dieser Wortschöpfung innewohnt und die Selbstverständlichkeit, mit der Kirsten eine biologische Beteiligung an der Elternschaft mittels Spermas wünscht, sich zugleich als Frau sieht und auch so gesehen und bezeichnet werden will, deutet sich hier an. Die in der heteronormativen Kleinfamilie explizit werdende Aufrechterhaltung und stetige Reproduktion naturalisierter Bilder/Vorstellungen von Genitalien und ihrer geschlechtlich konnotierten Fortpflanzungsfunktion wird hier implizit dekonstruiert. Widerständige Logiken der Verbindung von Geschlechterordnungen und Elternschaft, der Entkopplung von biologischem und sozialen Geschlecht bei reiterierter Gleichzeitigkeit der Bedeutung und unhinterfragten Normalität der biologischen und sozialen Elternschaft, verweist womöglich auf neuartige ‚doing family‘ Muster, die näherer Betrachtung bedürfen.

Abschlussdiskussion und Fazit. Co-Elternschaft als reflexive Abkehr von der bürgerlichen Kleinfamilie

Es wurde herausgearbeitet, dass verschiedene Muster und normative Prämissen, die die bürgerliche Kleinfamilie charakterisieren, konterkariert werden durch subversive Praktiken der Co-Eltern-Akteure sowohl in Entstehungsprozesse von Co-Elternschaften als auch in ihren gelebten Co-Elternverhältnissen. Zugleich wirken teilweise hegemoniale Geltungsansprüche weiter fort und zeigen gerade durch unhinterfragt übernommene Handlungs- und Deutungsmuster, die dem kleinfamilialen Modell und damit verbundenen

6 Eine andere Deutung für die Entscheidung der beiden für eine sexuelle Interaktion zum Zeugungszweck ist, dass der sexuelle Akt hier pragmatisch (um)gedeutet wird und auf diese Weise implizit den bisweilen romantisierten Zeugungsakt entzaubert und herausfordert.

7 Dieser Begriff bezieht sich wiederum auf die empirischen Daten im Interview. Diese verdeutlichen, dass Kirsten ihren Kinderwunsch und den Wunsch nach einer Familie schon früh als bürgerliche Kleinfamilie denkt und sie damit als „normalfamilialen“ Bezugsrahmen selbst heranzieht. Dies wird auch an der im vorigen Kapitel geschilderten Verdeutlichung eines fehlenden Passungsverhältnisses des von ihr gelebten Beziehungsmodells mit dem bürgerlichen Kleinfamilienideal ersichtlich.

Naturalisierungs- und Normalitätsannahmen zugerechnet werden können, ihre Dominanz in Praktiken der Elternschaft bzw. auf dem Weg zu ihr.

Auch wenn die Wege in Co-Elternverhältnisse vielfältig sind, so lassen sich doch starke Tendenzen bei Co-Eltern erkennen, Paarbeziehungen und Elternschaft in den jeweiligen hegemonialen Verhältnissen kritisch und reflexiv zu betrachten. In diesem Sinne, insbesondere den gesellschaftskritischen Entstehungstyp von Co-Elternschaften betreffend, erscheint das Modell als spezifische, reflexive Abkehr von der bürgerlichen Kleinfamilie. Gleichzeitig ermöglicht das Co-Elternschaft als Modell die Chance und erfordert zugleich die Notwendigkeit, andere private Lebensformen, in denen das Phänomen care zentral ist, zu leben, die aus den eigenen biografischen Erfahrungen nicht bekannt sind. Gerade in diesen Fällen entwirft sich Co-Elternschaft in verschiedenen Hinsichten und je nach Ausprägungsform als neuartiges Familienverhältnis, wobei die konkreten Praktiken der alltäglichen Gestaltung noch näherer Betrachtung bedürfen. Allerdings wurde bereits deutlich, dass die innovativen Momente von Co-Elternschaft nicht nur auf der Ebene verkörperter Praktiken (vgl. Reckwitz 2003) stattfinden, sondern – gerade auch in Anbetracht fehlender Orientierungen – höchst reflexiv, kritisch und unter den beteiligten Akteuren individuell (auch sprachlich) ausgehandelt und entwickelt werden. Im Rahmen der Dynamisierung und Pluralisierung von Familienformen findet dies womöglich auch in anderen Familienformen statt. Dennoch grenzt sich Co-Elternschaft als Phänomen davon ab, insofern bei diesem von Beginn an die Akteure dazu aufgerufen werden, neue Entscheidungen zu treffen, diese sinnhaft zu rahmen bzw. intelligibel zu machen, womöglich zu legitimieren und selbst zu gestalten. Dies ist der Fall, da die Entstehungsform von Familie bereits intendiert *anders* entworfen wird und sich schon hierin von der bürgerlichen Kleinfamilie als hegemoniales Modell, welches unhinterfragt übernommen wird, abwendet. Im praktischen Tun produzieren die Akteure dabei gemeinsam neue Ordnungsrahmen. Zugleich sind Iterationen, gerade auch der hegemonialen, teils naturalistischen Muster, in aktuellen konkreten Praktiken gelebter Co-Elternschaften zu verzeichnen. Diese Paradoxie scheint aktuell in Co-Elternschaften eingelassen zu sein, sie sind durch eine Gleichzeitigkeit zwischen subversiven, innovativen Momenten und Reiterationen traditioneller familialer Ordnungsmuster gekennzeichnet.

Literatur

- Abidin, Richard/Brunner Jack (1995): Developing of a Parenting Alliance Inventory. In: *Journal of Clinical Child Psychology* 24, 1, S. 31-40.
- Adamsons, Kari/Pasley, Kay (2006): Coparenting Following Divorce and Relationship Dissolution. In: Fine, Mark/Harvey, John (Hrsg.): *Handbook of Divorce and Relationship Dissolution*. New York/London: Routledge, S. 241-262.
- Ahrons, Constance/Wallisch, Lynn (1987): The relationship between former spouses. In: Perlman, Daniel/Duck, Steve (Hrsg.): *Intimate relationships. Development, dynamics, and deterioration*. Newbury Park: SAGE, S. 269-296.
- Amato, Paul R. (1991): The consequences of divorce for adults and children. In: *Journal of Marriage and the Family* 62, S. 1269-1288.
- Bender, Désirée/Eck, Sandra (2017): „Co-Elternschaft und ihre Kinder. Unkonventionelle Care-Arrangements und ihre Aushandlung“ auf der Herbsttagung ‚Komplexe Partnerschafts- und Familienstrukturen‘ der Sektion Familiensoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie am 17. November 2017 an der Universität zu Köln (16./17. November 2017). Vortragsmanuskript (unveröff.).
- Bergold, Pia/Buschner, Andreas/Mayer-Lewis, Birgit/Mühling, Tanja (2017) (Hrsg.): *Familien mit multipler Elternschaft. Entstehungszusammenhänge, Herausforderungen und Potenziale*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- BGBI. I (2017): *Bundesgesetzblatt Jahrgang 2017 Teil I, Nr. 52*. https://dejure.org/BGBI/2017/BGBI_I_S_2787. [Zugriff: 15.2.2019].
- Bremner, Phillip (2013): Platonic parents: some preliminary findings and methodological reflections. In: *SocioLegal Studies Association Annual Conference*, April 2013, University of York.
- Coester, Michael (2014): Reformen im Kindschaftsrecht. In: *Zwanzigster Deutscher Familiengerichtstag vom 18. bis 21 September 2013 in Brühl*. Bielefeld: Gieseking-Verlag.
- Corbin, Juliett/Strauss, Anselm (1990): Grounded theory research: Procedures, canons, and evaluative criteria. In: *Qualitative Sociology* 13, 1, S. 3-21.
- Entleitner-Phleps, Christine/Langmeyer-Tornier, Alexandra (2015): Coparenting, Kontakthäufigkeit und Sorgerecht in Trennungsfamilien. In: *Aufwachsen in Deutschland heute*. München: Deutsches Jugendinstitut, S. 34-36.
- Feldhaus, Michael/Huinink, Johannes (2011): Multiple Elternschaften in Deutschland – eine Analyse zur Vielfalt von Elternschaft in Folgepartnerschaften. In: Schwab, Dieter/Vascovics, Laszlo (Hrsg.): *Pluralisierung von Elternschaft und Kinderschaft*. Sonderheft der Zeitschrift für Familienforschung. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Helfferrich, Cornelia (2017): *Familie und Geschlecht. Eine neue Grundlegung der Familiensoziologie*. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Hetherington, Mavis/Stanley-Hagan, Margaret (1995): Parenting in divorced and remarried families. In: Bornstein, Marc (Hrsg.): *Handbook of parenting. Being and Becoming a Parent*. Vol.3. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates, S. 233-254.
- Hope, Rachel (2014): *Family by choice. Platonic Partnered Parenting*. o.O: Word Birth Publishing.

- Jansen, Elke/Steffens, Caroline (2006): Lesbische Mütter, schwule Väter und ihre Kinder im Spiegel psychosozialer Forschung. In: Verhaltenstherapie und soziale Praxis 38, 3, S. 643-656.
- Jurczyk, Karin (2014): Familie als Herstellungsleistung – Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hrsg.): Doing Family – Familienalltag heute. Warum Familienleben nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim: Beltz & Juventa, S. 50-70.
- Kläser, Timo (2010): Regenbogenfamilien. Möglichkeiten für Lesben und Schwule bei der Erziehung von Kindern. Diss. Heidelberg: Universität/Institut für Bildungswissenschaft.
- König, Jochen (2015): Mama, Papa, Kind? Von Singles, Co-Eltern und anderen Familien. Freiburg: Herder.
- Langmeyer, Alexandra (2015): Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl. Eltern Sein in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Wiesbaden: Springer.
- LTO. Legal Tribune Online Redaktion (2018): Das BGB kennt keine zwei Mütter. <https://www.lto.de/recht/nachrichten/n/bgh-xiizb23118-keine-rechtliche-elternschaft-durch-ehe-zweier-frauen>. [Zugriff: 15.2.2019].
- Macoby, Eleanor/Mnookin, Robert (1992): Dividing the child: Social and legal dilemmas of custody. Cambridge: Harvard University Press.
- Macoby, Eleanor/Depner, Charlene/Mnookin, Robert (1990): Coparenting in the second year after divorce. In: Journal of Marriage and the family 52, 1, S. 141-155.
- Mayrhofer, Ulrike (2014): Kinder in Regenbogenfamilien. Wie entwickeln sich Kinder gleichgeschlechtlich l(i)ebender Menschen in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität? Saarbrücken: Akademikerverlag.
- McHale, James(1995): Coparenting and triadic interactions during infancy: The roles of marital distress and child gender. In: Development Psychology 31, 6, S. 985-996.
- McHale, James (1997): Overt and covert coparenting processes in the family. In: Family Process 36, 2, S. 183-201.
- McHale, James/Kuersten-Hogan, Regina/Lauretti, Allison/Rasmussen, Jeffrey (2000): Parental reports of coparenting and observed coparenting behavior during the toddler period. In: Journal of Family Psychology 14, 2, S. 220-236.
- Muzio, Cheryl (2010): Lesbian Co-Parenting: On being/being with the invisible (m)other). In: Smith College Studies in Social Work 63, 3, S. 215-229.
- Napp-Peters, Anneke (2005): Mehrelternfamilien als "Normal"-Familien. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 54, 10, S. 792-801.
- Nay, Yv (2017): Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von ‚Regenbogenfamilien‘. Wien: Zaglossus.
- Papalia, Diane (2014): Just the facts 101. Textbook Key Facts. Experience Human Development.
- Peuckert, Rüdiger (1996): Familienformen im sozialen Wandel. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Power, Jennifer/Perlesz, Amaryll/McNair, Ruth/Schofiel,Margot/Pitts, Marian/Brown, Rhonda/Bickerdike, Andrew (2012): Gay and bisexual dads and diversity: Fa-

- thers in the Work, Love, Play study. In: *Journal of Family Studies* 18, 2-3, S. 143-154.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *ZfS* 34, 4, S. 282-301.
- Röthel, Anne (2019): Wie viele Eltern verträgt ein Kind? Konzepte für originäre Mehr-Elternschaft. In: Hilbig-Lugani, Katharina/Huber, Peter (Hrsg.): *Moderne Familienformen*. Berlin, Boston: Walter de Gruyter, S. 129-142.
- Rüther, Christian (2005): Freie Liebe, offene Ehe und Polyamory. Geschichte von Konzepten nicht-monogamer Beziehungen seit den 1960er Jahren in den USA und im deutschsprachigen Raum. <http://christianruether.com/wp-content/uploads/2013/02/Gesch-Freie-Liebe-offene-Ehe-und-Polyamory.pdf>. [Zugriff: 28.1.2018].
- Sanders, Anne (2018): *Mehrelternschaft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Strauss, Anselm (1991): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung (Übergänge Bd. 10)*. München: Fink.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1990): *Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz PsychologieUnion.
- Sünderhauf, Hildegund (2013): *Wechselmodell. Psychologie – Recht – Praxis. Abwechselnde Kinderbetreuung durch Eltern nach Trennung und Scheidung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Walper, Sabine (2016): Arrangements elterlicher Fürsorge nach Trennung und Scheidung: Das Wechselmodell im Licht neuer Daten aus Deutschland. In: *Brühler Schriften zum Familienrecht*, Bd.19. Bielefeld: Gieseking Verlag, S. 99-143.
- Walper, Sabine (2019): Wie viele Eltern verträgt ein Kind? Mehrelternschaften aus sozialwissenschaftlicher Sicht. In: Hilbig-Lugani, Katharina/Huber, Peter (Hrsg.): *Moderne Familienformen*. Berlin, Boston: Walter de Gruyter, S. 143-152.
- Walper, Sabine/Lux, Ulrike (2017): Soziale Elternschaft gestalten. In: *DJI-Impulse. Mehr als Vater, Mutter, Kind. Neben den leiblichen Eltern kümmern sich immer häufiger soziale Eltern um den Nachwuchs* 118, 4, S. 10-15.
- Welty, Ute (2016): Design-Familien ohne Sex und Romantik? Sabine Walper im Gespräch mit Ute Welty. In: *Deutschlandfunk Kultur*. https://www.deutschlandfunkkultur.de/familienmodell-co-parenting-design-familien-ohne-sex-und.1008.de.html?dram:article_id=350055. [Zugriff: 7.2.2019].

Normalitätskonstruktionen von Familie in einer Befragung niederländischer *Children Born of War*

Elke Kleinau, Christoph Piske

1 Einleitung

„Eine Familie, wie auch immer sie sich konkret zusammensetzen mag, findet ihren Ursprung immer und ausschließlich in der Ehe, die, nach ihrem Abschluss, die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern nachhaltig beeinflusst“ (Kooy 1957: 18).

Dieses Zitat verdeutlicht, welche normative Ordnung das Bild der Familie in den Niederlanden der 1950er und 1960er Jahre bestimmte. Grundlage einer ‚normalen‘ Familie war die lebenslange, monogame Ehe zwischen einem Mann und einer Frau, die sich auf alle Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern auswirkte, d.h. auf die eheliche Paarbeziehung, die Eltern-Kind- sowie die Geschwisterbeziehung. Diese Familienvorstellung und die geschlechtliche Arbeitsteilung innerhalb der Familie – der Mann als Haupternährer der Familie, die Frau zuständig für das ‚Heim‘, die Erziehung der Kinder und, falls ökonomisch notwendig, als (gelegentliche) Zuverdienerin – erschien als eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit, die „unhinterfragt gelebt“ (Peuckert 2012: 11f.) wurde. Jenseits dieser ‚Normalität‘ existierten Familienkonstellationen, die mit diesem Familienideal nicht kompatibel erschienen. Eine Gruppe, auf die das in der Nachkriegszeit besonders zutraf, waren die sogenannten ‚Wehrmachtskinder‘ und deren Mütter. Mit dem von Ebba Drolshagen (2005) geprägten Begriff ‚Wehrmachtskinder‘ werden diejenigen Kinder bezeichnet, die aus sexuellen Begegnungen zwischen einheimischen Frauen und deutschen Männern, zumeist Angehörigen der Wehrmacht, hervorgegangen sind. Als vorurteilsfreie Bezeichnung hat sich seit 2006 die Bezeichnung *Children Born of War* (CBOW) durchgesetzt. Deutsche Soldaten haben während des Zweiten Weltkrieges überall im besetzten Europa Kinder hinterlassen, in unserem Aufsatz geht es jedoch speziell um die Nachkommen niederländischer Frauen und deutscher Wehrmachtangehöriger. Schätzungen zufolge sollen während der Besatzungszeit in den Niederlanden (1940-1945) zwischen 12.000 und 15.000 dieser Kinder zur Welt gekommen sein (vgl. Diederichs 2012: 20; Fahnenbruck 2018: 204).

Der Umgang mit den Müttern und das Aufwachsen der CBOW in der niederländischen Nachkriegsgesellschaft war für die politik- und sozialhistorische Forschung lange kein Thema. Selbst in der jüngst erschienenen Publikation von Peter Romijn, Forschungsdirektor des Instituts für Kriegs-, Holocaust- und Genozidforschung (NIOD) in Amsterdam, welche die Besatzungszeit und den Prozess der *Transitional Justice* nach Ende des Zweiten Weltkriegs fokussiert, kommen CBOW und deren Mütter nicht vor. Frauen finden explizit nur an einer Stelle Erwähnung – als der Kollaboration Verdächtige, denen in Akten von Selbstjustiz der Kopf kahlgeschoren wurde. Der Begriff ‚Kollaboration‘ ist in den Niederlanden stark normativ aufgeladen und bezieht sich nicht nur auf eine wie auch immer geartete Zusammenarbeit mit der deutschen Wehrmacht, sondern bezeichnet allgemein einen vermeintlichen ‚Verrat‘ am niederländischen Volk. Das konkrete ‚Vergehen‘ der Frauen, von der zeitgenössischen Forschung mit dem diffamierenden Ausdruck ‚horizontale Kollaboration‘ bedacht (vgl. Happe 2001: 114), wird in der Studie von Romijn gar nicht benannt (vgl. Romijn 2017: 138).

Über die niederländischen CBOW liegen bisher lediglich zwei in niederländischer Sprache verfasste Studien aus der Feder von Monika Diederichs (2006 & 2012) vor, dazu ein Aufsatz von ihr in englischer (2005) und einer in deutscher Sprache (2009). Diederichs, selbst das Kind eines deutschen Wehrmachtangehörigen und einer Niederländerin, Historikerin und Mitarbeiterin am NIOD, konstatiert in ihren Schriften, dass in den Niederlanden bis in die 1990er Jahre hinein ein ‚Schwarz-Weiß-Denken‘ vorgeherrscht habe, das das Verhalten der niederländischen Bevölkerung in der Besatzungszeit in ‚richtig‘ und ‚falsch‘ einteilte (Diederichs 2009: 316). Dieser Einschätzung widerspricht Katja Happe. Ihr zufolge sei man sich sehr bald darüber klargeworden, dass eine „so schnelle, gerechte und umfassende Verurteilung und Bestrafung“ der Kollaborateure und Kollaborateurinnen¹, wie man sie sich in der Besatzungszeit vorgestellt habe, nicht einfach zu realisieren gewesen sei. Die Einteilung der Menschen in ‚gut‘ oder ‚schlecht‘ „ließ sich nicht verabsolutieren, der Regelfall war eher die Grauzone zwischen den beiden Extremen“ (Happe 2001: 111). Den geordneten, rechtsstaatlichen Gerichtsverfahren gingen allerdings ‚spontane‘ Ausbrüche des Volkszorns voraus, die sich nach der Befreiung der Niederlande in Gewaltexzessen an den – vermeintlichen – ‚Moffenmeiden‘ (Deutschenmädchen) entluden. Oftmals reichte auch nur das Gerücht, mit einem Deutschen liiert gewesen zu sein, um die Frauen den Racheaktionen der Bevölkerung auszusetzen (vgl. Happe 2000: 408). Ihre als ‚Moffenkinder‘² bezeichneten Kinder blieben,

1 Das untersuchte Material bezieht sich auf ein binäres Geschlechtermodell und unterscheidet lediglich zwischen Männern und Frauen.

2 Die Bezeichnung ‚Moffenkind‘ ist eine negative Bezeichnung für die Nachkommen deutscher Wehrmachtangehöriger und niederländischer Frauen und auf das niederländische Wort ‚(de) mof‘ zurückzuführen (ein abwertender Ausdruck für eine*n Deutsche*n).

sofern sie von ihrem deutschen Vater anerkannt waren, bis 1954 mehrheitlich staatenlos. Grund dafür war die unterschiedliche Rechtslage unehelicher Kinder in Deutschland und in den Niederlanden. Das niederländische Recht ging, wenn der Vater Deutscher war, von einem deutschen Kind aus, das deutsche Recht bestimmte dagegen die Staatsbürgerschaft des Kindes nach jener der Mutter (vgl. Fahnenbruck 2018: 216). Erst im Zuge der ‚Resozialisierungsbemühungen‘ der Mütter, deren ‚deutsche‘ Kinder als gesellschaftspolitische Gefährdung wahrgenommen wurden, wurden die Angaben aus den Melderegistern deutscher Standesämter übernommen. Damit erhielten die Kinder die niederländische Staatsbürgerschaft ihrer Mütter. Gleichzeitig wurde aber festgelegt, dass den Kindern nur sogenannte „begründete Auszüge aus dem Melderegister“ (Diederichs 2009: 316) zugänglich sein sollten, d.h. lediglich die Nennung des Vor- und Nachnamens sowie das Geburtsdatum wurden mitgeteilt. Da die Vaterschaftsanerkennung durch einen Wehrmachtsangehörigen nicht unter diese ‚begründeten Auszüge‘ fiel, konnte die Abstammung von einem deutschen Vater geheim gehalten werden.

Für die sexuellen Kontakte der deutschen Besatzer mit einheimischen Frauen hat sich in der Forschung der Begriff *sexual encounters* durchgesetzt (vgl. Mühlhäuser 2010), der alle erdenklichen Formen sexueller Begegnungen umfasst: von flüchtigen Sexualkontakten bis hin zu längerfristig geplanten Beziehungen, Prostitution und sexuelle Gewalt. Einvernehmliche Sexualkontakte waren Laura Fahnenbruck zufolge „die häufigste Erscheinungsform“ (Fahnenbruck 2018: 406). Fälle sexueller Gewalt kamen im Vergleich mit Osteuropa deutlich weniger vor, da die niederländische Bevölkerung – mit Ausnahme der jüdischen – „als nordisch-germanisch klassifiziert und ihr Germanentum auch in Geschichte, Kultur und Sprache im Westraumdiskurs als Beweis für die ‚Stammverwandtschaft‘ mit den Deutschen“ (Fahnenbruck 2018: 43) gesehen wurde. Der Bevölkerung sollte daher, da sie ideologisch angeworben werden sollte, nicht feindlich begegnet werden (vgl. Fahnenbruck 2018: 367ff.).

Die Forschung über CBOW hatte ihren Ausgangspunkt in Norwegen, wo die Anzahl und die ersten Jahre der Kinder über die Akten der SS-Lebensbornheime besonders detailliert zu rekonstruieren waren (vgl. Lilienthal 2008). Im Jahr 1995 initiierte Stein Ugelvik Larsen von der Universität Bergen eine Umfrage unter den ehemaligen Kindern, die sich zum norwegischen Kriegskinderverband (*Norges Krigsbarnforbund* – NKBF) zusammengeschlossen hatten. Ziel der Umfrage war es, die Erfahrungen, die die Kinder in der Nachkriegszeit gemacht hatten, sowie deren Einfluss auf ihr weiteres Leben zu erforschen. In enger Kooperation mit dem NKBF und dem dänischen Betroffenen-Netzwerk (*Danske KrigsBørns Forening* – DKBF) entstand eine internationale, vergleichende Umfrage über norwegische und dänische CBOW (*International study on Children Born of War in Norway, Denmark and the Netherlands*). Monika Diederichs übernahm den in Norwegen

entwickelten Fragebogen und passte ihn niederländischen Verhältnissen an. In allen drei Ländern wurde die Umfrage über die jeweiligen Landesorganisationen der Betroffenen – in den Niederlanden über die sogenannte *Contactgroep Kinderen van Duitse Militairen* (CKDM) – verschickt (vgl. Mochmann/Larsen 2005).

Im Gegensatz zu den norwegischen und dänischen Umfragedaten, die relativ rasch ausgewertet und in Publikationen zugänglich gemacht wurden (vgl. Mochmann/Larsen 2008; Mochmann/Øland 2009; Meckel et al. 2016), wurden die niederländischen Fragebögen – wegen fehlender Methodenexpertise auf der einen und fehlender Sprachkompetenz auf der anderen Seite – lange Zeit nicht systematisch ausgewertet. Erst 2016 wurde Christoph Piske im Rahmen eines vom Kompetenzfeld SINTER (Soziale Ungleichheit und Interkulturelle Bildung) geförderten Kooperationsprojekts zwischen Ingwill C. Mochmann (GESIS Leibniz Institut für Sozialwissenschaften, Köln) und Elke Kleinau (Universität zu Köln) mit der Codierung und Auswertung der niederländischen Fragebögen beauftragt. Während der Arbeit mit dem Fragebogen *Enquête Nederlandse oorlogskinderen*, der Übersetzung und (Um-)Codierung fiel auf, dass dem Fragebogen ein ausgesprochen bürgerlich-normatives Familienbild zugrunde liegt. In unserem Artikel gehen wir der Frage nach, wie diese Konstruktion einer ‚normalen‘ Familie durch die Art der Fragen und der vorgegebenen Antwort-Items erkennbar wird. Da wir den umfangreichen Fragebogen im Rahmen eines Artikels nicht komplett analysieren können, werden wir uns auf – die im Zentrum des Fragebogens stehenden – Fragen nach der Beziehung des ehemaligen Kindes zu seiner Mutter und zu seinem biologischen oder sozialen Vater konzentrieren.

2 Begriffsdefinition und aktueller Forschungsstand zu *Children Born of War* in den Niederlanden

Seit den 1990er Jahren wird im medialen, aber auch im akademischen Diskurs verstärkt über Lebensbedingungen von Kindern diskutiert, die von Soldaten in Kriegs- und Konfliktregionen verschiedener Länder gezeugt wurden. Diese wachsende Aufmerksamkeit gilt insbesondere Kindern des Zweiten Weltkrieges und Kindern, die aus Akten sexueller Gewalt in Kriegsregionen hervorgegangen sind (vgl. Mochmann 2017). Um einen nicht diskriminierenden Begriff für diese Kinder zu finden, etablierte sich 2006 sowohl das internationale und interdisziplinäre Forschungsfeld als auch die gleichnamige Begrifflichkeit *Children Born of War* (vgl. Mochmann 2017: 321). Im Deutschen wird dieser Begriff etwas ungenau mit ‚Kinder des Krieges‘ übersetzt, um eine Assoziation mit dem „geläufigeren Begriff der ‚Kriegskinder‘, mit dem in der deutschsprachigen Forschung zumeist die Altersjahrgänge zwi-

schen 1930 und 1945 bezeichnet werden“ (Kleinau/Mochmann 2016: 13), zu vermeiden.³

Der Begriff CBOW ist nicht auf Kinder des Zweiten Weltkrieges begrenzt, da in jedem Krieg militärische und zivile Angehörige einer feindlichen oder Besatzungsmacht mit einheimischen Frauen Kinder gezeugt haben sowie Vergewaltigungen in aktuellen Kriegen sogar als offizielle Kriegsstrategie eingesetzt werden. Der Begriff verweist gemeinhin auf Kinder, die über einen Elternteil verfügen, der Mitglied einer lokalen Gemeinde ist (üblicherweise die Mutter), und einen solchen, der einer ausländischen Armee oder einer Friedenstruppe angehört (üblicherweise der Vater) (vgl. Mochmann 2017). Die Bezeichnung umfasst (1) Kinder feindlicher Soldaten, (2) Kinder von Besatzungssoldaten und -angehörigen, (3) Kinder von Kindersoldatinnen und (4) Kinder von Angehörigen von Friedenskräften (vgl. Mochmann 2017: 323).

In den Niederlanden konnten in der Besatzungszeit die CBOW von ihren Müttern in Heime der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) abgegeben werden. Die NSV war ein im Mai 1933 offiziell zur Parteiorganisation der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) erhobener Wohlfahrtsverein, dem u.a. die Aufgabe nationalsozialistischer Fürsorgepolitik zufiel.⁴ Im Zuge dessen wurden in den Niederlanden ab 1941 etliche Institutionen von den Deutschen vereinnahmt und es entstanden diverse Entbindungs- und Auffangheime für ledige Mütter, wie das sogenannte *Mütter und Säuglingsheim der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt* in Amsterdam. Schwangeren, unverheirateten Niederländerinnen sollte hier die Möglichkeit geboten werden, frei von Stigmatisierung und Anfeindungen, ihr mit einem deutschen Wehrmichtsangehörigen gezeugtes Kind zur Welt zu bringen. Die Aufnahme in die Heime der NSV war an zentrale Bedingungen geknüpft: Die ledige werdende Mutter musste eine makellose sexuelle Reputation nachweisen, d.h. weder Prostituierte oder Frauen, denen häufig wechselnde Geschlechtspartner nachgesagt wurden, noch Frauen, die an einer Geschlechtskrankheit litten, wurden aufgenommen. Zudem musste die Vaterschaft des Wehrmichtsangehörigen nachgewiesen werden (vgl. Fahnenbruck 2018:

3 In der deutschsprachigen Forschung sind mit dieser Bezeichnung nahezu ausschließlich Kinder der ‚arischen‘ deutschen Mehrheitsgesellschaft gemeint. Die historische Kindheitsforschung reproduziert damit den Ausschluss jüdischer und anderer ‚rassefremder‘ Kinder aus der ‚Volksgemeinschaft‘ (vgl. zuletzt Rosenbaum 2014).

4 Anders als in anderen besetzten Gebieten, in denen der Lebensborn e.V. die Fürsorgepolitik der Wehrmacht dominierte wie beispielsweise in Norwegen, lag die (Unehelichen-)Fürsorge der Besatzungstruppen in den Niederlanden fest in der Hand der NSV. Hierfür waren größtenteils interne Konkurrenzkämpfe um die Herrschaftsgewalt in den besetzten Gebieten verantwortlich. Während im Juli 1943 bereits 1.000 Kinder von ledigen Müttern und einem deutschen Wehrmichtsangehörigen in den Heimen der NSV zur Welt gekommen waren, gelang es dem Lebensborn e.V. nicht, sich bis Kriegsende in den Niederlanden zu etablieren (vgl. Lilienthal 2008: 166-182).

204ff.), und sowohl Mutter als auch Vater mussten den erbbiologischen und ‚rassehygienischen‘ Vorstellungen der nationalsozialistischen Machthaber entsprechen. Da die Niederländer als ‚arisches Brudervolk‘ galten, waren die CBOW als Pflege- oder Adoptivkinder für politisch konforme Ehepaare vorgesehen, womit in den Niederlanden „ausschließlich pro-deutsche Familien der Nationaal-Socialistische Beweging in Nederland (NSB) in Frage“ (Diederichs 2009: 312) kamen. Nach ihrer Geburt blieben die Kinder maximal bis zu ihrem ersten Lebensjahr in einem Säuglingsheim und kamen, sofern nicht bereits an Pflege- oder Adoptiveltern vermittelt, in eines von mindestens 27 Kinderheimen in den Niederlanden⁵ oder in Deutschland. Nach dem Krieg wurden die nach Deutschland gebrachten Kinder in die Niederlande zurückgeschickt, wo man bemüht war, sie in Pflegefamilien unterzubringen. Die Bereitschaft der niederländischen Bevölkerung, ‚Moffenkinder‘ aufzunehmen, war aber ausgesprochen gering und stand im deutlichen Gegensatz zu der Bereitwilligkeit, mit der beispielsweise Kinder, die einen kanadischen ‚Befreiungssoldaten‘ zum Vater hatten, adoptiert wurden (vgl. Diederichs 2009: 315f.).

In fast allen westeuropäischen Ländern widmete sich der Staat nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges einer Politik der „Refamilisierung“, mit der die angebliche „Krise der Familie“, die dem kriegsbedingten Männerverlust und den zerrütteten Familienverhältnissen zugeschrieben wurde“ (Moeller 2008: 322), behoben werden sollte. Quer durch alle politischen Parteien war man der Ansicht, dass Vorkriegsverhältnisse wiederhergestellt werden müssten. Dazu zählte die Schaffung von Erwerbsarbeitsplätzen, die ‚Familienvätern‘ ein familienbezogenes Einkommen sicherten und es Müttern ‚erlaubte‘, sich vollständig auf die Familie zu konzentrieren. Die Wiedereinstellung von Männern ging oftmals mit einer Verdrängung von Frauen einher, die im Krieg den Ausfall von zum Wehrdienst eingezogenen oder als (Zwangs-)Arbeiter verpflichteten Männern hatten kompensieren müssen. Alleinerziehende Mütter waren von dieser Restauration überkommener Familienverhältnisse besonders betroffen, galt doch die „Wiederherstellung der ‚Normalfamilie“, worunter ein verheiratetes heterosexuelles Paar mit einem oder mehreren Kindern verstanden wurde, „als Rückkehr zur Normalität nach dem Trauma und den Verwüstungen des Kriegs“ (Moeller 2008: 323).

Ein weiteres Kennzeichen der an bürgerlichen Maßstäben orientierten ‚Normalfamilie‘ war das als privat definierte Zusammenleben von Vater, Mutter und Kind(ern) in einem gemeinsamen Haushalt ohne weitere Verwandtschaft, obwohl der im Krieg zerstörte Wohnraum und die Überbelegung von Wohnungen mit mehreren Familien oder Einzelpersonen diese postulierte Privatheit oftmals gar nicht zuließ. Diesem Verständnis von Familie

5 Die genaue Anzahl der Heime, in denen niederländische CBOW untergebracht waren, ist nicht zu bestimmen. Die NSV soll über mindestens ein Kinderheim pro Region verfügt haben (vgl. Diederichs 2006: 111).

folgend galten alleinerziehende erwerbstätige Mütter und ihr(e) Kind(er) nicht als Familie, höchstens als ‚unvollständige Familien‘, ebenso wenig wie Großeltern, die ihre Enkelkinder großzogen. Beide Konstellationen waren in der Kriegs- und Nachkriegszeit jedoch keine Seltenheit.

Die niederländische Nachkriegsgesellschaft verfolgte in Bezug auf die Mütter der CBOW einen Resozialisierungskurs, dessen Gelingen nicht nur mit der Familie als primärer Sozialisationsinstanz stand und fiel, sondern auch festlegte, wie ‚Familie‘ auszusehen hatte. So wurde eine ‚normale‘ Familie erst durch das Eingehen einer Ehe als solche angesehen und trug dazu bei, dass es Mütter gab, die „den Erstbesten, der sich meldete, als Vater für ihr Kind“ (Diederichs 2009: 315) ehelichten. Der niederländische Stiefvater habe das Kind dann

„[i]m günstigsten Fall bei einer Heirat der Mutter [...] anerkannt. Es bekam dann den Namen des Stiefvaters. In diesem Fall blieb die Identität verborgen, und es entstand der Eindruck, der Stiefvater sei der biologische Vater“ (Diederichs 2009: 316).⁶

Sowohl die Herstellung ‚normaler‘ Familienverhältnisse als auch die Geheimhaltung der nationalen Herkunft der biologischen Väter seien Instrumente gewesen, um die Kinder „gegen eine feindselige Umgebung zu schützen“ (Diederichs 2006: 317). Legitimiert wurden die neuen Familien durch die zuvor eingegangenen Ehen, welches das konstitutive Element für ‚Familie‘ waren (vgl. Kooy 1957). Auf eine den niederländischen Sprachraum betreffende Besonderheit sei noch hingewiesen. Anders als beispielsweise im Deutschen besitzt die niederländische Sprache einen speziell auf die Kleinfamilie gemünzten Begriff. Wird im Niederländischen von ‚het gezin‘ (die Familie) gesprochen, sind ausschließlich die Eltern und deren Kinder gemeint. Ist die um Verwandte erweiterte Familie gemeint, spricht man vornehmlich von ‚de familie‘ (die Familie) (vgl. Zwaan 1997: 25).

3 Enquête Nederlandse oorlogskinderen

Initiiert von Stein Ugelvik Larsen (1995) entstand in Kooperation mit dem *Norges Krigsbarnforbund* (NKBF) die internationale, vergleichende Studie über norwegische, dänische und niederländische CBOW. Da, abgesehen von einzelnen Lebensgeschichten in Zeitungsartikeln und den Akten der Lebensbornheime, der Forschung wenig über die Lebenssituation der ehemaligen ‚Wehrmachtskinder‘ während und nach dem Krieg bekannt war, ermutigte Larsen die Vorsitzende des NKBF Elna Johansen Themen und Fragen zu

6 Diederichs verwendet hier einen relativ unreflektierten Identitätsbegriff, der Nationalität und Identität gleichsetzt. Die ausschließliche Bindung von Identität an die nationale Herkunft des Erzeugers erscheint ziemlich unterkomplex.

sammeln, die den Mitgliedern des Verbandes relevant erschienen. Im Sinne partizipativer Forschung ging es zunächst darum,

„Angehörigen von marginalisierten Gruppen eine Stimme zu geben bzw. es ihnen zu ermöglichen, ihre Stimme zu Gehör zu bringen. Es geht darum, ihre Erfahrungen, ihr lebensweltliches Wissen und ihr Können in den Forschungsprozess einzubringen und damit andere Perspektiven und neue Erkenntnisse zu gewinnen“ (Bergold/Thomas 2012: o.S.).

In ihrer Funktion als Ko-Forscher*innen legten die NKBF-Mitglieder somit den Grundstein für die Entwicklung der Umfrage, die nach mehreren Überarbeitungen 1997 an 650 NKBF-Mitglieder verschickt wurde. Arne Øland, Leiter des *Danske Krigsbørns Forening* (DKBF) sandte einen fast identischen Fragebogen, adaptiert an dänische Verhältnisse, über den DKBF an 400 Personen. In den Niederlanden schickte Monika Diederichs den Fragebogen über die *Contactgroep Kinderen van Duitse Militairen* (CKDM) an 110 Personen. Während die Rücklaufquote in Norwegen und Dänemark bei 50% lag, füllten zunächst nur 41 Personen den niederländischen Fragebogen aus (vgl. Diederichs 2009: 317). Die Rücklaufquote des niederländischen Fragebogens belief sich somit zunächst auf 37%. In den Jahren 2001 bis 2010 kamen jedoch weitere elf Teilnehmende hinzu, womit sich die Anzahl der Teilnehmenden auf 52 (47%) erhöhte. Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, dass die Umfrage keine repräsentativen Daten über CBOW in den jeweiligen Ländern liefern kann, da sich in keinem der genannten Länder die genaue Anzahl der CBOW ermitteln lässt. Den Zahlen, mit denen die Forschung operiert, liegen Schätzungen zugrunde. In Norwegen sollen 10.000-12.000 CBOW geboren worden sein, in Dänemark 6.000-8.000, in den Niederlanden 12.000-15.000 (vgl. Kleinau/Mochmann 2016: 15). Die geringe Anzahl der organisierten CBOW macht deutlich, dass die Umfrage lediglich Daten über eine Minderheit besonders aktiver Personen in den Betroffenen-Netzwerken bereitstellt.

Ziel des Fragebogens war es, laut eigener Angabe, mithilfe der gesammelten Daten, Einblicke in die Lebensentwicklung von Kindern deutscher Wehrmachtangehöriger zu bekommen. Die Entwicklungsphasen der Kinder wurden grob in (1) Kindheit, (2) Jugend und (3) Erwachsenenalter eingeteilt. Ferner umfasste der Fragebogen „Themen wie Sozialstruktur, Gesundheit, Wohnorte, Jugend- und Erwachsenenleben, Identität, Fragen zur Mutter und zum biologischen Vater, Fragen zur eigenen Familie, zu sozialer Integration und Identität als Besatzungskind“ (Diederichs 2009: 317). Der Aufbau des niederländischen Fragebogens gliedert sich in 37 Fragenblöcke und 258 (teil-)standardisierte sowie offene Fragen.

Zu Beginn des Fragebogens werden die Bedingungen des Aufwachsens erfragt. Bereits hier zeigen sich dominante Strukturen, die dem Fragebogen zugrunde liegen. So bietet die Frage nach dem Geburtsort folgende Antwortmöglichkeiten in Bezug auf ‚Familie‘:

32. *Wo sind Sie geboren?*
- Zu Hause bei meiner Mutter*
 - Bei der Familie (familie)*
 - In einem niederländischen Heim für unverheiratete Mütter (geben Sie an, welches und wo)*
.....
 - Im Ausland: Geben Sie an, wo (Region und Land)*
.....
 - Ich weiß nicht, wo ich geboren bin*

Die Antwortmöglichkeiten suggerieren, dass das häusliche Aufwachsen bei der Mutter nicht als familiäre Konstellation („het gezin“) gesehen wird, sondern der erweiterte Verwandtenkreis als Familie begriffen wird. Diese Annahme bestätigt sich, wenn weiter gefragt wird:

Wenn Sie bis 1947/1948 mehrere Male umgezogen sind, geben Sie bitte chronologisch an, wo und bei wem Sie wohnten: Mutter, Familie, Adoptiveltern, Pflegeeltern, in einem Kinderheim.

36. *Das erste Mal:*
Von: Datum/Jahreszahl
Bis: Datum/Jahreszahl

37. *Wohnte bei:*
- Mutter*
 - Bei der Familie (familie) ohne Mutter*
 - Bei Adoptiveltern*
 - Bei Pflegeeltern*
 - In einer Jugendeinrichtung: Name*
.....

Die Antwortitems suggerieren, dass es ein Aufwachsen mit der Mutter in der erweiterten Familie nicht gegeben hat, wobei diese Konstellation in der Forschung über deutsche „Besatzungskinder“ durchaus zu finden ist (vgl. Kleinau 2015). Erst einige Seiten später taucht in der Frage 124 diese Lebens- und Wohnform dann doch auf, allerdings nicht unter der Bezeichnung „Familie“:

124. *Wo wohnten Sie während Ihrer Schulzeit (bis zum 16. Lebensjahr)? Kreuzen Sie an, was zutreffend ist*
- Bei meiner Mutter*
 - Bei meiner Mutter und Stiefvater*
 - Bei meinen Großeltern*
 - Mit meiner Mutter bei meinen Großeltern*
 - Bei meinen Adoptiveltern*
 - Bei Pflegeeltern*
 - In einer Jugendeinrichtung. Welche?.....*
 - Ich wohnte in einem Zimmer*

- Ich wohnte im Ausland*
 - Anders, nämlich*
-

In Frage 37 zeichnet sich dagegen das Aufwachsen bei der Mutter durch eine völlige Separierung von der Verwandtschaft aus; und diese Konstruktion zieht sich als Grundmerkmal von ‚Familie‘ durch den gesamten Fragebogen. In den folgenden Fragen wird eine ganz bestimmte Erwartungshaltung an die Mutter formuliert. Sie offenbart sich besonders deutlich in dem Abschnitt, der von denjenigen auszufüllen ist, die adoptiert wurden oder in einer Pflegefamilie aufwachsen.

66. *Eine unverheiratete Mutter, die von einem deutschen Wehrmichtsangehörigen schwanger war [...], konnte, wenn sie selbst nicht für ihr Kind sorgen wollte, von der Fürsorge Abstand nehmen. Das Kind wurde dann [...] in einem Kinderheim der NSV untergebracht [...].*

Ist das mit Ihnen ebenso passiert?

- Ja*
- Nein*
- Weiß nicht*

Sind Sie in einem Kinderheim aufgewachsen?

- Ja*
- Nein*
- Weiß nicht*

Welches Kinderheim?.....

Wurden Sie von Pflege-/Adoptiveltern aufgezogen

- Ja*
- Nein*
- Weiß nicht*

Zunächst einmal wäre es sprachlich treffender, in diesem Zusammenhang – statt von einer unverheirateten schwangeren Mutter – von einer Frau zu reden, da erst die Geburt eines Kindes eine Frau zur Mutter macht. Zudem waren die Umstände, die eine Frau in der Besatzungszeit dazu bewogen, ihr Kind abzugeben, äußerst vielfältig. Das konnten ökonomische Gründe sein, persönliche Krisensituationen, Zweifel an der eigenen Befähigung, Druck von außen und vieles mehr. Im Fragebogen werden hingegen die Bedingungen der Abgabe des Kindes an zwei entscheidende Faktoren gebunden: an den Familienstatus der Mutter und an die Intention, die hinter dem Weggeben des Kindes steckt. Die Rede ist von einer unverheirateten Mutter, die nicht selbst für ihr Kind sorgen *wollte*. Liebe und Fürsorge, zwei Anforderungen, die seit der Aufklärung ‚gute‘ Mütter zu erfüllen haben (vgl. Toppe 1996),

werden hier – so die Unterstellung – schlichtweg verweigert. Die Übernahme der Fürsorgefunktion geht mit der Forderung einher, diese durch liebevolle Zuneigung dem Kind gegenüber zum Ausdruck zu bringen, sich intensiv mit seinen Belangen auseinanderzusetzen, ihm aber auch genügend Freiraum zur persönlichen Entfaltung zu lassen. In der folgenden Frage werden sowohl Erwartungen an die Mutter als ‚gute‘ Mutter formuliert als auch Verhaltensweisen aufgelistet, die sie als ‚gute‘ Mutter disqualifizierten, da diese Verhaltensweisen zwischen Verwöhnen, Gleichgültigkeit und Abwehr oszillieren.

117. *Trifft zu:*⁷

- Ihre Stimme war warm und sanft, wenn sie mit mir sprach*
- Sie half mir weniger, als ich nötig hatte*
- Sie ließ mich tun, was ich wollte*
- Sie schien meine Probleme und Sorgen gut zu begreifen*
- Sie war lieb zu mir*
- Sie war zufrieden damit, dass ich meine eigenen Entscheidungen traf*
- Sie wollte nicht, dass ich erwachsen werde*
- Sie versuchte, die Kontrolle zu haben, über alles, was ich tat*
- Sie hat meine Privatsphäre verletzt*
- Sie wollte gerne Dinge mit mir besprechen*
- Sie lächelte mich oft an*
- Sie schien kein Verständnis für meine Bedürfnisse und Wünsche zu haben*
- Sie neigte dazu, mich jünger zu behandeln, als ich war*
- Sie ließ mich meine eigenen Entscheidungen treffen*
- Sie gab mir das Gefühl, dass ich ungewünscht sei*
- Sie half mir, wenn ich unruhig und nervös war*
- Sie sprach nicht viel mit mir*
- Sie versuchte, mich von ihr abhängig zu machen*
- Sie gab mir das Gefühl, dass ich nicht für mich selbst sorgen könne*
- Sie gab mir jegliche Freiheiten*
- Sie ließ mich ausgehen, so viel ich wollte*
- Sie war zu beschützend*
- Sie lobte mich zu wenig*
- Sie ließ mich die Kleidung tragen, die ich wollte*

Als Konsequenz bei Nichterfüllung dieser Erwartungen droht schließlich die Gefahr, in den Augen der Gesellschaft respektive des ehemaligen Kindes keine ‚echte‘ Mutter zu sein:

7 Bei der Frage 117 sollen, auf einer Skala von sehr gut, ziemlich gut, ziemlich schlecht und sehr schlecht, diverse Aussagen nach dem Grad ihrer Stimmigkeit eingeschätzt werden. Die Frage lautet im Original: „Het klopt:“, was so viel heißt wie ‚Trifft zu‘.

150. *Nachfolgend einige mögliche Alternativen, die sich auf die Beziehung mit Ihrer Mutter beziehen können (Kreuzen Sie die Situation(en) an, die für Sie zutreffen)*

- Meine Mutter war sehr streng*
- Meine Mutter hat mich oft bestraft*
- Meine Mutter war milde und warm*
- Meine Mutter hat mich immer beschützt*
- Meine Mutter war über die Nachkriegsgesellschaft verbittert und ich war da das Opfer von*
- Meine Mutter war von meinem deutschen Vater enttäuscht und ich war da das Opfer von*
- Wenn wir gemeinsam in der Öffentlichkeit waren, tat meine Mutter so, als ob sie mich nicht kannte*
- Ich konnte mit Problemen nicht zu meiner Mutter gehen*
- Wenn ich Mofsenkind genannt wurde, tröstete sie mich*
- Sie unterstützte mich, wenn ich Schwierigkeiten in der Schule oder auf der Straße hatte*
- Wenn ja, in welcher Situation?*
-
- Meine Mutter unterstützte mich, wenn sie das Gefühl hatte, dass sich mein Stiefvater mir gegenüber unangemessen verhielt*
- Meine Mutter weinte oder ging dazwischen, wenn mein Stiefvater mich kritisierte/bestrafte*
- Es schien, als ob meine Mutter meine Halbgeschwister mehr liebte als mich*
- Meine Mutter widmete mir mehr Aufmerksamkeit, da ich das Kind eines deutschen Wehrmachtangehörigen war*
- Meine Mutter versuchte, mich zu verstecken, wenn wir Besuch hatten*
- Ich verachtete meine Mutter, weil sie nicht besser für mich sorgte*
- Ich liebte meinen Stiefvater mehr als meine Mutter*
- Meine Mutter zeigte nie, dass sie mich liebte*
- Meine Mutter verhielt sich nicht, wie eine echte Mutter*
- Meine Mutter berührte mich nicht und lobte mich nie*
- Ich hatte Angst vor ihr*

„Meine Mutter verhielt sich nicht wie eine echte Mutter.“ Was macht eine Mutter zur Mutter? Von der biologischen Warte aus betrachtet, ist diese Frage einfach zu beantworten: Mit der Geburt eines Kindes wird aus einer Frau eine Mutter. Doch was definiert eine ‚echte‘, oder eine ‚gute‘ Mutter? Kann es im Gegensatz dazu auch eine ‚unechte‘, eine ‚fälsche‘ Mutter geben? Diese Fragen sind weitaus schwieriger zu beantworten, und doch scheint es, als hätten die Konstrukteur*innen des Fragebogens mehr oder weniger genaue

Vorstellungen davon gehabt, was eine ‚gute‘ Mutter und was eine ‚schlechte‘ Mutter ausmacht. Die Bedeutung von ‚guter‘ und ‚echter‘ Mutterschaft sind gebunden an gesellschaftlichen Erwartungen, die in der Zeit der Aufklärung ausschließlich für Mütter aus dem Besitz- und Bildungsbürgertum geltend gemacht wurden. Mütter, so lautete die Botschaft, sollten sich selbst um ihre Kinder kümmern, sie lieben und erziehen. Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts entfaltete dieses bürgerliche Mutterideal eine Wirkmächtigkeit, die letztendlich Mütter aller gesellschaftlichen Schichten erreichte (vgl. Kleinau et al. 2011).

Neben der Zuweisung der Fürsorgefunktion an die Adresse der Mutter nimmt die Thematisierung des Familienstatus’ der Mutter bzw. der Zusammenhang zwischen dem Familienstatus der Mutter und dem der erweiterten Familie eine dominante Stellung im Fragebogen ein. Mütter niederländischer CBOW gingen, wie bereits erwähnt, oftmals eine Ehe mit einem Niederländer ein. Interessant ist nun, wie in der Formulierung einiger Fragen diese Ehen betrachtet bzw. welche potentiellen Legitimationsgrundlagen diesen Ehen zugewiesen werden und welche Auswirkungen dies auf die Wahrnehmung der Familienverhältnisse haben kann. So heißt es zum Beispiel:

112. Haben Sie das Gefühl, dass Ihre Mutter Ihren Stiefvater eher aus Schutz als aus Liebe geheiratet hat?

Diese Frage soll laut einleitendem Text nur für diejenigen relevant sein, die bei ihrer biologischen Mutter und zusätzlich mit anderen Kindern aufgewachsen sind. Zu beachten ist hier, dass in der Übersetzung des Fragebogens vom Norwegischen ins Niederländische ein Element, nämlich die Bezeichnung einer Frageeinheit, ausgelassen wurde. Bezieht sich die hier genannte Einheit auf (1) das Aufwachsen bei der biologischen Mutter und (2) mit anderen Kindern, forciert die Frage in der norwegischen Version diejenigen CBOW, die (1) bei der biologischen Mutter, (2) mit anderen Kindern und (3) innerhalb einer Stieffamilie aufgewachsen sind. Die Wortwahl der Frage und der Umstand der fehlenden Information sind im Hinblick auf zwei ineinandergreifende Merkmale von Interesse. Erstens wird in dem niederländischen Fragebogen das Aufwachsen bei der Mutter automatisch – allein aufgrund des Umstandes, dass weitere Kinder im Haushalt leben – zu einer Stieffamilienkonstellation erklärt. Die Möglichkeit einer alleinerziehenden Mutter mit mehreren Kindern erscheint undenkbar. Die Formulierung der Frage weist zum anderen darauf hin, dass sich an die Rolle der Mutter als Ehefrau ganz bestimmte Vorstellungen binden. Die Mutter gilt als schutzbedürftig. Zugleich wird diese Schutzbedürftigkeit in Relation zu einer normierten Vorstellung des Liebesideals gesetzt, welches die eigentliche Legitimationsgrundlage für die Ehe bildet. Der Fragebogen evoziert Erwartungen an Mutterschaft, die sich anhand folgender Merkmale konstituieren: Als ‚echte‘

Mutter muss sie das Kind ins Zentrum ihrer Handlungen stellen. Seine Belange sind stets zu beachten und sie muss das Kind fürsorglich liebend umsorgen. Tut sie dies nicht, droht ihr Missachtung und die Aberkennung ihrer Mütterlichkeit, vor allem dann, wenn sie die Fürsorge nicht freiwillig übernehmen will. Mutterschaft bestimmt sich, innerhalb der Fragenkonzeption, an der Betonung der Übernahme der Fürsorge für das Kind und der Notwendigkeit verheiratet zu sein. Aufgrund ihrer schutzbedürftigen Stellung bedarf es eines (Ehe-)Mannes für sie selbst und eines Vaters für ihr (ebenfalls schutzbedürftiges) Kind:

153/154. *Wie würden Sie die Beziehung zwischen Ihrer Mutter und Ihrem Stiefvater bezeichnen? Hier sind einige Möglichkeiten aufgelistet. (Kreuzen Sie an, was für Sie zutreffend ist)*

- Meine Mutter ist mit meinem Stiefvater verheiratet, weil sie einen Vater für ihr Kind suchte*
- Meine Mutter war viel jünger (gemeint ist mehr als 10 Jahre) als mein Stiefvater*
- Weil sie einen deutschen Geliebten hatte, hat meine Mutter viel leiden müssen*
- Mein Stiefvater war ihr gegenüber gewalttätig und nannte sie ‚Deutschenhure‘*
- Mein Stiefvater liebte meine Mutter sehr*
- Meine Mutter und Stiefvater stritten sich häufig und zuhause herrschte eine schlechte Atmosphäre*
- Meine Halbgeschwister waren gemein zu ihr und nannten sie ‚Deutschenhure‘*
- Die Tatsache, dass meine Mutter einen deutschen Geliebten hatte, hatte keine Bedeutung in unserer Familie (familie)*
- Wenn mein Stiefvater sie unangemessen behandelte, wurde sie von meinen Großeltern verteidigt*
- Ich spürte, dass meine Mutter sich innerhalb der Familie (familie) nicht verteidigen konnte*
- Wenn andere sie unangemessen behandelten, versuchte ich, sie zu verteidigen*
- Ich hatte ein sehr gutes Verhältnis zu einem Stiefvater*
- Ich hatte eine sehr schlechte Beziehung zu meinem Stiefvater*
- Ich wurde von anderen Kindern verstoßen und hatte es schwer*
- Die gesamte Familie (familie) ging gut miteinander um und die Tatsache, dass ich ein Kriegskind war, hatte keinen Einfluss darauf.*
- Dass mein Vater ein Deutscher war, war in meiner Familie bekannt (familie)*
- Niemand außer meiner Mutter und ich wusste, dass mein biologischer Vater ein Deutscher war*

- Wegen der schlechten Verhältnisse zuhause wurde ich von meinen Großeltern großgezogen*

Die Thematisierung von Vaterschaft erfolgt innerhalb der Antwortitems beinahe ausschließlich über die Position des Stiefvaters, der aufgrund der eingegangenen Ehe mit der Mutter als Ersatz zum biologischen Vater herangezogen wird. Dies ist insofern interessant, als sich die Fragen primär auf den biologischen Vater beziehen. Während der Stiefvater explizit nur in der bereits erwähnten Frage 112 thematisiert wird („Haben Sie das Gefühl, dass Ihre Mutter Ihren Stiefvater eher aus Schutz als aus Liebe geheiratet hat?“), ist er in den Antwortitems umso präsenter. Folgende Themen und Eigenschaften charakterisieren die Aufgaben des Stiefvaters: Hauptmerkmal ist die Ehe mit der Mutter, wodurch er ‚ein Vater für ihr Kind‘ wird. Seine Vaterschaft ist dementsprechend an die Ehe gebunden, und aus ihr leitet sich ein patriarchalischer Autoritätsanspruch über Mutter und Kind ab.

104. *Welche der folgenden Alternativen treffen auf ihre Jugend zu?*

- Meine Mutter war verheiratet, als ich geboren wurde, aber nicht mit meinem biologischen Vater*
- Meine Mutter heiratete meinen biologischen Vater, ließ sich aber auch von ihm scheiden*
- Meine Mutter heiratete meinen biologischen Vater und ich bin auch von ihm mit großgezogen worden*
- Meine Mutter heiratete jemand anderes, ließ sich aber auch von ihm scheiden*
- Meine Mutter heiratete jemand anderes als meinen biologischen Vater und ich bin von ihm großgezogen worden*
- Nach meiner Geburt heiratete meine Mutter mehrere Male*
- Meine Mutter ist nie verheiratet gewesen*
- Anders, nämlich.....*

Auffällig erscheint hier, dass – im Gegensatz zu den Erwartungshaltungen an eine ‚gute Mutter‘ – keine Vorstellung davon aufscheint, was einen ‚guten‘ Stiefvater ausmacht. Seine Thematisierung oszilliert zwischen dem Beschützer der Mutter, dem gewalttätigen Mann, der Mutter und Kind schlägt und beschimpft, die Mutter aber trotzdem ‚sehr liebt‘. Hierfür sei exemplarisch noch einmal auf die Frage 153/154 verwiesen, die die Beziehung der Mutter zum Stiefvater zum Thema hat.

Was den biologischen Vater angeht, so werden keine konkreten Erwartungen an ihn geknüpft, das Wissen um die biologische Abstammung wird jedoch als äußerst bedeutsam erachtet.

143. *Wie haben Sie erfahren, dass Sie ein Kind eines deutschen Wehrmachtsangehörigen sind?*

- Freunde haben es mir erzählt*

- Ich habe es auf Nachfrage/Brief bei einer öffentlichen Instanz hin erfahren*
 - Meine Mutter erzählte es mir, ohne dass ich darauf bestand*
 - Meine Adoptiveltern erzählten es mir, ohne dass ich darauf bestand*
 - Meine Adoptiveltern erzählten es mir, als ich darum bat*
 - Mein Ehepartner hat es mir erzählt*
 - Ein Familienmitglied (familielid) hat es mir erzählt*
 - Ich habe es durch meinen Arbeitgeber erfahren*
 - Ich habe es in/im Zusammenhang mit der Schule erfahren*
 - Ich habe es erfahren, als ich meine Geburtsakte anfragte*
 - Ich bekam einen anonymen Brief, in dem es drinstand*
 - Es wurde mir klar, als ich alte Unterlagen in die Hände bekam*
 - Es wurde mir bei der Verteilung des Erbes klar*
 - Ich habe es aufgrund einer Initiative meines Vaters erfahren*
 - Ich habe es durch Zufall erfahren*
 - Ich habe es auf andere Weise erfahren, nämlich*
-

Fand ein Treffen zwischen dem Erzeuger und dem CBOW statt, konnten sie sich entweder „als Vater und Sohn/Tochter“ begegnen oder das erwartete ‚Vatergefühl‘ blieb aus:

203. *Nachfolgend eine Reihe möglicher Alternativen in Bezug auf die Begegnung mit Ihrem Vater: Kreuzen Sie ja oder nein an*

- Das Treffen war eine Katastrophe, wir haben seitdem keinen Kontakt mehr gehabt*
- Das Treffen war erzwungen, es blieb die einzige Begegnung*
- Mein Vater war sehr nervös, scheinbar hat er sich auf das Treffen gefreut*
- Mein Vater umarmte mich und empfing mich sehr herzlich*
- Mein Vater war verlegen, ich ergriff die Initiative, ihn zu umarmen*
- Seine gesamte Familie (familie) war anwesend und ich wurde sofort eingeladen, sie zu besuchen*
- Wir haben uns außerhalb getroffen und er wollte nicht, dass ich seine Familie (gezin) kennenlerne*
- Wir begegneten einander als Vater und Sohn/Tochter*
- Mein Vater war gerührt und schämte sich, mich nicht gesucht zu haben*
- Um zu sehen, was für eine Art Mensch ich war, schickte mein Vater ein Familienmitglied (familielid) vor*
- Ich wurde herzlich empfangen und er hat mich seitdem oft besucht*

- *Er sagte nichts, als ich anrief und gab das Telefon an jemand anderes weiter*
 - *Als ich anrief und seine Stimme hörte, konnte ich kein Wort herausbringen*
 - *Telefonisch haben wir lange miteinander gesprochen, aber er konnte/wollte mich nicht treffen*
 - *Wir haben lange miteinander gesprochen und er wollte wissen, wie es meiner Mutter ginge*
 - *Ich bekam nicht das Gefühl, dass er mein Vater war, und er blieb ein unbekannter Mann für mich*
 - *Ich hatte nicht das Vatergefühl, das ich für meinen Stief-/Pflegevater habe*
 - *Anders, nämlich*
-

Wie genau ein ‚Vatergefühl‘ aussieht bzw. wie es sich anfühlt, wird nicht weiter definiert und lässt sich anhand des Fragebogens auch nicht ermitteln; nicht zuletzt aufgrund der stark ambivalenten Darstellung des biologischen wie des sozialen Vaters als schlagender Mann und Vater (93), als Vergewaltiger (114), als liebender Ehemann (153/154), als Beschützer (168) und als Mann, der dem Kind sehr wohl ein nicht weiter beschriebenes ‚Vatergefühl‘ vermittelt (202). Die unklare Bestimmung der Anforderungen an das Verhalten des Stiefvaters sowie der von Sehnsucht getragenen Thematisierung des biologischen Vaters, der einen Bezugsrahmen zu einem sogenannten ‚Vatergefühl‘ bereitzustellen scheint, lässt annehmen, dass die primäre Erwartungshaltung die ist, einfach ein Vater zu *sein*. Wie diese immaterielle Erwartung mit Bedeutung gefüllt wird, bleibt offen.

4 Fazit

Resümierend bleibt festzuhalten, dass sich innerhalb des Fragebogens sämtliche Familienformen über das Vorhandensein der Ehe als ‚Familie‘ konstituieren. In Form der Pflegefamilie und der Adoptivfamilie erscheint dieses Merkmal a priori gegeben. Im Gegensatz zur unverheirateten Mutter, der unterstellt wird, dass sie die Fürsorge für ihr Kind nicht übernehmen will, übernehmen die Adoptiv- bzw. die Pflegeeltern die Verantwortung und Fürsorge für das Kind. Ist die unverheiratete Mutter bereit, ihrer Fürsorgefunktion nachzukommen und zudem einen Mann zu ehelichen, konstituiert sich die Stieffamilie. Mutter und Kind scheinen in dieser Konstruktion auf die ‚schützende Hand‘ des Ehemannes und Stiefvaters angewiesen, was seine Vormachtstellung als Familienoberhaupt legitimiert.

Durch die Heirat mit einem Niederländer konnten sich die ‚Deutschenmädchen‘ in der Nachkriegszeit rehabilitieren. Auffällig ist, dass in den Interviews, die Diederichs (2006) mit Müttern von CBOW führte, die Frauen mehrheitlich bekundeten, ihre deutschen Partner geliebt zu haben. Diese Sichtweise mag für die Frauen im Nachhinein und auch im Interesse ihrer Kinder die akzeptabelste Erklärung sein, da für Frauen andere moralische Vorstellungen galten als für Männer. Die Forschung sollte allerdings verstärkt nach den Sinnstiftungen und Kohärenzwünschen solcher Erzählungen fragen. In den Quellen, die Laura Fahnenbruck für ihre Dissertation ausgewertet hat, ist von Seiten (ehemaliger) Wehrmachtangehöriger jedenfalls nicht von Liebe die Rede, und den Folgen ihres Sexuallebens entledigten sich über die Hälfte aller Soldatenväter mit der Begründung des sogenannten ‚Mehrverkehrs‘ (vgl. Fahnenbruck 2018: 204f.). Es ist wohl kein Zufall, dass lediglich eine einzige Frau in einem Interview davon spricht, dass es auch Lust auf Sex war, die sie mit einem Deutschen zusammenführte (vgl. Happe 2001: 131). Mit dieser Aussage verweigert sich die Frau den normativen Familien- und Geschlechtervorstellungen, die anscheinend das Leben der ehemaligen ‚Wehrmachtskinder‘ so entscheidend geprägt haben, dass sie ziemlich unverstellt in die Konzeption des Fragebogens eingeflossen sind. Es bleibt abzuwarten, ob die Auswertung der Fragebögen letztendlich zu einer Reproduktion oder zu einer kritischen Hinterfragung dieser normativen Vorgaben führen wird.

Literatur

- Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2012): Partizipative Forschungsmethoden. Ein methodischer Ansatz in Bewegung. In: Forum qualitative Sozialforschung 13, 1, Art. 30. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1801/3332>. [Zugriff: 10.10.2019].
- Diederichs, Monika (2005): Stigma and Silence. Dutch Women, German Soldiers and their children. In: Ericsson, Kjersti/Simonsen, Eva (Hrsg.): Children of World War II. The Hidden Enemy Legacy. Oxford/New York: Berg, S. 151-163.
- Diederichs, Monika (2006): Wie geschoren wordt moet stil zitten. De omgang van Nederlandse meisjes met Duitse militairen. Amsterdam: Boom.
- Diederichs, Monika (2009): „Moffenkinder“. Kinder der Besatzung in den Niederlanden. In: Historical Social Research 34, 3, S. 304-320.
- Diederichs, Monika (2012): Kinderen van Duitse militairen in Nederland 1941-1946. Een verborgen leven. Soesterberg: Aspekt.
- Drolshagen, Ebba (2005): Wehrmachtskinder. Auf der Suche nach dem nie gekannten Vater. München: Droemer.
- Fahnenbruck, Laura (2018): Ein(ver)nehmen. Sexualität und Alltag von Wehrmachtssoldaten in den besetzten Niederlanden. Göttingen: VR: unipress.

- Happe, Katja (2000): ‚Moffenmeiden‘. Der Umgang mit Kollaborateuren in den Niederlanden nach 1945. In: Fasse, Norbert/Houwink ten Cate, Johannes/Lademacher, Horst (Hrsg.): Nationalsozialistische Herrschaft und Besatzungszeit. Historische Erfahrung und Verarbeitung aus niederländischer und deutscher Sicht. Münster: Waxmann 2000, S. 405-416.
- Happe, Katja (2001): Die ‚Moffenmeiden‘ und der vergessene Bijltesdag‘. Zum Umgang mit einer speziellen Gruppe von Kollaborateuren in den Niederlanden nach 1945. In: Jahrbuch des Zentrums für Niederlandestudien 10-11, S. 111-131.
- Kleinau, Elke/Jonas, Gabriele/Verlinden, Karla (2011): Mutterschaft und Mütterlichkeit um 1900 – Ideal und Wirklichkeiten. In: Verein August Macke Haus Bonn (Hrsg.): Zwischen Madonna und Mutter Courage. Zur Darstellung der Mutter in der Kunst von 1905 bis 1935. Bönen: Stiftung ‚August Macke Haus, S. 100-106.
- Kleinau, Elke (2015): ‚Ich wollte unbedingt zur Schule, ich bin so gern zur Schule gegangen.‘ Bildungsbiografie eines Besatzungskindes vor der Bildungsexpansion. In: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke (Hrsg.): Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 166-180.
- Kleinau, Elke/Mochman, Ingvill C. (Hrsg.) (2016): Kinder des Zweiten Weltkrieges. Stigmatisierung, Ausgrenzung, Bewältigungsstrategien. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Kooy, Gerrit Andries (1957): Het Veranderend Gezin in Nederland. Assen: Van Gorcum & Comp.
- Lilienthal, Georg (2008): Der ‚Lebensborn e.V.‘. Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik. 2. Auflage. Frankfurt a.M.: Fischer TB.
- Meckel, Andrea/Mochmann, Ingvill C./Miertsch, Martin (2016): Soziales Vertrauen bei norwegischen Wehrmachtskindern. In: Kleinau, Elke/Mochmann, Ingvill C. (Hrsg.): Kinder des Zweiten Weltkrieges. Stigmatisierung, Ausgrenzung, Bewältigungsstrategien. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 157-184.
- Mochmann, Ingvill C./Larsen, Stein Ugelvik (2005): Kriegskinder in Europa. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 18-19, S. 34-38.
- Mochmann, Ingvill C./Larsen Stein Ugelvik (2008): ‚Children born of War‘: The Life Course of Children fathered by German Soldiers in Norway and Denmark during WWII. Some empirical results. In: Historical Social Research 33, 1, S. 347-363.
- Mochmann, Ingvill C./Øland, Arne (2009): Der lange Schatten des Zweiten Weltkrieges: Kinder deutscher Wehrmachtssoldaten und einheimischer Frauen in Dänemark. In: Historical Social Research 34, 3, S. 283-303.
- Mochmann, Ingvill C. (2017): Children Born of War. A Decade of International and Interdisciplinary Research. In: Historical Social Research 42, 1, S. 320-346.
- Moeller, Robert G. (2008): Unbenannt und allgegenwärtig. Die Familie in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung. In: Hagemann, Karen/Quataert, Jean H. (Hrsg.): Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Geschichte, Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 317-346.
- Mühlhäuser, Regina (2010): Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion (1941-1945). Hamburg: Hamburger Edition.
- Peuckert, Rüdiger (2012): Familienformen im sozialen Wandel. 8. Aufl. Wiesbaden: Springer.

- Romijn, Peter (2017): Der lange Krieg der Niederlande. Besatzung, Gewalt und Neuorientierung in den vierziger Jahren. Göttingen: Wallstein.
- Rosenbaum, Heidi (2014): „Und trotzdem war’s ‘ne schöne Zeit“. Kinderalltag im Nationalsozialismus. Frankfurt a.M.: Campus.
- Toppe, Sabine (1996): Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Kleinau, Elke/Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 346-359, 519-522, 562-563.
- Zwaan, Ton (1997): Families, huwelijken en gezinnen. Een introductie. In: Zwaan, Ton (Hrsg.): Familie, huwelijk en gezin in West-Europa. Van Middeleeuwen tot moderne tijd. 2. Aufl. Amsterdam, Heerlen: Boom/Open universiteit. S. 11-37.

Väterlichkeiten und Caring Masculinities in der Migrationsgesellschaft. Normalisierungs- und rassismuskritische Perspektiven

Michael Tunç

1 Einleitung

Seit einiger Zeit werden Fragen der Verflechtungen von Familie und Geschlechterverhältnissen vermehrt diskutiert. Sich zunehmend damit auseinanderzusetzen, wie sich in Genderperspektive theoretische Wissensproduktion und Empirie der Familiensoziologie neuformieren, folgt der Erkenntnis, „dass man Familie als soziales Phänomen nur versteht, wenn man der Verbindung der Konstitution von Familie und der Konstitution von Geschlecht in einer Gesellschaft nachgeht“ (Helfferich 2017: 13). Die in der Geschichte geringe wechselseitige Bezugnahme zwischen Familien- und Geschlechterforschung erklärt Cornelia Helfferich damit, „dass im Großen und Ganzen Familiensoziologie kein angemessenes Konzept von Geschlecht und Geschlechtersoziologie kein angemessenes Konzept von Familie hat“ (ebd.: 14). Die inzwischen zunehmenden Annäherungen zwischen diesen Forschungsfeldern lassen sich beispielsweise daran ablesen, dass im Jahr 2005 Männer als das „vernachlässigte Geschlecht in der Familienforschung“ diskutiert wurden (vgl. Tölke/Hank 2005).

In der Nachkriegszeit waren Paararrangements mit den vergeschlechtlichten Positionen der Hausfrau und des Alleinernährers nicht nur das hegemoniale Lebensmodell in West-Deutschland, sondern diese galten auch als gesellschaftliche Normalität. Das hat sich im Zuge der Pluralisierung familiärer Paararrangements und Arbeitsteilungsmuster heute stark verändert; einerseits durch den im Vergleich zum Stand der frühen Nachkriegszeit hohen Anteil mütterlicher Erwerbsarbeit, andererseits durch Entwicklungen von fürsorglicher Männlichkeit bzw. von *Caring Masculinities*. Doch trotz allen Wandels hin zu mehr familiärer Vielfalt zeigen sich nach wie vor Strukturen einer hierarchischen Geschlechterordnung in Familien als weiterhin wirksam.

Im historischen Verlauf haben sich dominante vergeschlechtlichte Normalitätsmuster von Familienmodellen entwickelt und etabliert, wobei nicht oder weniger der Norm entsprechende Lebensentwürfe zwar möglich,

aber mitunter gesellschaftlich weniger anerkannt wurden bzw. werden. Das galt in der damaligen Zeit z.B. für Lebensmodelle egalitärer Aufgabenteilung von Erwerbs- und reproduktiver bzw. Care-Arbeit oder für das Modell der Familienernährerin in Paararrangements. Da Prozesse im Spannungsfeld zwischen Transformation und Kontinuität weiter andauern, gibt es entsprechend zwar erste Erfolge hin zu egalitären Paararrangements in Familien, aber auch große Verwerfungen und Brüche.

Für die weitere Ausdifferenzierung sollen nun im Folgenden zwei relevante Ebenen unterschieden werden: Auf einer ersten Ebene der Geschlechterdifferenzen soll die Relationalität zwischen Mütterlichkeit und Väterlichkeit thematisiert und geschlechterdifferenzierte Eltern-Konzepte innerhalb der Geschlechterordnung reflektiert werden, wobei zunächst der Blick auf andere wirksame Differenzen zurückgestellt wird. Dabei werden im Sinne der Relationalität von Geschlechterverhältnissen teilweise auch Erkenntnisse über Mütterlichkeit herangezogen. Es wird die Frage gestellt, inwiefern eine implizite Normativität von Mütterlichkeit im Mainstream der Familienforschung und Praxis der Familienbildung (noch) wirksam ist bzw. bleibt, auch wenn diese im Zuge vielfältiger gesellschaftlicher Transformationen zum Teil bereits überwunden wurde.

Auf einer zweiten Ebene wird die Diversität innerhalb der Gruppe der Mütter und Väter in die Überlegungen einbezogen, mit der sich Effekte entlang der Differenzen nach Familienform, aber ebenso sozialem und Bildungsmilieu, Alter, sexueller Orientierung in den Blick nehmen lassen. Im Vergleich zu der Männlichkeitstheorie finden sich diese beiden Ebenen auch im Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Raewyn Connell: Hegemoniale Männlichkeiten sind doppelt relational strukturiert und zwar verstanden als Hegemonie der Männer gegenüber Frauen einerseits und gegenüber untergeordneten und marginalisierten Männern andererseits (vgl. Connell 2000: 97ff.). Insofern sind Hierarchien unter Männern im Sinne Connells gleichfalls Bestandteil von Geschlechterverhältnissen und männlicher Vorherrschaft, die hier auch als wirksam für Verhältnisse zwischen verschiedenen Modellen von Väterlichkeit angenommen werden. Neben Forschungsergebnissen zu Väterlichkeit allgemein und im Migrationskontext im Spezifischen sollen ethnisierte Diskurse über „fremde“ Männlichkeiten diskutiert werden. Vorgestellt werden ebenso alternative Begriffe der Männlichkeitsforschung, die für eine Diskurs- und Normalisierungskritik hilfreich sein können. Abschließend werden dann Väterlichkeiten und Männlichkeiten im Rahmen des Themenfeldes Familie und Normalität besprochen, insbesondere hinsichtlich migrationsgesellschaftlicher Diversität. Ziel der Ausführungen ist es, Transformationspotenziale von Care-Subjektivierungen bei solchen zugewanderten Männern und Men of Color zu reflektieren und anzuerkennen, wo sie allmählich sichtbar und empirisch belegt sind.

2 Relationalität von Mütterlichkeiten und Väterlichkeiten

Geschlechterreflektierte Forschungen zu Müttern und Vätern zeigen, dass Geschlechterasymmetrien in elterlichen Praktiken und Einstellungs- sowie Verhaltensänderungen hin zu egalitären Elternmodellen gleichzeitig nebeneinander existieren (vgl. Seehaus et al. 2015). Es gibt immer noch starke geschlechterpolare Diskurse, Zuschreibungen, Einstellungen und Praxen von Mütterlichkeit und Väterlichkeit: Julia C. Nentwich (2000) beispielsweise ermittelte anhand qualitativer Einzelinterviews mit Müttern und Vätern eine „Prozesslogik der Vergeschlechtlichung von Elternschaft“ (100) und stellt fest:

„Mutter zu sein ist eine ‚natürliche‘ Eigenschaft der Frau, hierfür ist keine Ausbildung notwendig, wie dies beim Ausüben der Ernährerrolle der Fall ist. Die Eigenschaften eines Vaters werden jedoch nicht auf die ‚Natur‘ zurückgeführt, eine biologische Begründung für die Rolle des Ernährers scheint nicht notwendig zu sein“ (ebd.: 117).

Für das Feld der Familienforschung wird ergänzend zum Begriff Elternschaft der Begriff Elterlichkeit im Sinne von Elisabeth Hoffmann (2010) vorgeschlagen, u.a. als Übersetzung von „parenting“; somit wird Elterlichkeit verstanden als „Prozesse und eine Vielzahl positiver elterlicher Handlungen in der Hinwendung zum Kind“ (3). Vergleichende Forschungen der Entwicklungspsychologie über Mütter und Väter dokumentieren nämlich, dass grundsätzlich beide Elternteile über ein sehr ähnliches Potenzial und ähnliche Kompetenzen zur guten Förderung kindlicher Entwicklung verfügen, beispielsweise in Bezug auf Merkmale der Eltern-Kind-Intervention wie Responsivität, Stimulierung, Zuwendung Disziplinierung und Unterweisung (vgl. BMFSFJ 2006: 142).

Jenseits verschiedener Lösungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie in Partnerschaften spielen Aufgabenteilung und Paarzufriedenheit von Eltern eine große Rolle: Allgemein gilt, dass es zufriedenen Paaren leichter fällt, sich gegenseitig eine je eigenständige Rolle für die Erziehung der Kinder zuzugestehen (vgl. Gloger-Tippelt 2011). Schwierig kann es für Väter werden, wenn Mütter die Fürsorge und Erziehung der gemeinsamen Kinder (mehr) als ihre exklusive Aufgabe sehen und so Vätern wenig Raum geben, weil sie u.a. die Anerkennung für ihren Zuständigkeitsbereich Kindererziehung nicht oder kaum teilen wollen. Durch dieses sogenannte „Maternal Gatekeeping“ (vgl. Allen/Hawkins 1999) kann vorhandenes väterliches Engagement teils ausgebremst werden, was Patrick Ehnis als „hegemoniale Mütterlichkeit“ bezeichnet (vgl. Ehnis 2008). Eine solche Konstellation kann aber auch das Einverständnis eines Vaters finden, der das Modell einer dominanten Verantwortung der Mutter und seiner geringeren Verantwortung teilt.

Prozesse geschlechterdifferenzierter Normalisierung von Elterlichkeit lassen sich auch gut daran zeigen, wie Zuschreibungen der Hauptverantwortung

für Säuglinge und kleine Kinder an die Mutter sowie von bestimmten Formen der Aufgabenteilung (re)produziert werden: Die Bundesregierung bewarb die Einführung des Elterngeldes 2007 mit der großen Plakatkampagne unter dem Motto „Krabbeln lerne ich bei Mama, laufen dann bei Papa“. Die Aussage erkennt väterliches Engagement an, transportiert aber eine sequenzielle Aufteilung und ggfs. implizite ungleiche Bewertung elterlicher Verantwortung, sodass zugleich ganz selbstverständlich stereotype und duale Genderkonstrukte der Elterlichkeit reproduziert werden (vgl. Ehnis/Beckmann 2010: 313).

Dieses Problem findet sich auch im erziehungswissenschaftlichen Diskurs, was ich nun am Beispiel einzelner Aspekte aus Familienbildung und Elementarpädagogik diskutieren werde. Zwar ist der Mütter-Bias in der Familienbildung weitgehend überwunden, aber es bleibt zu bedenken, dass sich historisch erst im Laufe der letzten ca. 50 Jahre die Mütterschulen zu heutigen Institutionen der Familienbildung weiterentwickelten. Denn erst im Laufe der 1960er Jahre sprach Familienbildung nicht mehr nur Mütter, sondern alle Elternteile an (vgl. Schymroch 1989: 74): Väter waren also lange Zeit kaum als Zielgruppe der Familienbildung im Fokus, was mit ein Grund für die langsame Etablierung der Väterarbeit bzw. väterkompetenter Ansätze in der Familienbildung sein könnte.

Weil Chancen für die aufgeworfene Fragestellung entstehen, wenn man Väterlichkeit nicht nur in geschlechter- und männlichkeitstheoretischer Sicht reflektiert, sondern auch in Bezug auf (queer-)feministische Debatten um Mütterlichkeit diskutiert, soll dieses Thema hier auch besprochen werden. Zunächst wird die erste geschlechterreflektierte Ebene behandelt. Im Vergleich mit den zunehmenden Aktivitäten sozialwissenschaftlicher Forschung zu Väterlichkeit in Deutschland in den letzten 20 Jahren haben Forschungen zu Mütterlichkeit keine ebensolche Konjunktur erfahren (vgl. Seehaus et al. 2015: 11). Insofern verwundert es, dass Mütterlichkeit ein eher vernachlässigtes sozialwissenschaftliches Forschungsthema zu sein scheint, insbesondere in feministischer Geschlechterforschung. Maya Dolderer und Kolleginnen stellen angesichts des Gender Care Gaps zu Lasten von Müttern diese Frage und argumentieren, dass sich

„[e]rst seit kurzer Zeit (...) eine angehende Auseinandersetzung über die Ursachen der Leerstelle von emanzipativen Deutungen des Muttertopos in queer-feministischen Problematisierungsweisen von Müttern nachzeichnen [lässt]“ (Dolderer et al. 2016: 8).

Die Autorinnen diskutieren viele mögliche Gründe dafür. Eine Rolle könnte die queer-feministische Theoriebildung mit ihren konstruktivistischen Ansätzen spielen, die das Überwinden dominanter Konfigurationen von Sex und Gender anstrebt. Fortschritte in dieser Richtung werden jedoch „durch normative und biologistische Diskurse rund um Schwangerschaft, Geburt und Stillen erschwert“ (ebd.: 8f.). Allerdings muss diese Kritik an stereotypen

Zuschreibungen nicht notwendig dazu führen, das Thema Mütterlichkeit insgesamt zu übergehen oder zu marginalisieren (vgl. ebd.: 9).

Auf einer zweiten Ebene in intersektionaler Sicht auf die Diversität von Mütterlichkeiten zeigen verschiedene Studien zu migrantischen Müttern, dass diese mehrheitlich die Doppelorientierung an mütterlicher Erziehungsverantwortung und der Erwerbsarbeit anstreben als auch zu leben versuchen: Leonie Herwartz-Emden und Wiebke Waburg entdecken in Ihrer Studie zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf der Migrantinnen „positiv konnotierte, flexible Konzepte von Mutterschaft und beeindruckende Beispiele einer ‚nicht-westlichen Modernität‘“ (Herwartz-Emden/Waburg 2008: 11). Demgegenüber sind Frauen/Mütter mit Migrationshintergrund ethnisierten Gender-Diskursen ausgesetzt, die lange schon seitens der Frauenforschung über Migrantinnen und Women of Color (WoC) intensiv beleuchtet werden. Christine Huth-Hildebrandt (2002) kritisiert die ethnisierende Funktion des Bildes der Migrantin als Opfer, das hauptsächlich der Abgrenzung zwischen Zugewanderten und Mehrheitsgesellschaft dient. Immer wieder wurde und wird in der Rede über „die fremde Frau“ das Geschlechterverhältnis bemüht, um Dominanzverhältnisse zwischen Migrantinnen/WoC und der weißen Mehrheitsgesellschaft zu konstruieren und vermeintliche Unterschiede zwischen „den Anderen“ gegenüber „dem Eigenen“ festzuschreiben. Wie diese Dynamik der Differenzproduktion, mit deren Hilfe dann teils vorhandene Marginalisierungen Zugewanderter überdeckt oder sogar implizit legitimiert werden, Väter mit Migrationshintergrund/PoC in recht ähnlicher Weise trifft, wird weiter unten aufgegriffen.

3 Forschungen zu Väterlichkeit

Bevor auf empirische Erkenntnisse zu Väterlichkeit eingegangen wird, sollen grundlegende Begriffe thematisiert werden. Bisher sind die Begriffe Vaterschaft und Väterlichkeit in der Forschung noch zu wenig präzisiert. Nach meinem Verständnis (vgl. Tunç 2018: 41ff.) umfasst der Begriff Vaterschaft mehr rechtliche wie institutionelle Kontexte, so etwa im Kontext der Anerkennung von Vaterschaft als rechtliches Thema. Der Begriff Väterlichkeit bezeichnet, wie weiter oben für Elterlichkeit ausgeführt, einerseits einen Prozess, hier im Sinne von „doing fathering“. Väterlichkeit verstehe ich andererseits als vergeschlechtlichte Position von Männern in Familien-, Geschlechter- und Generationenbeziehungen bzw. -verhältnissen, die mit Fürsorgeverantwortung für Kinder einhergeht, welche unterschiedlich an Vaterschaft gebunden sein kann, aber nicht muss (vgl. Tunç 2018: 45). Michael Matzner (2004) kennzeichnet subjektive Konzepte und soziale Praxen von Hetero-Väterlichkeit als Ergebnis des Zusammenwirkens folgender Determinanten:

die Persönlichkeit des Mannes und die Sozialisation zum Vater, die soziale Lage und das Milieu, die Partnerin und Mutter der Kinder, die Kinder, die Berufstätigkeit, soziale Ressourcen sowie soziokulturelle Einflüsse (vgl. ebd.: 160).

In Deutschland vollziehen sich seit einiger Zeit Transformationen gelten der Normen vergeschlechtlichter Elterlichkeit, weil Männer zunehmend fürsorgliche Väterlichkeit im Sinne von Caring Masculinities praktizieren, insbesondere im Kontext kontinuierlich steigender väterlicher Elternzeitznutzung. Empirische Daten weisen einerseits darauf hin, dass die seit Jahren steigende Elterngeldnutzung von Vätern moderat positive Effekte hat, weil Väter beispielsweise ihre Arbeitszeit für ihre Care-Verantwortung reduzieren oder das anstreben (vgl. BMFSFJ 2016: 21). Allerdings können Väter in Elternzeit auch Mustern traditioneller Arbeitsteilung folgen, wenn sie in einer Rolle als „Mithelfer“ kindbezogener Care-Verantwortung die Mutter lediglich entlasten, die in Hauptverantwortung für die Care-Arbeit verbleibt (vgl. Possinger 2013: 148ff.).

Andererseits zeigen Forschungsergebnisse, welche Brüche sich zwischen Einstellungen aktiver Väterlichkeit und ihrer Verwirklichung zeigen, d.h. ein Gap von Einstellung und Verhalten. Daten zur Zeitverwendung von Müttern und Vätern belegen, dass immer noch ein Gender Care Gap besteht: Mütter investieren im Durchschnitt immer noch mehr Wochenstunden in die Erziehung und Hausarbeit als Väter (vgl. Meier-Gräwe/Klunder 2015; Samtleben 2019). Die geschlechtliche Arbeitsteilung lässt also Beharrungstendenzen männlicher Ernährer-Ideale erkennen.

Vor diesem Hintergrund ist die Fragestellung zu analysieren, wie subjektive Konzepte von Männlichkeiten und Väterlichkeiten ko-konstruiert sind, d.h. sich wechselseitig beeinflussen (vgl. vertiefend Tunç 2018: 204ff.). Was ist damit gemeint?

Immer mehr Männer ohne und mit Migrationshintergrund sehen ihre Väterlichkeit im Sinne der doppelten Verantwortung als Erzieher und Versorger, was auf progressive Entwicklungen hinweist. Ein Teil der Väter hält jedoch sehr stark an der männlichen Ernährerrolle fest, was man als eher traditionell oder im Sinne eines Leitbildes hegemonialer Männlichkeit bewerten kann, sodass die Ressourcen aktiver Väterlichkeit im Sinne klassischer elterlicher Arbeitsteilungsmuster einschränkt sind. Es kommt also zu vielfältigen Spannungen und Brüchen. Im Wandel von Väterlichkeit werden ambivalente bis widersprüchliche Entwicklungen von Caring Masculinities sichtbar, die als Dynamiken der Kokonstruktion von Väterlichkeit und Männlichkeit analysiert werden können. Dennoch: „Eine caring masculinity kann dabei als Alternative zur hegemonialen Männlichkeit gestärkt und gefördert werden“ (Bergmann et al. 2014: 137). Einerseits lässt sich mit Meuser herausstellen, dass Väterlichkeit zumeist insofern als problematisch verstanden werden kann, denn sie „eignet sich nicht als Material männlicher Selbstver-

gewisserung“ (2009: 81). Das hängt jedoch davon ab, ob Väterlichkeit von Männern fürsorglich oder weniger aktiv praktiziert wird. Denn andererseits stellt Meuser fest: „Unter den Bedingungen involvierter Vaterschaft kann Kompetenz in Kinderbetreuung zum Ausweis von Männlichkeit werden“ (2014: 169).

Spannungsverhältnisse progressiver und hegemonialer Väterlichkeit analysiert Benjamin Neumann, der anhand von Paarinterviews diverse Modi der De-/Naturalisierung vergeschlechtlichter und vergeschlechtlichender Subjektpositionen (vgl. Neumann 2017: 72) diskutiert. In seiner diskursanalytischen Perspektive fokussiert Neumann darauf,

„den Modus von De-/Naturalisierung im Kontext Elternzeit nachzuzeichnen, um auf diese Weise dualistische Hierarchisierungen (wie Natur/Kultur, öffentlich/privat, Vater/Mutter etc.) zu destabilisieren“ (Neumann 2017: 62).

Neumann findet verschiedene Muster vor, in denen ambivalente Prozesse der Reproduktion oder Transformation von Väterlichkeit sichtbar werden, auch als Dynamiken zwischen Denaturalisierung und Naturalisierung.

Setzen sich die progressiven Orientierungen durch, fördert und steigert aktive Väterlichkeit nach Erkenntnissen des UN-Berichts „State of the World’s Fathers“ auch Gleichstellung und Geschlechtergerechtigkeit. Denn sie hilft geschlechterstereotype familiäre Arbeitsteilungen zu verringern bzw. ausbalanciertere Arrangements zwischen Müttern und Vätern in unbezahlten häuslichen Fürsorge- und Erziehungstätigkeiten voranzutreiben, was die Einbindung der Mütter in den Arbeitsmarkt verbessern kann (vgl. Levtoev et al. 2015). Diese gleichstellungspolitische Sicht auf das Väterthema markiert zugespitzt die Position „Fathering is a feminist Issue“ (Silverstein 1996).

4 Väterlichkeit, Kritik ethnisierter Diskurse und Intersektionalität

Rassismuskritische Ansätze in den Debatten um vergeschlechtlichte Elterlichkeit und Väterlichkeit migrantischer Männer und Men of Color nutzen den in der Einleitung des vorliegenden Bandes bereits vorgestellten Forschungsansatz der Intersektionalität. Für intersektionale Forschungen über Männlichkeiten und Väterlichkeit ist es notwendig, das spannungsreiche wie komplexe Verhältnis von Benachteiligung und Ressource zu klären. Denn es ist die Frage zu bearbeiten, in welchem Kontext bestimmte subjektive Zugehörigkeiten von (migrantischen/oC) Männern mehr Ressource sind/sein können oder wann sie zu Nachteilen/Diskriminierungen führen (können), insbesondere wenn man Effekte sozialer Ungleichheiten berücksichtigt.

Intersektionale Ansätze oder eine diversitätsbewusste Sicht sind nötig für die Kritik an der normativen Aufladung aktueller Väterdiskurse im Mainstream, in dem fast ausschließlich ein Bild fürsorglicher Väter als jung, weiß, im mittleren Alter und aus der Mittelschicht dominiert, die keinen Migrationshintergrund und keine Behinderung haben sowie selbstverständlich heterosexuell sind. Kritisch zu analysieren ist daher, wie dabei von der Norm abweichende Deutungsmuster und Praxen marginalisiert werden. Dieser Aspekt liegt auf der zweiten Ebene der Fragestellung zur Diversität unter Vätern.¹

Ethnizität, Religion und Gender sind in gesellschaftlichen Diskursen über Geschlechterarrangements im Migrationskontext häufig eng miteinander verflochten. Themen in dominanten Diskursen über „fremde“ Männer sind immer wieder Zwangsverheiratungen junger türkisch-deutscher Frauen, „Ehrenmorde“, häusliche Männergewalt gegen migrantische Frauen, integrationsverweigernde „Islammachos“ in sog. Parallelgesellschaften usw. All diese Probleme existieren in klar eingrenzbaaren Milieus, bilden aber lediglich einen kleinen Teil der großen heterogenen Gruppe migrantischer Männer/Väter. Eine solche Verengung der Perspektiven (auf Integration) führt beim Thema migrantischer Männlichkeiten/Väterlichkeiten oft dazu, dass meist defizitorientiert auf Personen unterer Bildungsmilieus bzw. in sozialen Problemlagen und in benachteiligten sozialräumlichen Quartieren fokussiert wird. So kommt es zur Herausbildung eines homogenen negativen Stereotyps, wobei vorhandene patriarchale Männlichkeits- und Väterlichkeitskonzepte oft einseitig und verallgemeinernd mit der (vermeintlich) ethnisch-kulturellen Andersartigkeit oder Religion (Islam) erklärt werden. Die Folge ist, dass weder Einflüsse der sozialen Problemlagen auf Männlichkeiten ausreichend beachtet bzw. als mitverantwortlich verstanden werden noch die Vielfalt migrantischer Milieus wahrgenommen wird. In ethnisierten und religionisierten Männlichkeits- und Väterlichkeitsdiskursen wird auf diese Weise eine Dynamik wirksam, bei der das konstruierte Fremdbild viel über das Selbstbild der Mehrheits- oder Dominanzangehörigen in Deutschland verrät. Denn unangenehme Aspekte des Eigenen, v.a. die Existenz hierarchischer Geschlechterverhältnisse in der deutschen Dominanzgesellschaft, werden über „Othering“-Prozesse auf den/die „Andere*n“ projiziert, um gesellschaftliche Probleme wie Sexismus oder Gewalt in hierarchischen Geschlechterverhältnissen beinahe ausschließlich bei den „Anderen“ zu verorten und so auszulagern, statt sie in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext zu stellen (vgl. Shooman 2012). Zugespitzt formuliert drängt sich die Vermutung auf, dass insbesondere türkischstämmi-

1 Die hier vorgestellte intersektionale Sicht erfordert selbstverständlich auch heteronormative Sichtweisen auf Elterlichkeit zu reflektieren und zu kritisieren. Das ist angesichts der hier gebotenen Kürze nicht möglich, was ebenfalls für Differenzen nach Familienformen, Behinderung bzw. kognitive oder gesundheitliche Beeinträchtigungen (Disability) und sozialer Ungleichheit gilt.

gen migrantischen Männern für manche Weiße Mehrheitsangehörige die Funktion zukommt, „als Gegenbild zum eigenen Selbst, deutsche Identität zu stiften“ (Spohn 2002: 443).

Die Ausführungen lassen deutlich das Grundmuster ethnisierender Normalisierung erkennen. Gemeint sind damit Dynamiken der Herstellung und Konstruktion von Normalität und Abweichung im Umgang mit bestimmten migrationsgesellschaftlichen Phänomenen, eben auch zu Männlichkeit, Väterlichkeit oder Elterlichkeit. Im Kontrast dazu werden im Folgenden die diesem Diskurs widersprechenden empirischen Befunde fürsorglicher Väter mit Migrationshintergrund/oC dargestellt.

5 Forschungsergebnisse zu Caring migrant Masculinities

Auf Basis empirischer Erkenntnisse zu Alltagspraxen migrantischer Väter werden nun familiäre und vergeschlechtlichte Normalitäten reflektiert, um sie auf Chancen für emanzipative Transformationen hegemonialer Modelle von Familie, Väterlichkeit im Kontext migrationsgesellschaftlicher Diversität hin befragen zu können. Das erscheint nötig angesichts einer ethnisierenden Reproduktion dominanter Normalitätskonstruktionen in Diskursen über Geschlechterverhältnisse sowie bezogen auf Elterlichkeit und Migration: Denn eine kritische Analyse politischer Diskurse von Kindheit zeigt beispielsweise, dass Migrant*innenfamilien kaum Potenziale entwicklungsfördernder Erziehung zugetraut werden (vgl. Bischoff et al. 2013: 28), was dementsprechend eine auf Defizite fokussierende Normabweichung der Väter mit Migrationshintergrund/oC impliziert.

Fürsorgende Väterlichkeit von Männern mit (Flucht)Migrationshintergrund und von PoC sind bislang wenig Thema, da sie von den erwähnten ethnisierten Männlichkeitsdiskursen verdeckt werden. Dementsprechend ist die Frage, welche empirischen Ergebnisse zu Entwicklungen von Caring migrant Masculinities gibt es?

Ein Blick auf die väterliche Elterngeldnutzung zeigt positive Entwicklungen seitens der Zugewanderten: Im Jahr 2010 nutzten 8% der Väter ohne und 6% der Väter mit Migrationshintergrund das Elterngeld (vgl. DIW 2012: 67). Entwicklungspsychologische Studien belegen, dass Väter aller ethnisch-kulturellen Zugehörigkeiten eine eigenständige Bedeutung für die soziale, kognitive und emotionale Entwicklung in jeder Phase des Lebenslaufs ihrer Kinder haben und kindliche Entwicklung zunehmend positiv fördern (vgl. Seiffge-Krenke 2016). Außerdem gibt es empirische Hinweise, dass zunehmend mehr migrantische Männer fürsorgliche Modelle von Väterlichkeit anstreben oder praktizieren: Für die Entwicklungspsychologin Birgit Leyendecker sind etwa „zugewanderte Väter eine weitgehend ungenutzte Res-

source“ (Leyendecker 2011: 36) für ein gutes Aufwachsen von Kindern, wie sie im Fazit einer ihrer Studien resümiert: „Kinder aus türkischstämmigen Familien profitieren von engagierten Vätern“ (Leyendecker/Agache 2016: 72). Das gilt für ein bestimmtes Milieu migrantischer Männer und ist abhängig von vielen Einflussfaktoren, wie z.B. dem Bindungsaufbau, der praktizierten, geschlechtlichen Arbeitsteilung usw. Kurz zusammengefasst: Ja, es gibt Entwicklungen von Caring migrant Masculinities.

In einer Studie von Cornelia Helfferich und Kolleg*innen (2010) sind detaillierte Erkenntnisse zu finden, die Zusammenhänge von Familie und Migration im Lebenslauf von Männern mit osteuropäischem und türkischem Migrationshintergrund dokumentieren. Die befragten Väter präsentierten in ihren Konzepten von Väterlichkeit eine Verbindung der Orientierungsmuster des Ernährers und Erziehers. Sie stellten sich außerdem als sehr bildungsorientiert dar, was die Forschenden mit der väterlichen Verantwortung des Bildungsermöglichers beschreiben. Mit Väterlichkeit verbinden die befragten türkischstämmigen Väter Aufgaben wie Bedürfniserfüller, Kulturvermittler, Bildungsermöglichers und verantwortlicher Aufpasser, die auf die Beziehung zu den Kindern gerichtet sind (vgl. Niermann et al. 2010: 111).

Das bereits weiter oben angesprochene Thema, inwiefern subjektive Konzepte von Männlichkeiten und Väterlichkeiten ko-konstruiert sind, soll nun im Migrationskontext vertieft werden. Die Forschungsbefunde zu Väterlichkeiten migrantischer Männer/Väter sind zunächst als eher uneinheitlich zu bewerten.

Entwicklungen hin zu mehr fürsorglichen Väterlichkeiten sind empirisch belegt: In ihrer Studie über Väter aus Familien türkischer Arbeitsmigrant*innen und Spätaussiedler*innenfamilien, mehrheitlich erste Migrantengeneration, untersucht Manuela Westphal (2000) diese vergleichend mit Vätern westdeutscher Familien ohne Migrationshintergrund. Ihr zusammenfassendes Ergebnis ist, dass es fürsorgliche Aktivitäten der Väter mit Migrationshintergrund im Erziehungsbereich gibt, diese jedoch weniger eine Folge veränderter Überzeugungen in Bezug auf Leitbilder egalitärer geschlechtlicher Arbeitsteilung sind, sondern eher Ergebnis pragmatischer Alltagslösungen (vgl. Westphal 2000). Ähnliche Erkenntnisse haben Elisabeth Tuidter und Katrin Huxel ermittelt, die auf Konflikte zwischen fürsorglicher Väterlichkeit und traditioneller Männlichkeit im Kontext der Prozesse der Ko-Konstruktion hinweisen:

„Durch die Ausübung von Erziehungsaufgaben wird von ethnisierten Männern aber auch innerhalb der Familie nicht das Modell von Männlichkeit in Frage gestellt. Es ist vielmehr die Alltagspraxis, das alltägliche ‚doing papa‘ in dem sich Umbruchprozesse und Neukonstruktionen vollziehen“ (2010: 96).

Westphals vergleichender Studie (2000) zufolge sehen einige Männer mit und ohne Migrationshintergrund ihre Väterlichkeit im Sinne der doppelten Verantwortung als Erzieher und Versorger, halten jedoch auch stark an der

männlichen Ernährerrolle fest, was im Sinne traditioneller elterlicher Arbeitsteilungsmuster die Ressourcen aktiver Väterlichkeit einschränkt.

Verbindet man die Reflexion dieser Dynamiken mit dem Problem der schlechteren Arbeitsmarktinklusion vieler migrantischer Männer im Kontext ethnischer Unterschichtung führt das zu der Hypothese: Männlichkeit scheint, interdependent verwoben mit Differenzen nach sozialer Ungleichheit, für subjektive Positionierungen des (migrantischen) Mannes ungleichheitswirksam zu sein, die damit den Vater, nicht aber unbedingt die Ressourcen oder Kompetenzen von Väterlichkeit im Sinne praktischer Care-Arbeit beeinflussen (es aber können, durch Ressourcenbegrenzung z. B. bei sozialer Benachteiligung). Insofern ist das Beachten der Prozesse ethnischer Unterschichtung bzw. rassistischer Ausschlüsse unerlässlich, wie etwa Effekte migrationsbezogener Bildungsbenachteiligung und schlechterer Arbeitsmarktpositionierung. Gerade für sozial benachteiligte migrantische Männer kann (neben anderen Einflussfaktoren) v.a. das Festhalten an der männlichen Ernährerrolle in traditionellen partnerschaftlichen Arbeitsteilungsmustern die Ressourcen aktiver Väterlichkeit einschränken. Denn hinsichtlich ihrer Ernährerrolle und den möglichen Problemen väterlicher Vereinbarkeit müssen Besonderheiten vieler Männer mit Migrationshintergrund gesehen werden: In einer Lebenslaufperspektive lässt sich erklären, inwiefern sich aus der Bildungsbenachteiligung einiger migrantischer Jungen bzw. männlicher Jugendlicher die Schlechterstellung bestimmter Väter mit Migrationshintergrund auf dem Arbeitsmarkt ergeben kann. Nämlich im Vergleich mit Deutschen ohne Migrationshintergrund erreichen diese weniger qualifizierte Berufe, verfügen so über geringeres Einkommen und sind stärker von Arbeitslosigkeit betroffen (vgl. Tunç 2018: 189f. und 392). Diese ungünstigere Positionierung im Erwerbsleben kann sich auf die Möglichkeiten auswirken, gewünschte Lebensentwürfe als (fürsorglicher) Mann/Vater umzusetzen, die teils an die Ernährerrfunktion gebunden sind. Die enge Kopplung von Lebensentwürfen an die Erwerbstätigkeit und die Rolle als Familienernährer verursacht bei migrantischen Männern/Vätern daher offensichtlich oft größere Probleme, als dies bei Deutschen ohne Migrationshintergrund der Fall ist – Caring migrant Masculinities geraten so gleichsam unter Druck.

Für eine theoretische Rekonstruktion solcher intersektionaler Spannungsverhältnisse der Ko-Konstruktion von Männlichkeiten und Väterlichkeiten sowie den offenbar teils gleichzeitig vorhandenen Ungleichzeitigkeiten ambivalenter Dynamiken eignet sich der von Armin Bernhard und Lothar Böhnisch (2015) diskutierte Begriff der „Modularisierung von Männlichkeit“. Modularisiert sind demzufolge verschiedenste, teils widersprüchliche männliche Deutungsmuster in verschiedenen Lebensbereichen von (migrantischen) Männern/Vätern, was evtl. auch die Lebensbereiche der Kindbeziehung, Erziehung und Muster geschlechtlicher Arbeitsteilung betreffen

Jenseits solcher neuen Erkenntnisse stellt sich die Frage, wie sich derartige Transformationen (geschlechter)theoretisch erklären lassen.

6 Neue männlichkeitstheoretische Begriffe im Migrationskontext

Das Vorhaben, geschlechter- und männlichkeitstheoretische Begriffe zu überprüfen, verfolgt das Ziel, zur Überwindung dominanter Normalisierungsprozesse beizutragen. Ansatzpunkt der hier vorgelegten Überlegungen ist die Kritik, dass es kaum männlichkeitstheoretische Begriffe bzw. Konzepte gibt, mit denen man Transformationen von Männlichkeiten im Sinne von Caring Masculinities oder emanzipative Entwicklungen (im Sinne einer Gleichstellungsorientierung) erklären kann. Konkret scheinen sich aktuell vorhandene Chancen, auch im Kontext der oben präsentierten empirischen Ergebnisse zu bereits vollzogenen Transformationen der Geschlechterverhältnisse, kaum begrifflich fassen und verstehen zu lassen. Dieses Problem reflektieren auch Andreas Heilmann und Sylka Scholz (2017) in ihrer Diskussion um solidarische Care-Subjektivierungen von Männern, was hier in migrationsgesellschaftlicher Sicht fortgeführt wird. Eine Erklärung von Veränderungen gelingt, so meine Hypothese, mit dem Begriff der hegemonialen Männlichkeit von Connell oder mit dem des männlichen Habitus von Pierre Bourdieu kaum (vgl. vertiefend Tunç 2018: 131ff.). Die Konsequenz dieser Einschätzung ist, dass diese Begriffe im Zuge einer kritischen Prüfung evtl. der Ergänzung oder Erweiterung bedürfen, insbesondere in diversitätsbewusster und intersektionaler Sicht.

Bevor diese Fragestellung nach der Notwendigkeit alternativer Begriffe wie der progressiven Männlichkeit weitergeführt wird, erfolgt nun ein Blickwechsel zur Rassismuskritik, weil Rassismus als gesellschaftliches Machtverhältnis gesehen werden kann, das mit hierarchischen Geschlechterverhältnissen verwoben ist und mittels emanzipativer Praxen transformiert werden kann.

Paul Mecheril diskutiert Normalitätsordnungen von Zugehörigkeit in der Migrationsgesellschaft anhand des dominanten Sprechens über „Menschen mit Migrationshintergrund“, denn die Bezeichnung Migrant*in fokussiert

„paradoxaerweise in erster Linie nicht die Wanderungserfahrung, sondern eher den rechtlichen Status und eine vermutete und zugeschriebene Abweichung von Normalitätsvorstellungen im Hinblick auf Biographie, Identität und Habitus“ (2004: 48).

Er kritisiert, dass Migrant*innen aufgrund von wahrgenommenen Abweichungen vom Prototyp eines „normalen Deutschen“ nicht als selbstverständlich oder eingeschränkt zugehörig gesehen und anerkannt werden, was als ein

Faktor Rassismus begünstigen kann. Bettina Dausien und Paul Mecheril weisen darauf hin, dass diese gesellschaftlichen Muster der Ordnung im Sinne dominanter Normalität alltagsweltlich durchbrochen werden können, wenn lokale Normalitäten wirksam werden: Im Kontext eines Stadtteils, Fußballvereins oder einer Clique einer Großstadt können lokal ethnisch-kulturell mehrfach zugehörige Menschen mit sog. Bindestrich-Identitäten als italienisch-deutsch, türkisch-deutsch oder nigerianisch-deutsch Anerkennung und somit auf dieser Ebene den Status von Normalität erreichen (vgl. Dausien/ Mecheril 2006: 170). Allerdings können mehrfach zugehörige Menschen mit ihren hybriden Identitätsentwürfen spannungsreiche Konflikte zwischen diesen beiden Aspekten dominanter und lokaler Normalität erleben, die wiederum vergeschlechtlicht unterschiedlich wahrgenommen und bewältigt werden.

Wie verbinden sich nun Dynamiken geschlechtlicher und ethnisierter Zugehörigkeit bei migrantischen Männern in rassismuskritischer Sicht? Zum Verständnis solcher Prozesse hat Athena D. Mutua (2006) den Begriff progressiver (migrantischer) Männlichkeit eingeführt, als sie sich mit „Progressive Black Masculinities“ in den USA befasste. Ihren Grundgedanken möchte ich auf die deutsche Situation übertragen: Das Konzept progressiver (migrantischer) Männlichkeiten soll ermöglichen, u.a. emanzipative bzw. progressive Orientierungen bzw. Verhaltensweisen migrantischer Männer/PoC zu erklären, die sich u.a. gegen ethnisierende bzw. rassistische Exklusionen wehren:

„I suggest that to the extent black men engage in hegemonic masculine practice, they may well be reinforcing the system of racist oppression that they often seek to eliminate“ (Mutua 2006: 36).

Der Begriff progressive Männlichkeit bezeichnet einen Konstruktionsmodus von Männlichkeit, bei dem Männer durch (Selbst-)Reflexivität und Bewusstseinsbildung die sozialen Praxen und vergeschlechtlichten Habitualisierungen (Doing gender) derart gestalten, dass sie sich von hegemonialen Männlichkeiten als dem generativen Prinzip der Konstruktion von dominanter Männlichkeit distanzieren und sich dabei gleichzeitig geschlechterdemokratisch orientieren und verhalten (vgl. Tunç 2018: 153).

Übertragen auf existierende Care-Praxen migrantischer Väter lassen sich solche Entwicklungen konkret daran erkennen, dass einige junge migrantische Männer sich von Vorbildern ihrer Mütter wie Väter lösen und Zeit und Engagement in familiäre Sorgearbeit v.a. in die Erziehung ihrer Kinder investieren. Orientierungen und Handlungspraxen einer solchen Caring migrant Masculinity können nun unter Druck geraten, einerseits eingeschränkt durch zu zeitintensive Erwerbsarbeit für familiäre Vereinbarkeits-Arrangements (z.B. zu wenig partnerschaftliche Arbeitsteilung auf Elternebene), andererseits durch Vereinbarkeitshindernisse im beruflichen Arbeitsalltag.

Als Chance der vorgeschlagenen Erweiterung des aktuellen Begriffssystems der Männlichkeitstheorie im Rahmen eines intersektionalen Ansatzes

kann gesehen werden, dass der Fokus auf Spannungsverhältnisse aus hegemonialen und progressiven Orientierungen (migrantischer/PoC) Männer differenziertere Analysen ermöglicht. Die alternativen Sichtweisen von derartigen neuen, rekonstruktiven Forschungsansätzen sind insbesondere im migrationsgesellschaftlichen Kontext dringend nötig, um die schon kritisierten, oft stereotypen und kulturalisierenden Deutungen „fremder“ Männlichkeit und Väterlichkeit als traditionell zu überwinden.

7 Schluss und Ausblick

Festgehalten werden kann, dass sich Ansätze der Veränderung hin zur Norm fürsorglicher Väterlichkeit in bestimmten Milieus von Menschen ohne und mit Migrationshintergrund/oC abzeichnen. Wegen der Beharrungskräfte von Ernährermännlichkeiten offenbaren sich jedoch spannungsreiche Dynamiken zwischen hegemonialen und progressiven Deutungsmustern, welche – so der Eindruck – die Reproduktion dominanter Normalitätsvorstellungen vergeschlechtlichter Elterlichkeit jedoch bislang wenig beeinflusst haben, insbesondere in Diskursen um migrantische Männer/Väter.

Auf der Basis der vorgestellten Überlegungen und Erkenntnisse kann die aufgeworfene Frage nicht abschließend beantwortet werden, wie eine Dekonstruktion von solchen ethnisierenden Normalitätsordnungen zu vergeschlechtlichter Elterlichkeit und Väterlichkeit gelingen kann, welche die genannten Spannungen zwischen hegemonialen und progressiven Deutungsmustern von Männlichkeit/Väterlichkeit migrantischer Männer/PoC angemessen beachtet. Es stellt sich auch die Frage, welche Konsequenzen aus den hier vorgestellten Ausführungen für die zukünftige geschlechterreflektierte und migrationsensible Familien-, Eltern- und Väterlichkeitsforschungen gezogen werden können. Auf der Suche, diese Frage befriedigend zu beantworten, sollte man die hier skizzierten Aspekte intensiver erforschen, damit bestehende Forschungslücken geschlossen werden können.

Die Debatten über Mütter und Väter in Deutschland werden zwar zunehmend differenzierter bzgl. der Komplexität von Mütterlichkeiten und Väterlichkeiten, aber normalisierungskritische Debatten im Feld von Familie, Elterlichkeit, Gender und Migration sollten sich noch stärker mit den spannungsreichen Gleichzeitigkeiten auseinandersetzen, die sich im Blick auf bereits vollzogene Veränderungen und gleichzeitig massive Kontinuitäten oder Beharrungstendenzen offenbaren. Zukünftig sollten ebensolche gleichzeitige Ungleichzeitigkeiten und das ambivalente und widersprüchlich Nebeneinander sehr unterschiedlicher Phänomene mehr gesehen und reflektiert werden.

Zusammenfassend gesehen spricht viel für die Hypothese, dass im Rahmen verschiedener gesellschaftlicher Transformationen und angesichts der empirisch vorfindlichen Diversität unter Müttern und Vätern zwar zunehmend die Deutungs- und Wirkungsmacht essentialistischer, naturalisierender sowie homogen und heterosexuell gedachter Konzepte von Mütterlichkeit und Väterlichkeit in Frage gestellt werden, bislang jedoch nicht überwunden werden konnten.

Analysen zum Wandel und der Persistenz von (familiären) Geschlechterverhältnissen, die diverse Transformationen von Mütterlichkeiten und Väterlichkeiten offenbaren, sollten (neben anderen) auch migrationsgesellschaftliche Differenzen und Normalisierungsprozesse reflektieren. Es wäre auch wünschenswert, eine konsequent intersektionale Sicht auf die Diversität von Elterlichkeit, Väterlichkeit und Männlichkeit einzunehmen, um aktuelle Herausforderungen anzugehen und bisherige Schief lagen im Diskurs zu überwinden.

In der hier zugrunde gelegten geschlechtertheoretischen Sicht auf Care und Elterlichkeit wäre es zur Beantwortung offener Fragen wichtig, dass Akteur*innen der Frauen-, Geschlechter-, Männlichkeits- und Familienforschung stärker in einem heterogen strukturierten Gender-Dialog miteinander kooperieren, der noch weiterentwickelt und etabliert werden könnte.

Literatur

- Allen, Sarah M./Hawkins, Alan J. (1999): Maternal Gatekeeping. Mothers' beliefs and behaviors that inhibit greater father involvement in family work. In: *Journal of Marriage and Family* 61, 1, S. 199-212.
- Bergmann, Nadja/Scambor, Christian/Scambor, Elli (2014): *Bewegung im Geschlechterverhältnis? Zur Rolle der Männer in Österreich im europäischen Vergleich*. Münster: Lit.
- Bernhard, Armin/Böhnisch, Lothar (2015): *Männliche Lebenswelten*. Brixener Studien zu Sozialpolitik und Sozialwissenschaft, Bd. 4. Bozen: Bozen-Bolzano University Press.
- Bischoff, Steffanie/Pardo-Puhmann, Margaret/de Moll, Frederik/Betz, Tanja (2013): Frühe Kindheit als „Grundstein für eine erfolgreiche Bildungsbiografie“. Deutungen ‚guter Kindheit‘ im politischen Diskurs. In: Grubenmann, Bettina/Schöne, Mandy (Hrsg.): *Frühe Kindheit im Fokus. Entwicklungen und Herausforderungen (sozial-)pädagogischer Professionalisierung*. Transposition. Ostschweizer Beiträge zu Lehre, Forschung und Entwicklung, Bd. 4. Berlin: Frank & Timme, S. 15-34.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) (2006): *Facetten der Vaterschaft. Perspektiven einer innovativen Väterpolitik*. Berlin: o.V.

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) (2016): Väterreport 2016. Vatersein in Deutschland heute. Berlin: o.V.
- Connell, Raewyn W. (2000): Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 2. Aufl. Opladen: Leske + Budrich.
- Dausien, Bettina/Mecheril, Paul (2006): Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/Yıldız, Erol (Hrsg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Interkulturelle Studien, Bd. 18. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 155-175.
- Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, DIW (Hrsg.) (2012): Elterngeld Monitor. Politikberatung kompakt, Bd. 61. Berlin: DIW.
- Dolderer, Maya/Holme, Hannah/Jerzak, Claudia/Tietge, Ann-Madeleine (2016): O Mother, Where Art Thou? Vorwort. In: Dolderer, Maya/Holme, Hannah/Jerzak, Claudia/Tietge, Ann-Madeleine (Hrsg.): O Mother, Where Art Thou? (Queer-) Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 7-23.
- Ehnis, Patrick (2008): Hegemoniale Mütterlichkeit. Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypische Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes. In: Marburger Gender-Kolleg (Hrsg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 56-69.
- Ehnis, Patrick/Beckmann, Sabine (2010): „Krabbeln lerne ich bei Mama, laufen dann bei Papa“. Zur Einbeziehung von Vätern bei Elterngeld und Elternzeit. Eine kritische Betrachtung. In: Feministische Studien 28, 2, S. 313-324.
- Gloger-Tippelt, Gabriele (2011): Elterliche Partnerschaftsqualität, Vaterschaft und kindliche Entwicklung. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Vaterschaft und Elternzeit. Berlin: o.V., S. 17-20.
- Heilmann, Andreas/Scholz, Sylka (2017): Caring Masculinities. Gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? In: Feministische Studien 35, 2, S. 349-357.
- Helfferich, Cornelia (2017): Familie und Geschlecht. Eine neue Grundlegung der Familiensoziologie. Opladen/Toronto: Barbara Budrich.
- Herwartz-Emden, Leonie/Waburg, Wiebke (2008): Mutterschaft und Mutterbilder. Migrantinnen im Spannungsfeld der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. In: FORUM. Sexualaufklärung und Familienplanung 3, S. 11-16.
- Hoffmann, Elisabeth (2010): Gesellschaftliche Integration für jedes Kind. Internationale Impulse. Analysen & Argumente, Nr. 87. Sankt Augustin (u.a.): Konrad-Adenauer-Stiftung.
- Huth-Hildebrandt, Christine (2002): Das Bild von der Migrantin. Auf den Spuren eines Konstrukts. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Levtov, Ruti/van der Gaag, Nikki/Greene, Margaret/Kaufman, Michael/Barker, Gary (2015): State of the World's Fathers. A MenCare Advocacy Publication. Washington, DC: Promundo, Rutgers, Save the Children, Sonke Gender Justice, and the MenEngage Alliance.
- Leyendecker, Birgit (2011): Integration und Migration. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Vaterschaft und Elternzeit. Berlin, S. 36-37.

- Leyendecker, Birgit/Agache, Alexandru (2016): Engagement türkischstämmiger Väter im Familien- und Erziehungsalltag fördert das subjektive Wohlbefinden von Kindern. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 65, 1, S. 57-74.
- Matzner, Michael (2004): *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mecheril, Paul (2004): *Einführung in die Migrationspädagogik*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Meier-Gräwe, Uta/Klunder, Nina (2015): E-Paper. *Ausgewählte Ergebnisse der Zeitbudgeterhebungen 1991/92, 2001/02 und 2012/13. Eine Studie im Auftrag der Heinrich-Böll-Stiftung, 2. Aufl.* Gießen: o.V.
- Meuser, Michael (2009): *Vaterschaft und Männlichkeit. (Neue) Väterlichkeit in geschlechtersoziologischer Perspektive*. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas (Hrsg.): *Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!* Gütersloh: Bertelsmann Stiftung, S. 79-93.
- Meuser, Michael (2014): *Care und Männlichkeit in modernen Gesellschaften: Grundlegende Überlegungen illustriert am Beispiel involvierter Vaterschaft*. In: *Soziale Welt, Sonderband, Bd. 20*, S. 159-174.
- Mutua, Athena D. (Hrsg.) (2006): *Theorizing Progressive Black Masculinities*. In: *Progressive Black Masculinities*. New York, Abingdon, Oxon: Routledge, S. 3-42.
- Nentwich, Julia C. (2000): *Wie Mütter und Väter „gemacht“ werden. Konstruktionen von Geschlecht bei der Rollenverteilung in Familien*. In: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 18, 3, S. 96-121.
- Neumann, Benjamin (2017): *De-/Naturalisierung von Elternschaft und Geschlecht im Kontext Elternzeit*. In: von Alemann, Annette/Beaufays, Sandra/Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Alte neue Ungleichheiten? Auflösungen und Neukonfigurationen von Erwerbs- und Familiensphäre*. GENDER Sonderheft 4. Opladen: Barbara Budrich, S. 59-75.
- Niermann, Debora/Helfferich, Cornelia/Kruse, Jan (2010): *„Familienplanung und Migration im Lebenslauf von Männern“*. Eine Machbarkeitsstudie. Abschlussbericht. Evangelische Hochschule Freiburg.
- Possinger, Johanna (2013): *Vaterschaft im Spannungsfeld von Erwerbs- und Familienleben. „Neuen Vätern“ auf der Spur*. Wiesbaden: Springer VS.
- Samleben, Claire (2019): *Auch an erwerbsfreien Tagen erledigen Frauen einen Großteil der Hausarbeit und Kinderbetreuung*. In: *DIW Wochenbericht* 86, 10, S. 139-144.
- Schymroch, Hildegard (1989): *Von der Mütterschule zur Familienbildungsstätte. Entstehung und Entwicklung in Deutschland*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Seehaus, Rhea/Rose, Lotte/Günther, Marga (Hrsg.) (2015): *Zum Anliegen des Buches*. In: *Mutter, Vater, Kind – Geschlechterpraxen in der Elternschaft. Geschlechterforschung für die Praxis, Bd. 3*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 9-14.
- Seiffge-Krenke, Inge (2016): *Väter, Männer und kindliche Entwicklung. Ein Lehrbuch für Psychotherapie und Beratung*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Shooman, Yasemin (2012): *Das Zusammenspiel von Kultur, Religion, Ethnizität und Geschlecht im antimuslimischen Rassismus*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 62, 16-17, S. 53-57.

- Silverstein, Luise B. (1996): Fathering is a Feminist Issue. In: *Psychology of Woman Quarterly* 20, 1, S. 3-37.
- Spohn, Margret (2002): Türkische Männer in Deutschland. Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte. Bielefeld: transcript.
- Tölke, Angelika/Hank, Karsten (Hrsg.) (2005): Männer. Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung. *Zeitschrift für Familienforschung (ZfF)*, Sonderheft 4. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tuider, Elisabeth/Huxel, Katrin (2010): Männlichkeit und die Übernahme von care-work im Migrationskontext. In: Moser, Vera/Pinhard, Inga (Hrsg.): *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Care – wer sorgt für wen?*, Bd. 6. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 87-98.
- Tunç, Michael (2018): Väterforschung und Väterarbeit in der Migrationsgesellschaft. Rassismuskritische und intersektionale Perspektiven. *Interkulturelle Studien*. Wiesbaden: Springer VS.
- Westphal, Manuela (2000): Vaterschaft und Erziehung. In: Herwartz-Emden, Leonie (Hrsg.): *Einwandererfamilien. Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation*. Osnabrück: Rasch, S. 121-204.

Zur Normalität der Elternschaft von Menschen mit Lernschwierigkeiten¹

Kadidja Rohmann

„Auch wenn ich manchmal irgendwie gedacht hab, och, warum kann ich nicht in 'ner normalen Familie sein, vielleicht wär' einiges leichter. Jetzt aber wiederum denk' ich, nö, warum. Dadurch bin ich auch doch erst das geworden, was ich jetzt bin“

(Inga, 17-jährige Tochter einer Frau mit Lernschwierigkeiten, In: Horn/Nasini 2009: 0:19).

Einen Kinderwunsch zu haben, wird nach wie vor als „Normalität“ angesehen, als selbstverständlich vorausgesetzt und entspricht den gesellschaftlichen Erwartungen. Insbesondere kinderlose Frauen zwischen 30 und 40 Jahren werden oft gefragt, warum sie keine Kinder haben – selten bekommen Eltern die Frage gestellt: Warum habt ihr eigentlich Kinder?

„Kinderlosigkeit wird nicht als gleichwertiges Lebenskonzept betrachtet, sondern eher als Verirrung, als bedauernswertes Schicksal“ (Diehl 2014: 51).

Dahingegen müssen sich Frauen mit Behinderung in der Regel für einen Kinderwunsch rechtfertigen, bei ihnen ist Kinderlosigkeit erwünscht und wird erwartet. Ihre Kinderwunschmotive werden ungleich kritischer beäugt als dies bei nichtbehinderten Frauen der Fall ist (vgl. Pixa-Kettner/Bargfrede 2006: 75-77).

Den (werdenden) Müttern und Vätern wird oftmals mit einer skeptischen Haltung begegnet. Dahinter verstecken sich Zweifel wie: Können Menschen, die selbst Unterstützung bei der Bewältigung ihres Alltags benötigen, die Verantwortung für eigene Kinder übernehmen (vgl. Hermes 2014: 6; Sanders 2006: 161; Pixa-Kettner 2006: 121)? Das Bild einer Familie, in der die Eltern behindert sind, passt nicht in das normative Bild von Familie, welches in vielen Köpfen verankert ist. Somit löst die Verknüpfung von Elternschaft und

1 Ich verwende in der Regel den Begriff „Menschen mit Lernschwierigkeiten“, da viele Betroffene diesen für sich wählen und den Begriff „geistig behindert“ ablehnen (vgl. Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e.V.). Gemeint sind Menschen, die im leistungsrechtlichen Sinne als Menschen mit einer geistigen Behinderung bezeichnet werden.

Behinderung oftmals Irritation aus. Diese begegnet den Betroffenen auf unterschiedliche Art und Weise in ihrem familiären sowie sozialen Umfeld, auf Ämtern, bei Ärzt*innen, in Kindergärten oder Schulen, z.B. in Form von Unverständnis, offener Missbilligung, Schuldzuweisungen, Mitleid oder Bevormundung (vgl. z.B. Wołowicz-Ruszkowska/McConnell 2017).

Hier wird eine ableistische Denkweise und Haltung deutlich, die wir so verinnerlicht haben, dass sie uns oftmals gar nicht bewusst ist (vgl. Wolbring 2008: 253ff.). Die Folgen von Ableismus – den „zahlreichen Facetten der Ausgrenzung und ›Andersbehandlung‹ von als behindert geltenden Menschen“ (Köbsell 2015: 25) – sind im Alltag durchaus spürbar: So benennt z.B. eine Mutter mit Lernschwierigkeiten, die mit ihrem Kind in einer stationären Wohneinrichtung lebt, in einem Interview treffend die von ihr erlebten Berührungssängste der *Anderen*:

„Manchmal fänd’ ich’s auch nett, wenn andere von außen dazu kämen. Aber ich hab’ manchmal das Gefühl, die trauen sich nicht, weil wir dann etwas Betreute sind. Vielleicht haben die auch Angst davor. Keine Ahnung“ (Pixa-Kettner/Rohmann 2012: 33).

Ableismus meint jedoch nicht nur die Zuordnung in behindert und nicht behindert und die damit einhergehende Homogenisierung von Menschen in Gruppen; vielmehr verdeutlicht der Diskurs um Ableismus ein dieser Zuordnung innewohnendes Machtverhältnis: Denn die „Nicht-/Erfüllung von Normalitätsanforderungen im Hinblick auf bestimmte geistige und körperliche Fähigkeiten [...] entscheidet über die Bewertung und gesellschaftliche Positionierung von Menschen“ (Köbsell 2015: 25). Hierbei geht es um ein gesellschaftliches Machtverhältnis, welches stark verwurzelt ist und nur selten hinterfragt wird. Die Tatsache, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten elterliche Kompetenzen lange Zeit pauschal abgesprochen wurden, ist ein Beispiel für die weitgreifenden Auswirkungen dieser machtvollen Zuschreibungen.

Darüber hinaus verfestigen die immer höher werdenden Erwartungen an Kindererziehung und Familie das Bild der Unvereinbarkeit von Elternschaft und Behinderung:

„Das heutige Modell von Elternschaft verlangt, den Nachwuchs vom ersten Tag an optimal zu fördern [...]. Die Ansprüche an das, was Eltern leisten müssen, haben in den vergangenen Jahren massiv zugenommen“ (Diehl 2014: 24).

Jene Konstruktion einer optimalen Familie – leistungsfähig, gesund und unabhängig – steht einem defizitären Blick auf Behinderung konträr gegenüber.

Die beschriebenen ableistischen Sichtweisen im Alltag bestehen ungeachtet der heutzutage eindeutigen rechtlichen Situation: In der UN-Behindertenrechtskonvention (2009) ist das Recht auf Elternschaft von Menschen mit Behinderungen explizit gesetzlich verankert. Die Vertragsstaaten verpflichten sich, Rahmenbedingungen zu schaffen, die Eltern mit Behinderungen die Wahrnehmung ihres Rechts auf selbstbestimmte Elternschaft ermöglichen.

Ausdrücklich untersagt wird die Trennung des Kindes von seinen leiblichen Eltern aufgrund einer Behinderung (vgl. Beauftragter der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen 2018: 20). Eine Unterscheidung zwischen körperlichen und kognitiven Behinderungen findet an keiner Stelle statt, d.h. Menschen mit Lernschwierigkeiten sind selbstverständlich eingeschlossen.

Es stellt sich also nicht mehr die Frage, ob Menschen mit Lernschwierigkeiten Eltern sein und Kinder haben dürfen. Vielmehr gilt es zu untersuchen, inwieweit betroffene Familien die ihnen rechtlich zustehende Unterstützung erhalten und wie diese gestaltet sein sollte. Darüber hinaus geht es sowohl um Anerkennung als auch Diskriminierung, die Eltern und Kindern widerfährt, um Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe sowie um diesbezügliche Barrieren.

Der vorliegende Artikel befasst sich explizit mit der Lebenswirklichkeit von Eltern mit Lernschwierigkeiten und ihren Kindern, um dieses lang tabuisierte Themenfeld im Zusammenhang von *Normalität und Familie* sichtbar werden zu lassen.

Einleitend gehe ich zunächst auf aktuelle Erkenntnisse zur Lebenssituation der Familien und Unterstützungskonzepte ein. Im Weiteren stelle ich im Hauptteil die Ergebnisse eines Forschungsprojektes zur Lebenssituation von Eltern mit Lernschwierigkeiten und ihren Kindern im norddeutschen Raum vor. Aus Sicht der Eltern wurden die Qualität der professionellen Unterstützung, die familiäre Lebensqualität sowie das soziale Netzwerk der Familien erhoben. Anschließend gehe ich ergänzend auf die Situation sowie Perspektive der Kinder ein.

Im Fazit ergibt sich zum einen die Notwendigkeit der Weiterentwicklung professioneller Unterstützungsangebote mit dem Ziel des Abbaus von Ausgrenzung und Fremdbestimmung. Darüber hinaus wird deutlich, dass auf individueller und gesellschaftlicher Ebene eine kritische Überprüfung der eigenen Haltung zu Elternschaft und Behinderung erforderlich ist, hin zu einer Offenheit für Inklusion und der Anerkennung von Vielfalt.

1 Zur Lebenssituation der Familien

In den vergangenen 20 Jahren hat die Zahl der Eltern mit Lernschwierigkeiten zugenommen. Konzepte für ambulante sowie stationäre Angebote der Begleiteten Elternschaft wurden in Deutschland an verschiedenen Orten entwickelt (vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft *Begleitete Elternschaft*), und es gibt immer mehr Eltern, die mit ihren Kindern zusammenleben (vgl. Pixa-Kettner 2007). Allerdings stehen den Familien noch nicht wohnortnah und in ausrei-

chender Zahl passgenaue Unterstützungsangebote zur Verfügung, da es in vielen Regionen Versorgungslücken gibt (vgl. Orthmann Bless 2016: 54f.).

Des Weiteren stellt das Konzept der Begleiteten Elternschaft für die betroffenen Familien als auch für das Hilfesystem eine hohe Herausforderung dar. Familiäre Hilfsmaßnahmen werden von den Familien oftmals als Eingriff in einen intimen, privaten Bereich empfunden und bedeuten einen Balanceakt zwischen Kontrolle und Vertrauen. Gelingt diese wechselseitige Auslotung nicht, kann das Hilfesystem als Bedrohung empfunden werden, Angst und Abwehr auslösen und sogar zum Hindernis für das Familienleben werden (vgl. Booth/Booth 1998; Prangenberg 2003; Sanders 2006; Pixa-Kettner 2007; Pixa-Kettner/Rohmann 2012).

Somit gilt als unabdingbare Voraussetzung für eine erfolgreiche Unterstützung eine akzeptierende und respektierende Grundhaltung der unterstützenden Fachleute (vgl. z.B. McGaw 2004). Darüber hinaus wird die hohe Bedeutung sozialer Ressourcen für das Gelingen von Elternschaft hervorgehoben (vgl. z.B. McConnell et al. 2008; Llewellyn/McConnell 2010; Mirfin-Veitch 2010). Demnach hängen auftretende Probleme bei der Realisierung elterlicher Kompetenzen u.a. mit der sozialen Isolation zusammen, in der viele Familien leben (ebd.). Den Eltern scheint es oftmals schwer zu fallen, am Gemeinwesen teilzuhaben, private Netzwerke zu knüpfen, aufrecht zu erhalten und zu nutzen. Diese Faktoren haben sich im Rahmen von Untersuchungen zur familiären Lebensqualität (*Family Quality of Life*, vgl. Isaacs et al. 2007) jedoch als sehr bedeutsam erwiesen.

Hierauf aufbauend sind in den letzten Jahren im internationalen Feld diverse Unterstützungskonzepte entstanden, die neben der individuellen Ebene von Eltern und Kind den kommunalen bzw. gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sowie dem Empowerment der Eltern hohe Bedeutung zumessen (siehe z.B. *Parenting Research Center; Through the Looking Glass; Disability, Pregnancy & Parenthood*; vgl. Pixa-Kettner/Rohmann 2012: 3f.).

In Deutschland hingegen wurde für die Stärkung der Position von Eltern mit Lernschwierigkeiten, die in Selbsthilfeverbänden von Eltern mit Behinderungen bis dahin noch nicht vertreten waren, im Jahr 2002 die Bundesarbeitsgemeinschaft (BAG) *Begleitete Elternschaft* gegründet (vgl. Bargfrede 2006), um eine breitere und wirksamere professionelle Unterstützung sowie Öffentlichkeit zu erreichen. Mittlerweile gibt es eine Zusammenarbeit zwischen dem *Bundesverband behinderter und chronisch kranker Eltern e.V.* – der sich als Selbsthilfebewegung von betroffenen Eltern versteht (siehe *Bundesverband behinderter und chronisch kranker Eltern e.V.*) – und der BAG *Begleitete Elternschaft*, die sich insbesondere in rechtlichen und politischen Fragen als sinnvoll erweist. Aktuell werden in dem Modellprojekt "Entwicklung von Leitlinien zu Qualitätsmerkmalen Begleiteter Elternschaft in NRW" Qualitätsstandards für die Begleitete Elternschaft entwickelt (vgl. MOBILE–

Selbstbestimmtes Leben Behinderter e.V.), unter Einbeziehung der Sicht von Eltern und erwachsenen Kindern.

Um den Einblick in die Lebenssituation der Familien zu vertiefen und die Perspektive der Betroffenen in diesem Artikel in den Fokus zu rücken, werde ich im Folgenden die Eltern selbst anhand der Ergebnisse eines Forschungsprojektes zu Wort kommen lassen.

2 Besondere Familien. Welche Unterstützung brauchen Eltern mit Lernschwierigkeiten und ihre Kinder? Ergebnisse eines Forschungsprojektes

In diesem Kapitel stelle ich die Ergebnisse einer Studie zur Lebenssituation von Eltern mit Lernschwierigkeiten und ihren Kindern im norddeutschen Raum vor, die mit einem inklusiven Forschungsansatz durchgeführt wurde (Pixa-Kettner/Rohmann 2012; Rohmann/Pixa-Kettner 2014). In 22 Interviews wurde aus Sicht der Eltern die Qualität der professionellen Unterstützung, die familiäre Lebensqualität sowie das soziale Netzwerk der Familien erhoben.

2.1 Fragestellungen für das Forschungsprojekt und methodisches Vorgehen

Vor dem beschriebenen Hintergrund stellten sich für unser Forschungsprojekt folgende Fragestellungen:

Wie zufrieden sind Eltern mit Lernschwierigkeiten mit der Unterstützung, die sie aktuell erhalten bzw. früher erhalten haben, und wie beurteilen sie ihre gesamte Lebenssituation? Aus Sicht der betroffenen Familien sollten die spezifischen Hilfebedarfe der Eltern und Kinder erkundet werden, um hieraus Konsequenzen für die Weiterentwicklung der Unterstützungskonzepte abzuleiten. Schwerpunkt unseres Interesses war neben der Qualität der professionellen Unterstützung die familiäre Lebensqualität (*Family Quality of Life*) und das soziale Netz der Eltern, da diese Bereiche für das Gelingen einer Elternschaft von hoher Bedeutung sind. Ebenso interessierten uns die Erfahrungen der Familien mit dem Jugendamt.

Dem Grundgedanken folgend, dass selbst betroffene Menschen die besten Expert*innen ihrer Situation sind, arbeiteten wir im Sinne einer inklusiven Forschung (vgl. Buchner/König 2011: 6f.) in einzelnen Arbeitsphasen unseres Projekts mit zwei Müttern mit Lernschwierigkeiten zusammen.

Für die Durchführung der Interviews wurde ein Erhebungsinstrumentarium entwickelt, in dem verschiedene Methoden kombiniert werden. Dabei achteten wir auf die Benutzung der Leichten Sprache einschließlich non-verbaler Kommunikationsmittel.

Ergänzend zum Leitfadengestützten Interview, welches neben einer Erzählaufforderung zum freien Erzählen mehrere detaillierte Einzelfragen zu den Bereichen „kindbezogene Hilfen“, „Hilfen im Alltag“ und „familiäre Lebensqualität“ umfasste, arbeiteten wir zur Erhebung des sozialen Netzwerkes mit einer Netzwerkkarte, Bildkarten sowie einer Smiley-Skala. Bei der Erhebung verschiedener Methoden der professionellen Unterstützung nahmen wir ebenso Bildkarten und eine Smiley-Skala zu Hilfe.

2.2 *Durchführung und Auswertung der Interviews*

Um Einblick in verschiedene Lebenssituationen zu erhalten, befragten wir eine heterogene Gruppe von Eltern mit Lernschwierigkeiten (in ambulanter als auch stationärer Form der Betreuung lebende Familien, allein und gemeinsam erziehende Eltern(teile) sowie Eltern, deren Kinder fremduntergebracht sind). Wir führten 22 Interviews in zehn norddeutschen Städten der Bundesländer Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Hamburg und Brandenburg. Allen Interviewten gemeinsam ist das Eingebundensein in ein Hilfesystem, das entweder explizit Eltern mit Lernschwierigkeiten unterstützt oder Betreutes Wohnen für Menschen mit geistiger Behinderung und/oder Sozialpädagogische Familienhilfe anbietet. Bis auf zwei sind die Einrichtungen Mitglied in der BAG *Begleitete Elternschaft*.

Alle Interviews wurden mitgeschnitten, anschließend verschriftlicht und – bis auf wenige Passagen, die für die Fragestellung nicht relevant waren – wörtlich transkribiert. Die erhobenen Daten wurden kategorisiert und quantitativ ausgewertet; ergänzend wurden Zitate aus den transkribierten Interviews hinzugefügt. Für die qualitative Auswertung wurden markante Themen der Interviews herausgearbeitet und einzelne Fallvignetten erstellt.

Im Folgenden werden die für die Fragestellungen relevanten Hauptergebnisse der Interviews dargestellt.

2.3 *Ergebnisse der Interviews*

Ergebnisse zur Untersuchungsgruppe

Die Zusammensetzung der Untersuchungsgruppe lässt sich aus folgender Tabelle (Tab. 1) ablesen:

Tab. 1: Betreuungs- und Wohnform der befragten Familien

	Form der Betreuung			
	ambulant	stationär	Häufigkeit	Prozent
Mutter alleinerziehend	6	6	12	54,5
Eltern gemeinsam erziehend	5	2	7	31,8
Mutter ohne Kind(er) mit neuem Partner	3	0	3	13,6
Häufigkeit	14	8	22	100
Prozent	63,6	36,4	100	

Die 22 Familien haben insgesamt 39 Kinder; ihr Alter und Wohnort sind in Tabelle 2 ersichtlich.

Tab. 2: Alter und Wohnort der Kinder

Alter der Kinder	Wohnort der Kinder						Prozent
	leibliche Mutter	beide Elternteile	Herkunfts-familie	Pflege-familie	Heim	Häufig-keit	
0-2 Jahre	7	3	1	0	0	11	28,2
3-5 Jahre	3	2	0	2	0	7	17,9
6-10 Jahre	2	3	4	3	0	12	30,8
≥ 11 Jahre	4	1	0	2	2	9	23,1
Häufigkeit	16	9	5	7	2	39	100
Prozent	41,0	23,1	12,8	17,9	5,1	100	

Erkennbar ist, dass 14 der 39 Kinder (fast 36%) nicht bei ihren leiblichen Eltern leben, sondern in der Herkunftsfamilie der Eltern oder aber in einer Pflegefamilie bzw. im Heim untergebracht sind. Hierunter sind auch einige Geschwisterkinder, sodass acht der 22 Eltern(teile) von einer Trennung von ihren Kindern betroffen sind.

Unsere Ergebnisse zur gesundheitlichen sowie psychosozialen Situation der Eltern wurden nicht ausdrücklich erfragt, sondern ergaben sich aus dem freien Interviewteil und stellen somit eine Mindestgröße dar: Gut ein Viertel der Elternteile unserer Untersuchungsgruppe lebt mit einer Körperbehinderung oder einer chronischen Erkrankung, etwas mehr als ein Drittel berichtet von einer psychischen Belastung und/oder einer Suchtproblematik und mindestens sieben der 22 Mütter, also fast ein Drittel, sind nach eigenen Angaben von Gewalterfahrungen seitens der Väter ihrer Kinder betroffen. Fast 60%

der Eltern erzählen von belastenden Kindheitserinnerungen (z.B. von alkoholabhängigen Eltern, frühen Trennungserfahrungen, eigenen Heimaufenthalten). Auf einige Eltern treffen mehrere der genannten Punkte zu. Dies bestätigt die Ergebnisse vorangegangener Untersuchungen, dass der Faktor *Eltern mit Lernschwierigkeiten* selten isoliert, sondern in vielen Fällen in Kombination mit anderen Risikofaktoren auftritt (vgl. Llewellyn/McConnell 2010; Orthmann Bless 2016: 20ff.).

Ergebnisse zur Zufriedenheit mit der professionellen Unterstützung

Insgesamt bezeichnet sich die große Mehrheit der von uns befragten Eltern als zufrieden mit der Hilfe, die sie aktuell erhält. Die meisten Eltern scheinen davon auszugehen, dass sie ohne professionelle Unterstützung nicht mit ihren Kindern zusammenleben dürften bzw. könnten. In fast einem Drittel der Interviews wird als ein markantes Thema der Eltern deutlich, dass die professionelle Hilfe als Schutz und Sicherheit empfunden wird.

„Ja, die Betreuer sind da, und wir (...) ich hab' noch hier ein Schutz, noch.“

Ein anderer Vater formuliert:

„Unterstützung da, einfach Unterstützung da (...) Also da ist Verlass da (...) Da hast du schon Hilfen, ne, also da brauch man sich dann keinen Kopp machen.“

Der Großteil der Eltern empfindet die bei den verschiedenen elterlichen Aufgaben erhaltene Hilfe als ausreichend und schätzt auch die Unterstützung im Alltag insgesamt als positiv ein. Allerdings erfährt bei fast der Hälfte der Eltern die grundsätzliche Zufriedenheit eine gewisse Einschränkung: Die einerseits erwünschte und benötigte Hilfe bedeutet zugleich auch Kontrolle und Einmischung in den privaten Bereich:

„(...) also ist das mehr oder weniger auch ein Stück Abhängigkeit (...) das ist ein blödes Gefühl, ganz ehrlich, also, das ist ein total doofes Gefühl.“

In manchen Fällen richtet sich die Kritik auch gegen die Art und Weise, wie die konkrete Hilfe geleistet wird. Einige Elternteile klagen z.B. über unterschiedliche und somit unklare Anweisungen der zuständigen Fachkräfte, wie die Eltern sich in bestimmten Situationen verhalten sollen. Dies ist für die betroffenen Eltern verwirrend:

„(...) einige hatten gesagt, ich dürfte stillen, ja, schön, andere sagten, ich dürfte nicht stillen, da hab' ich gesagt, ja was ist denn nun?“

Ein Vater formuliert dies so:

„Und die Betreuer müssten auf jeden Fall sich mal einklängig sein, was überhaupt richtig und was falsch ist, weil jeder hat seine eigene Meinung hier.“

Teilweise kommt in den Interviews zum Ausdruck, dass nicht immer der in der Fachliteratur geforderte individuelle Zuschnitt auf die Bedürfnisse der Eltern sowie der akzeptierende und respektierende Umgang mit den Familien im Vordergrund zu stehen scheint, wie das folgende Zitat einer Mutter belegt:

„(...), dass ich gesagt habe, jetzt hörst du mir mal zu, was ich überhaupt meine (...) und ich bin noch nicht mal fertig mit Reden, dann denken die schon was an was anderes. Aber mich dann erst mal zuhören, das tun die relativ wenig.“

Ein Elternteil kämpft für die Achtung der Privatsphäre:

„Einer kam rein ohne zu klopfen, hat, hat einer 'n Schuh vor'n Kopf gekriegt von mir.“

Ergebnisse zur familiären Lebensqualität

Familiäre Lebensqualität wird bestimmt durch die finanziellen Verhältnisse, Berufs- und Wohnsituation, gesundheitliche Situation, Freizeit- und Urlaubsgestaltung, Weiterbildung für die Eltern, Teilhabe an Angeboten im Stadtteil sowie Entlastung der Eltern (Babysitten) (vgl. Isaacs et al. 2007). Zu diesen Bereichen äußern sich die Befragten überwiegend zufrieden.

Durchaus überraschend ist die Einschätzung der Eltern bezüglich ihrer Arbeit in der Werkstatt für behinderte Menschen, die von mehreren Interviewten als das kleinere Übel gegenüber einer ansonsten drohenden Arbeitslosigkeit gesehen wird. Ungeachtet dessen wird in etlichen Fällen auf Unterstützungsbedarf bei der Suche nach Arbeit auf dem regulären Arbeitsmarkt hingewiesen, ebenso ist hier eine dies betreffende Resignation spürbar:

„Ich würde gern was anderes machen gerne. Aber wer nimmt mich durch meine Behinderung?“

Mit ihrer Wohnsituation scheinen die meisten Eltern zufrieden zu sein. Für stationär unterstützte Eltern stellt ihre *Verpflanzung* in eine andere geografische Region allerdings ein großes Problem dar. Dieser Umzug findet meist unfreiwillig per Jugendamtsbeschluss statt, aufgrund fehlender passender Unterstützung vor Ort.

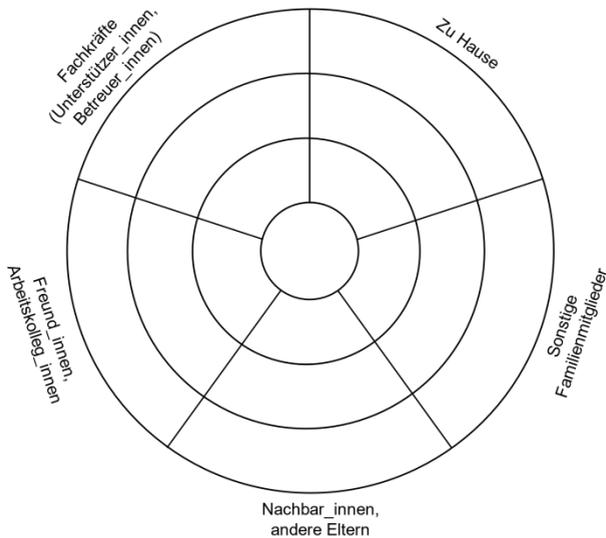
Nur gut ein Viertel der Eltern gibt an, allgemeine Freizeitangebote im Stadtteil wahrzunehmen. Dies bedeutet, dass die Übrigen kaum am gesellschaftlichen Leben außerhalb ihrer Familien oder Einrichtungen teilhaben.

Ergebnisse zum Sozialen Netz

Aufgrund der hohen Bedeutung, die soziale Netzwerke für das Gelingen von Elternschaft und damit für das Wohlergehen der Kinder haben, widmeten wir diesem Thema besondere Aufmerksamkeit. In Anlehnung an das vom *Family Support & Services Project* (2000) entwickelte Verfahren „*Support Interview Guide*“ wurden die Anzahl, Bedeutung und Qualität der sozialen Kontakte

der ausgewählten Familien erhoben. Hierfür arbeiteten wir mit einer von uns festgelegten Grundkarte mit vorgegebenen Sektoren:

Abb. 1: Netzwerkkarte



Abhängig von ihrer persönlichen Bedeutung wurden die genannten Personen in den inneren, mittleren oder äußeren Kreis der jeweiligen Sektoren einsortiert. Nach dem Ausfüllen der Netzwerkkarten fragten wir unsere Interviewpartner*innen danach, *wie lange* der jeweilige Kontakt schon besteht, *wie häufig* er stattfindet und ob er *eher positiv oder negativ* beurteilt wird. Im nächsten Schritt sollten die genannten Personen einem oder mehreren der folgenden vier Hilfebereiche zugeordnet werden:

- praktische Hilfe (practical support)
- emotionale Hilfe (emotional support)
- Informationen und gute Ratschläge (information support)
- gemeinsame Unternehmungen (companionship support)

Um die Beantwortung zu erleichtern, legten wir für jeden Hilfebereich eine Bildkarte mit entsprechenden Beispielen vor. Die Karte für den Bereich *emotionale Hilfe* ist beispielhaft abgebildet (Abb. 2):

Abb. 2: Bildkarte Emotionale Hilfe (Mit freundlicher Genehmigung von Lebenshilfe Bremen e.V: (2013), Illustrator Stefan Albers, Atelier Fleetinsel)



Im Ergebnis wird deutlich, dass die Eltern von wenig sozialen Kontakten (durchschnittlich zwölf) berichten, wobei der größte Teil auf Familienangehörige und Fachkräfte entfällt. Die Netzwerke der Freund*innen und Nachbar*innen sind besonders klein, einige Eltern nennen keinen einzigen Kontakt in diesen Bereichen. Auch hinsichtlich der persönlichen Bedeutung der Kontakte stehen Familienangehörige und Fachkräfte an vorderster Stelle. Der hohe Stellenwert von Fachkräften im Leben der befragten Familien wird in folgendem Zitat deutlich:

„Also für mich ist die keine Betreuerin, so Art, ich nenn die jetzt nicht als Betreuerin oder, als Freundin so, Gabi ist wie Freundin (...) und jetzt hab' ich auch bisschen Angst, oder so, ich hab' Angst, wenn jetzt schon wieder Betreuungswechsel ist, davor hab' ich Angst, ganz große.“

Die Fachkräfte stehen in allen Hilfebereichen, nicht nur in Alltagsfragen (*praktische Hilfe* sowie *Informationen und Ratschläge*) an vorderster Stelle. Auch im Bereich *emotionale Hilfe* werden sie fast so häufig genannt wie Familienangehörige. Betrachtet man diese Ergebnisse, so wird folgendes Dilemma deutlich: Fachkräfte spielen im Leben der interviewten Familien eine große Rolle, weil die Familien nicht auf ein unterstützendes soziales Netzwerk in ihrem persönlichen Umfeld zurückgreifen können. Umgekehrt könnte es aber auch sein, dass die Eltern kein größeres soziales Netzwerk entwickeln, weil die Fachkräfte in allen Lebensbereichen eine so große Rolle spielen und einer Erweiterung der sozialen Einbindung der Familien nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Erfahrungen mit dem Jugendamt

Bei den Erfahrungen mit dem Jugendamt zeigt sich eine große Diskrepanz zwischen früheren und aktuellen Erfahrungen. Während eine deutliche Mehrheit der betroffenen Eltern von diskriminierenden oder zumindest ambivalenten Erfahrungen in der Vergangenheit berichtet, gilt dies aktuell nur für zwei von 14 Eltern. Eine Mutter beschreibt:

„Am Anfang von der Schwangerschaft hatte ich Angst, dass mir sie halt weggenommen wird durch die Lernschwäche [...]“ --- „Und wie hat dann das Jugendamt reagiert, was haben Sie für Erfahrungen gemacht?“ --- „Also, dass es eigentlich kein Grund ist, mit 'ner Lernschwäche einer Mutter das Kind wegzunehmen.“

In sechs Interviews wird bei den Eltern(teilen) ein grundlegendes Lebensgefühl von Fremdbestimmung und Abhängigkeit deutlich. Die Eltern berichten z.B. davon, nicht ausreichend in Entscheidungsprozesse bzgl. ihrer Zukunft und der weiteren Hilfeplanung einbezogen zu werden:

„Dann hieß es immer Gespräche, die ersten beiden war'n immer ohne mich stattgefunden, da war ich richtig sauer.“

In Bezug auf die Fremdplatzierungen ihrer Kinder erlebten zwei Drittel der Eltern es als positiv, an der Suche nach einer geeigneten Unterbringung für die Kinder beteiligt gewesen zu sein. Drei Viertel der Eltern haben regelmäßigen Kontakt zu ihren fremdplatzierten Kindern – dies kann als Indikator für einen überwiegend günstigen Verlauf der erfolgten Fremdplatzierungen gewertet werden, der auch für das Kindeswohl von hoher Bedeutung ist.

Zusammenfassende Ergebnisse

Die von uns befragten Familien beurteilen ihre Lebenssituation sowie die aktuelle Unterstützung, die sie in Bezug auf ihre Elternschaft erhalten, als überwiegend positiv. Zu bedenken ist bei der Bewertung dieses Ergebnisses, dass wir eine ausgewählte Gruppe von Eltern befragt haben: Fast alle wurden zum Zeitpunkt der Interviews von Fachdiensten unterstützt, welche auf die Begleitung von Eltern mit Lernschwierigkeiten spezialisiert sind. Somit ist von einer bereits stattgefundenen Auseinandersetzung mit der Thematik auszugehen. Umso höher sind die kritischen Sichtweisen der Eltern zu bewerten, welche an einigen Stellen der Interviews formuliert werden.

Die Forderungen, die sich hieraus ergeben, beziehen sich zum einen auf mehr Teilhabemöglichkeiten der Familien. Die meist kleinen sozialen Netzwerke und die damit einhergehende soziale Isolation zeigen auf, dass in vielen gesellschaftlichen Bereichen eine Kultur der Inklusion fehlt. Dies trifft auf die berufliche Situation der Eltern ebenso zu wie auf familiäre Freizeitaktivitäten. Für eine selbstbestimmte Teilhabe bedarf es z.B. mehr Barriere-

freiheit in Form von Informations- und Lernmaterialien in leicht verständlicher Sprache.

Zum anderen geht es um die Weiterentwicklung der professionellen Unterstützung: Benötigt werden flexibel gestaltete, dem individuellen Bedarf der Familien angepasste Hilfsangebote an dem Ort, an dem die Eltern leben. Zentral ist hierbei der Abbau von Fremdbestimmung: das bedeutet Transparenz in der Hilfeplanung und größtmögliche Einbeziehung der Eltern in Entscheidungen, die ihr Leben betreffen. Um Missverständnisse und Überforderungssituationen zu vermeiden, sind in der konkreten Begleitung und Unterstützung eine enge Kooperation und klare, transparente Absprachen zwischen den Betroffenen und allen beteiligten Fachkräften von hoher Bedeutung. Ebenso deutlich wird von den Eltern der Wunsch nach Anerkennung, Respekt und Achtung ihrer Privatsphäre formuliert.

Die Perspektive der Kinder konnte in die vorliegende Studie nicht mit einfließen. Da ihre Sicht jedoch einen vertiefenden Einblick in familiäre Anerkennungs- bzw. Diskriminierungserfahrungen und wertvolle konzeptionelle Hinweise auf Unterstützungsbedarfe geben kann, gehe ich im Folgenden ergänzend auf die Situation der Kinder ein.

3 Die Situation der Kinder

Die Frage nach dem Kindeswohl steht in der Auseinandersetzung um die Elternschaft von Menschen mit Lernschwierigkeiten besonders im Fokus – wobei *Kindeswohl* als unbestimmter Rechtsbegriff nicht klar definiert ist (vgl. Kinderschutz-Zentrum Berlin 2009: 20):

„Was in einer Gesellschaft, zu einer bestimmten [sic] Zeit, in einer bestimmten Schicht, unter bestimmten Umständen im Umgang mit Kindern als normal oder gefährdend angesehen wird und was nicht, ist Wandlungen unterworfen, ist grundsätzlich kontrovers und gilt nicht absolut“ (ebd.: 29).

Demzufolge ist die Einschätzung darüber, was elterliche Kompetenzen ausmacht, durch gesellschaftliche Diskussionsprozesse veränderlich (vgl. Pixakettner 2006: 124).² Bei Kindern von Eltern mit Lernschwierigkeiten wurden Entwicklungsauffälligkeiten lange monokausal auf die elterliche Behinderung zurückgeführt und damit ein Mangel an elterlichen Kompetenzen unterstellt. Dieses Erklärungsmuster weist auf fehlendes Wissen, defizitäre Sichtweisen sowie verankerte Vorurteile über Eltern mit Behinderungen hin (vgl.

2 Ein Beispiel möglicher Kontroversen ist die Gestaltung der Eltern-Kind-Bindung: „Während es z.B. in der DDR normal war, dass kleine Kinder die Krippe besuchten, gab es in der BRD intensive Diskussionen um Zuträglichkeit oder Schädlichkeit von frühkindlicher, außerfamiliärer Betreuung“ (Kinderschutz-Zentrum Berlin 2009: 29; vgl. Diehl 2014: 48f.).

Pixa-Kettner/Sauer 2006: 228f.; Sanders 2006: 181). Aus dem Blickfeld gerät, dass kindliche Entwicklung aus einem komplexen Zusammenwirken von Anlage- und Umweltfaktoren entsteht und Kinder sich selbst unter optimalen Bedingungen sehr unterschiedlich entwickeln können (vgl. Ortman Bless 2016: 55). Auf der Basis umfassender Studien (vgl. Booth/Booth 1998; McGaw 2004; Pixa-Kettner 2006; Llewellyn/McConnell 2010) setzt sich in den letzten Jahren die Erkenntnis durch, dass elterliche Kompetenzen nicht auf ein individuelles Merkmal der Eltern reduziert werden können:

„Competence may more properly be seen as a distributed feature of parents’ social network rather than as an individual attribute“ (Booth/Booth 1998: 206).

Durch eine sog. geistige Behinderung können einzelne Bereiche der elterlichen Kompetenzen aufgrund verschiedener Faktoren phasenweise oder langfristig beeinträchtigt sein, allerdings muss sich dies nicht zwingend entwicklungshemmend auf die Kinder auswirken (vgl. Kinderschutz-Zentrum Berlin 2009: 48). Als ausschlaggebend gilt die Kumulierung mehrerer Risikofaktoren – wie Armut, soziale Isolation, alleinerziehender Elternteil, eigene belastende biografische Erfahrungen sowie psychische Belastungen der Eltern (vgl. Kinderschutz-Zentrum Berlin 2009: 76; Wustmann 2011: 38f.) – sowie das Vorhandensein von Resilienzfaktoren – z.B. eine stabile Beziehung zu einer zusätzlichen erwachsenen Bezugsperson, Selbstwirksamkeitsüberzeugung, Eingebundenheit in den Sozialraum, Zugang zu Bildung (vgl. Sanders 2006; Wustmann 2011).

Welche Risiko- und Resilienzfaktoren im Leben der Kinder von Eltern mit Lernschwierigkeiten in vielen Fällen sichtbar werden, führe ich im Folgenden anhand von Aussagen erwachsener Kinder aus, da ich ihre Perspektive in dieser Diskussion für bedeutend halte.

3.1 *Zwischen Risiko und Resilienz. Und was sagen die Kinder dazu?*

Der Entwicklungsverlauf von Kindern kann aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden. Während die Risikoforschung danach fragt, welche Bedingungen und Faktoren die kindliche Entwicklung beeinträchtigen, dreht die Resilienzforschung diesen Ansatz um bzw. entwickelt ihn weiter: Sie untersucht, was die Resilienz von Kindern stärkt und wie diese gefördert werden kann (vgl. Wustmann 2011).

Die Lebenssituation der Kinder von Eltern mit Lernschwierigkeiten wurde zunächst einseitig aus der Risikoperspektive betrachtet und diese Sichtweise im Diskussionsverlauf als *damage model thinking* kritisiert (vgl. Booth/Booth 1998: 3):

“The risk paradigm encourages practitioners to look for what is going wrong rather than what is going right in the lives of children. It is not surprising that people trained to look for problems usually manage to find them“ (ebd.: 205).

Ein Umdenken in der internationalen sowie deutschen Forschung und eine damit einhergehende Perspektiverweiterung findet seit Mitte der 1990er Jahre statt (vgl. Sanders 2006: 163); Mithilfe qualitativer Methoden wurden erste Anhaltspunkte für belastende sowie stärkende Faktoren aus Sicht der erwachsenen Kinder identifiziert (vgl. Booth/Booth 1998; Prangenberg 2003; Llewellyn/McConnell 2010; Faureholm 2010; Wołowicz-Ruszkowska/McConnell 2017). Übereinstimmendes Ergebnis unterschiedlicher, internationaler Studien aus zwei Dekaden ist, dass Belastungen in erster Linie mit fehlender gesellschaftlicher sowie familiärer Unterstützung und Anerkennung in Verbindung gebracht werden:

„It was the stigma of maternal intellectual disability, rather than their mother’s functional limitations, that posed the greatest challenge“ (Wołowicz-Ruszkowska/McConnell 2017: 482).

Ebenso wird als eines der Hauptprobleme der Kinder neben der gesellschaftlichen Diskriminierung die Tabuisierung der geistigen Behinderung innerhalb der Familie und des sozialen Umfeldes benannt (vgl. Prangenberg 2003: 322). Die erwachsenen Kinder beschreiben rückblickend ambivalente Gefühle ihren Müttern gegenüber: Einerseits gibt es ein Gefühl von Stolz, eine *andere* Mutter zu haben:

„When I was a child, for me my mom was not disabled, just different. [...] I remember one of my friends in elementary school telling me that he wished his mum was disabled. That really stuck out in my mind. My mum was disabled and she was cooler than the other ‘normal’ parents“ (Wołowicz-Ruszkowska/McConnell 2017: 486).

Andererseits wird über Stigmatisierungserfahrungen und damit verbundene Schamgefühle berichtet:

„Initially, it was very natural for me. I grew up with my mom, I learned about the world through her eyes. The first painful moment that I experienced happened at school, when the children began to tease me and their parents looked at me strangely“ (ebd.: 485).

Einige Kinder begleitete die Angst vor einer drohenden Fremdplatzierung, hier wurde das Hilfesystem als Bedrohung erlebt. Irritierend war zum Teil, dass den Eltern vom Hilfesystem elterliche Fähigkeiten nicht oder nur sehr eingeschränkt zugetraut wurden. Dies führte seitens der Kinder zu belastenden Loyalitätskonflikten (vgl. ebd.: 488f.; Prangenberg 2003: 323).

Das (seltene) Vorhandensein eines sozialen Netzes wird – wie schon in anderen Studien – als unterstützend für die Kinder hervorgehoben, wohingegen das gänzliche Fehlen von formeller sowie informeller Unterstützung als hohe Belastung benannt wird. In dieser Konstellation ist die Gefahr der Parentifizierung gegeben: Erwachsene Kinder erinnern sich an ein starkes

Verantwortungsgefühl für den familiären Zusammenhalt sowie an ihr Bemühen, die Familie nach außen zu beschützen und als *normal* erscheinen zu lassen (Wołowicz-Ruszkowska/McConnell 2017: 487f.; Sanders 2006: 180). Aus heutiger Perspektive identifizieren betroffene Kinder diese frühe Selbstständigkeit und das hohe Maß an Verantwortung jedoch nicht nur als Last, sondern ebenso als „*source of strength, independence and competence*“ (Wołowicz-Ruszkowska/McConnell 2017: 488).

Eine ähnliche Haltung vertritt die 17-jährige Inga, indem sie in einem Interview auf die Frage, welche Ressourcen sie von ihrer geistig behinderten Mutter mitbekommen habe, antwortet:

„[...] ich kann meinen Weg gehen, und ich weiß, ich komm da an. Weil, niemand legt mir irgendwelche Steine in den Weg. Ich weiß, wie ich die zur Seite räume. Weil, für meine Mama habe ich's auch gemacht. Andere Jugendliche in meinem Alter vielleicht, die bleiben davorstehen. Ich nicht – ich lauf weiter!“ (ZDF37 Grad Plus 2009: 0:22).

Aus diesem Zitat klingt der Gewinn jener veränderten Perspektive, die in dem Resilienzkonzept liegt: Kinder werden in ihrer Widerstandsfähigkeit und ihren Kompetenzen, mit belastenden Bedingungen umzugehen, wahrgenommen, anstatt sie nur als Opfer und unter dem Gesichtspunkt ihrer Verletzlichkeit zu betrachten.

4 Schlussfolgerungen und Perspektiven

Die beschriebenen Erfahrungen der Eltern und erwachsenen Kinder sprechen eine deutliche Sprache. Sie zeugen von gesellschaftlicher Diskriminierung, Ausgrenzung sowie Bevormundung ebenso wie von kindlicher Resilienz und familiärem Zusammenhalt. Gleichzeitig werden anhand der kritischen Rückmeldungen neue Chancen und Perspektiven aufgezeigt.

In dem in Kapitel 2 vorgestellten Forschungsprojekt aus Norddeutschland wird eine hohe Zufriedenheit der Eltern mit ihrer Unterstützungssituation im Rahmen der *Begleiteten Elternschaft* zurückgemeldet. Dies bestätigt, dass sich die professionellen Unterstützungskonzepte bewährt und weiterentwickelt haben. Für mehrere Eltern stellt das Hilfesystem in Form der *Begleiteten Elternschaft* Schutz und Sicherheit dar – was gleichzeitig vermutlich auf die weiterhin bestehende Angst der Eltern vor einer Intervention von außen hinweist sowie auf ein fehlendes anerkennendes, unterstützendes Umfeld.

Handlungsperspektiven liegen auf verschiedenen Ebenen: Um einschneidende Erfahrungen der Fremdbestimmung abzubauen, müssen Konzepte für flexible, bedarfsgerechte Unterstützungsangebote und Wohnformen partizipativ weiterentwickelt sowie flächendeckend ausgebaut werden. Hierfür ist die Beteiligung der Eltern (und Kinder) bei der Hilfeplanung – z.B. durch

leicht verständliche Sprache – eine Grundvoraussetzung. Wenn die Eltern handlungsfähig bleiben und Selbstwirksamkeit erfahren können, werden sie diese Eigenschaft, die in der Resilienzforschung als besonders wichtig erkannt wird, auch eher an ihre Kinder weitergeben.

Inbesondere die Einbindung der Perspektive der betroffenen Kinder kann einen wichtigen Beitrag leisten zur Stärkung ihrer eigenen Rolle und Weiterentwicklung pädagogischer Konzepte. Ihre Erfahrungen, insbesondere deren Selbstreflektion aus Erwachsenensicht, machen deutlich, dass ein *damage model thinking* dem vielfältigen Erleben der Kinder nicht gerecht wird. Ebenso regt diese Perspektive dazu an, den Begriff der *Normalität* immer wieder zu überdenken. Die Zitate der erwachsenen Kinder weisen darauf hin, dass eine Bewertung im Erleben der Kinder erst in Abgrenzung und im Vergleich stattfindet, und zwar in dem Moment, in dem die Situation von außen als nicht-/normal definiert wird.

Insgesamt wird während der Auseinandersetzung mit der Elternschaft von Menschen mit Lernschwierigkeiten deutlich, dass die betroffenen Familien nach wie vor unter besonderem Bewährungsdruck stehen. Kinderwunschmotive und sogenannte elterliche Kompetenzen werden ebenso überprüft wie die Entwicklung der Kinder. Dieser Druck überträgt sich in vielen Fällen auf die Kinder, die versuchen, ihre Familie nach außen hin vor Anfeindungen zu beschützen bzw. eine vermeintliche Normalität aufrecht zu erhalten.

Als ein beispielhaftes Konzept, das zu mehr Begegnung im Alltag und somit zu einer Erweiterung des sozialen Netzes von Familien beitragen kann, sei an dieser Stelle das Patenschaftsmodell genannt (vgl. Pixa-Kettner/Rohmann 2012: 72). Ein solches Modell ersetzt keine professionellen Hilfsmaßnahmen, kann jedoch für Eltern und Kinder eine Entlastung sowie Stabilisierung darstellen. Darüber hinaus kann diese Idee dazu aufrufen, das Konzept von Elternschaft neu zu denken, hin zu kollektiveren und gemeinschaftlicheren Möglichkeiten der Verantwortungsübernahme für Kinder (vgl. Diehl 2014: 225ff.). Hierin liegt eine Chance für alle Beteiligten, den eigenen Horizont zu erweitern.

Ein zentraler Auftrag, um den bestehenden alltäglichen Berührungsräumen und Unsicherheiten entgegenzuwirken, liegt nach wie vor in der Enttabuisierung der Elternschaft von Menschen mit Behinderungen. Wie wenig das Thema gesellschaftlich bislang sichtbar ist, fällt u.a. daran auf, dass Eltern mit Behinderungen kaum in Kinder-, Jugend- und Bilderbüchern, Romanen oder Filmen vorkommen.³

„Wenn Menschen mit Beeinträchtigungen sich Filme, Zeitschriften, Schul- oder andere Bücher ansehen, finden sie dort nur äußerst selten eine ›unaufgeregte‹ Darstellung beein-

3 Leider fehlen Eltern mit Behinderung selbst in jenen neueren Bilderbüchern, die familiäre Vielfalt aufgreifen, wie z.B. „Alles Familie“ (Maxeiner/Kuhl 2010) oder „Du gehörst dazu“ (Hoffman/Asquith 2013).

trächtiger Menschen als Teil der menschlichen Vielfalt einer Bevölkerung“ (Köbsell 2015: 31).

Somit haben die betroffenen Kinder wenig Vorbilder zur Identifikation und Auseinandersetzung.

Damit Elternschaft als Lebensmodell für Menschen mit Lernschwierigkeiten eine selbstverständliche Möglichkeit unter anderen Lebenskonzepten werden kann, gilt es, hartnäckige Barrieren in den Köpfen aufzubrechen: sei es hinsichtlich einer selbstbestimmten Sexualität für alle, Mitsprache- und Teilhabemöglichkeiten, barrierefreien inklusiven Begegnungsräumen sowie der Entwicklung vielfältiger Familien-, Wohn- und Unterstützungskonzepte.

Es gilt, ableistische Sichtweisen wahrzunehmen, kritisch auf sie hinzuweisen, wo sie uns konkret begegnen, und einen gesellschaftlichen Gegenentwurf zu entwickeln – und dies kann gelingen durch mehr Anerkennung und Akzeptanz von Diversität in der Gesellschaft.

Literatur

- Bargfrede, Stefanie (2006): Unterstützungsmöglichkeiten für Eltern mit geistiger Behinderung in Deutschland. In: Pixa-Kettner, Ursula (Hrsg.): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S. 283-299.
- Beauftragter der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen (2018): UN-Behindertenrechtskonvention. Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderung. https://www.behindertenbeauftragter.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Broschuere_UNKonvention_KK.pdf?__blob=publicationFile&v=45. [Zugriff: 25.8.2019].
- Booth, Tim/Booth, Wendy (1998): Growing up with Parents who have Learning Difficulties. London/New York: Routledge.
- Buchner, Tobias/König, Oliver (2011): Von der Ausgrenzung zur Inklusion: Entwicklung, Stand und Perspektiven des gemeinsamen Forschens. In: DIFBG (Hrsg.): Forschungsfälle Methode? Partizipative Forschung im Diskurs. Dokumentation der Jahrestagung der DIFGB 2010. Leipzig: Eigendruck der DIFGB, S. 2-16.
- Bundesarbeitsgemeinschaft Begleitete Elternschaft (o.J.): o.T. <http://www.begleitete-elternschaft.de>. [Zugriff: 25.8.2019].
- Bundesverband behinderter und chronisch kranker Eltern e.V. (o.J.): o.T. https://www.behinderte-eltern.de/Papoo_CMS. [Zugriff 25.8.2019].
- Diehl, Sarah (2014): Die Uhr, die nicht tickt. Kinderlos glücklich. Eine Streitschrift. Zürich/Hamburg: Arche Verlag.
- Disability, Pregnancy & Parenthood international (o.J.): o.T. <https://www.disabledparent.org.uk>. [Zugriff: 31.8.2019].
- Family Support and Services Project (2000): Support Interview Guide. University of Sidney. <http://sydney.edu.au/health-sciences/afdsr/parents/resources/SupportInterviewGuide.pdf>. [Zugriff: 25.8.2019].

- Faureholm, Jytte (2010): Children and their Live Experiences. In: Llewellyn, Gwynnyth et al. (Hrsg.): Parents with intellectual disabilities. Past, Present and Futures. Chichister: Wiley-Blackwell, S. 63-78.
- Hermes, Gisela (2014): Krücken, Babys und Barrieren. Elternschaft bei Menschen mit Körper- und Sinnesbehinderungen. In: Pro Familia Landesverband Hessen: Dokumentation des Fachtags: „...mit Kind? Zukunftsperspektiven selbstbestimmter Elternschaft bei Menschen mit Behinderungen“, S. 6-11. https://www.profamilia.de/fileadmin/landesverband/lv_hessen/Dokumentation_Fachtagung_26.06.2014_B.pdf. [Zugriff 25.8.2019].
- Hoffman, Mary/Asquith, Ros (2013): Du gehörst dazu. Das große Buch der Familien. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Horn, Julia/Nasini, Alessandro (Regie) (2009): Mama ist anders. Mütter mit geistiger Behinderung [Dokumentarfilm]. Dt. Erstausstrahlung 11.8.2009. ZDF: 37 Grad, Folge 649.
- Isaacs, Barry J. et al. (2007): The International Family Quality of Life Project. Goals and Description of a Survey Toll. In: Journal of Policy and Practice in Intellectual Disabilities 4, 3, S. 177-185.
- Kinderschutz-Zentrum Berlin e.V. (Hrsg.) (2009): Kindeswohlgefährdung. Erkennen und Helfen. Berlin: Kinderschutz-Zentrum Berlin e.V.
- Köbsell, Swantje (2015): Ableism. Neue Qualität oder ‚alter Wein‘ in neuen Schläuchen? In: Attia, Iman/Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita (Hrsg.): Dominanzkultur Reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld: transkript Verlag, S. 21-34.
- Lebenshilfe Bremen (2013): Leichte Sprache. Die Bilder. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.
- Llewellyn, Gwynnyth/McConnell, David (2010): Looking back on their own upbringing. In: Llewellyn, Gwynnyth et al. (Hrsg.): Parents with intellectual disabilities. Past, Present and Futures. Chichister: Wiley-Blackwell, S. 33-47.
- Maxeiner, Alexandra/Kuhl, Anke (2010): Alles Familie. Vom Kind der neuen Freundin vom Bruder von Papas früherer Frau und anderen Verwandten. Leipzig: Klett Kinderbuch.
- McConnell, David et al. (2008): “Healthy Start”. A National Strategy for Parents with Intellectual Disabilities and their Children. In: Journal of Policy and Practice in Intellectual Disabilities 5, 3, S.194-202.
- McGaw, Susan (2004): Parenting Exceptional Children. In: Hoghugh, Masud/Long, Nicholas (Hrsg.): Handbook of Parenting. Theory and research for practice. London, S. 213-236.
- Mensch Zuerst – Netzwerk People First Deutschland e.V. (o.J.): Startseite. <http://www.menschzuerst.de>. [Zugriff: 25.8.2019].
- Mirfin-Veitch, Birgit (2010): Citizenship and Community Participation. In: Llewellyn, Gwynnyth et al. (Hrsg.): Parents with intellectual disabilities. Past, Present and Futures. Chichister: Wiley-Blackwell, S. 95-106.
- MOBILE – Selbstbestimmtes Leben Behinderter e.V. (o.J.): Modellprojekt Begleitete Elternschaft NRW. <https://www.mobile-dortmund.de/141-0-Modellprojekt-Begleitete-Elternschaft-NRW.html>. [Zugriff: 25.8.2019].
- Orthmann Bless, Dagmar/Hellfritz, Karina-Linnéa (2016): Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder unterstützen. Evaluation zur Begleiteten Elternschaft in

- Deutschland. Befunde aus der SEPIA-D-Studie. Freiburg: Heilpädagogisches Institut der Universität Freiburg/Schweiz.
- Parenting Research Centre (o.J.): Healthy Start. A national strategy for children of parents with learning difficulties. <http://www.healthystart.net.au>. [Zugriff: 31.8.2019].
- Pixa-Kettner, Ursula (2006): Elterliche Kompetenzen bei Eltern mit geistiger Behinderung. Ein Widerspruch in sich oder Anlass für einen Perspektivwechsel? In: *Jugendhilfe* 44, 3, S.121-128.
- Pixa-Kettner, Ursula (2007): Elternschaften von Menschen mit geistiger Behinderung in Deutschland. Ergebnisse einer zweiten bundesweiten Fragebogenerhebung. In: *Geistige Behinderung* 46, 4, S. 309-321.
- Pixa-Kettner, Ursula/Bargfrede, Stefanie (2006): Kinderwunsch von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Pixa-Kettner, Ursula (Hrsg.): *Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder*. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S. 73-85.
- Pixa-Kettner, Ursula/Sauer, Bernhard (2006): Elterliche Kompetenzen und die Feststellung von Unterstützungsbedürfnissen in Familien mit geistig behinderten Eltern. In: Pixa-Kettner, Ursula (Hrsg.): *Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder*. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S. 221-249.
- Pixa-Kettner, Ursula/Rohmann, Kadidja (2012): Besondere Familien. Welche Unterstützung brauchen Eltern mit Lernschwierigkeiten und ihre Kinder? <http://www.behinderte-eltern.de/pdf/Forschungsprojekt.pdf>. [Zugriff:25.8.2019].
- Prangenberg, Magnus (2003): Zur Lebenssituation von Kindern, deren Eltern als geistig behindert gelten. Eine Exploration der Lebens- und Entwicklungsrealität anhand biografischer Interviews und Erörterung der Fachliteratur. Diss. Bremen: Universität Bremen. https://elib.suub.uni-bremen.de/diss/docs/E-Diss831_prangenberg.pdf [Zugriff 25.8.2019].
- Rohmann, Kadidja/Pixa-Kettner, Ursula (2014): Besondere Familien. Welche Unterstützung brauchen Eltern mit Lernschwierigkeiten und ihre Kinder? In: *Teilhabe* 53, 3, S.121-127.
- Sanders, Dietke (2006): Risiko- und Schutzfaktoren im Leben der Kinder von Eltern mit geistiger Behinderung. In: Pixa-Kettner, Ursula (Hrsg.): *Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder*. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S. 161-192.
- Through the Looking Glass (o.J.): o.T. <http://www.lookingglass.org/home>. [Zugriff: 31.08.2019].
- Wolbring, Gregor (2008): The Politics of Ableism. In: *Development* 51, S. 252-258. doi: 10.1057/dev.2008.17.
- Wołowicz-Ruszkowska, Agnieszka/McConnell, David (2017): The experience of adult children of mothers with intellectual disability. A qualitative retrospective study from Poland. *Journal of Applied Research in Intellectual Disabilities* 30, 3, S. 482-491. Doi: 10.1111/jar.12322.
- Wustmann, Corina (2011): Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. 3. Aufl. Berlin: Cornelsen-Verlag.
- ZDF (2009). 37 Grad Plus. Die Diskussion: Mama ist anders. Mütter mit geistiger Behinderung. Dt. Erstausstrahlung 12.8.2009.

Familien und Technologien

Mediennutzung in der Aushandlung von „guter“ transstaatlicher Mutterschaft

Diana Dreßler

1 Die transstaatliche Familie und die Debatte um transstaatliche Mutterschaft. Einleitung

Familie ist vermehrt in Bewegung geraten. Dies gilt sowohl für Familienformen, die sich immer weiter pluralisieren (vgl. Peuckert 2012: 19 ff.), als auch für die Familienmitglieder selbst (vgl. Schier/Jurczyk 2008: 12). Neue Familienrealitäten haben sich im Zuge des gesellschaftlichen Wandels herausgebildet, wodurch es kompliziert geworden ist, Familie zu definieren. Der Familienbegriff ist in den letzten Jahrzehnten deutlich breiter geworden. Vielerorts wird inzwischen auf eine wachsende Mobilität von Familienmitgliedern hingewiesen (vgl. u.a. Schier/Jurczyk 2008: 12; Huinink/Konietzka 2007: 26f.) und Lenz (2002: 13) plädiert für einen universellen Familienbegriff, bei dem „Haushaltsgemeinschaft kein konstitutives Element“ mehr ist. Jedoch finden sich im Gros der Familiendefinitionen kaum Hinweise auf Mobilität über Staatsgrenzen oder über große geografische Distanzen (vgl. u.a. Nave-Herz 2018: 123ff., Matthes 2018: 150ff.). Trotz vielfältig gelebter Familienformen hat sich das Leitbild der monolokalen Kleinfamilie, welches in Mitteleuropa entstanden ist (vgl. Funcke/Hildenbrand 2018: 27) und sich seitdem weit verbreitet hat (vgl. u.a. Lutz 2015: 246), bisher kaum verändert (vgl. Huinink/Konietzka 2007: 24f.). Das eng gedachte „Ideal“ orientiert sich normativ am tradierten bürgerlichen Familienmodell (vgl. Solé/Parella 2004: 10; Pedone 2008: 48; Bauer/Wiezorek 2017: 7f.) und es gibt bestimmte Eigenschaften, die Familie erfüllen muss, um überhaupt als solche wahrgenommen zu werden (vgl. Finch 2007: 67ff.; BiB 2013: 10). Das Zusammenleben in einem Haushalt oder zumindest räumliche Nähe stellt dabei sowohl im Alltagsverständnis als auch in vielen familienwissenschaftlichen Definitionen eine notwendige Bedingung von Familie dar. Jedoch gestaltet sich diese Anforderung des Zusammenlebens v.a. in ökonomisch schwachen Regionen als schwer vereinbar mit einer anderen unverzichtbaren Aufgabe von Elternschaft: der materiellen Grundversorgung der Familienmitglieder. Daher ist in den letzten Jahrzehnten die Anzahl der Familien,

deren Mitglieder aufgrund von Arbeitsmigration in unterschiedlichen Ländern oder gar Kontinenten leben, stetig gewachsen. Die Angehörigen transstaatlicher bzw. transnationaler Familien (vgl. u.a. Bryceson/Vuorela 2002; Baldassar/Merla 2014) leben teils Jahrzehnte mehrere tausend Kilometer voneinander getrennt und erleben physische familiäre Kopräsenz nur einmal im Jahr oder seltener. In Anlehnung an Bryceson/Vuorela werden hier transnationale Familien als solche verstanden, die durch Staatsgrenzen getrennt leben und trotzdem füreinander da sind und sorgen (2002: 3). Doch trotz enger familialer Bindungen widersprechen sie damit dem Ideal. Da Familie nach wie vor lokal gedacht wird und somit in den Augen vieler innige Bindungen nur bei dauerhafter physischer Präsenz oder zumindest möglicher körperlicher Verfügbarkeit herstellbar sind (vgl. Baldassar/Merla 2014: 28; BiB 2013: 16f.), ist es für transstaatliche Familien nicht selbstverständlich überhaupt als Familie wahrgenommen zu werden. Ökonomische Notwendigkeit legitimiert zwar, v.a. bei großer finanzieller Not, die physische Abwesenheit eines Elternteils, entbindet im Sinne des Leitbildes jedoch nicht von anderen Aufgaben.

In der Vergangenheit standen zumeist Väter in der finanziellen Verantwortung, weshalb zahlreiche „Wohlfahrtssystem[e] vorrangig auf das *male-breadwinner*-Modell [...] zugeschnitten“ sind (Huinink/Konietzka 2007: 171, Herv. i. Orig.). In Lateinamerika, wo in den meisten Ländern das Sozialsystem nur marginal ausgebaut ist, ist in ruralen Gebieten selbst die Grundversorgung aufgrund mangelnder Verdienstmöglichkeiten für viele Familien nur zu bewerkstelligen, indem ein Elternteil in die Stadt oder ins Ausland migriert. Waren dies lange Zeit v.a. Männer bzw. Väter, migrieren in den letzten Jahrzehnten vermehrt Frauen bzw. Mütter mit dem Ziel, die Familie finanziell abzusichern (vgl. Paiewonsky 2007: 4ff.). Einer der Gründe hierfür ist der veränderte Arbeitsmarkt in den Zielländern der Migration. Im Caresektor wurde verstärkt weibliche Arbeitskraft nachgefragt und viele Frauen sahen darin die Möglichkeit, die ökonomische Versorgung ihrer Kinder zu gewährleisten. Besonders für Frauen in Nachtrennungssituationen, die keine Unterhaltszahlungen erhielten, war der vergleichsweise hohe Verdienst verlockend.

In den meisten lateinamerikanischen Ländern begann, trotz der langen Geschichte von Emigration, mit dem einsetzenden „Diskurs der Feminisierung von Migration“¹ eine öffentliche Debatte um die schädlichen Wirkungen v.a. für die Kinder (vgl. Pedone 2008: 47f.). Grund hierfür ist u.a., dass das Bild der idealen Familie untrennbar mit den Vorstellungen an eine „gute“

1 Die Statistiken betrachtend ist die in der Literatur häufig vorzufindende Feminisierung der Migration keineswegs so drastisch, wie die Debatte darum vermuten ließe. Dementsprechend stellt Oso mit Hinweis auf Hania Zlotnik, die zwischen 1960 und 2000 weltweit nur einen Anstieg weiblicher Migrantinnen von zwei Prozent feststellen konnte, berechtigterweise die Frage, ob es sich anstelle einer Feminisierung der Migration nicht um eine Feminisierung des Diskurses um Migration handele (Oso 2008: 561).

Mutter verbunden ist, auf welcher ein Großteil der Erwartungen in Bezug auf die Herstellung von Familie liegt. Laut Toppe (2009: 109) folgt die Diskussion um Normalitätskonstrukte einem „erkennbaren Trend zur Individualisierung und Moralisierung und auffälligen ideologisch unteretzten Verengungen der Debatten um Mutter-, weniger Vaterschaft“. Das Bild der Mutter als Hauptverantwortliche für die Sorge und Erziehung der Kinder gilt auch heute noch als Ideal (vgl. Krüger-Kirn et al. 2016: 10; Pedone 2008: 48). Lutz (2015: 245f.) beschreibt die Existenz einer verbreiteten Vorstellung in der (weißen) Mittelschicht, welche universelle Standards für ‘gute Mutterschaft’ festlege, in der einzig die Mutter die Verantwortliche für das Aufziehen der Kinder zu „quality citizens“ sei. Inzwischen hat sich diese Vorstellung nicht nur in Europa, wo dieses Mutterleitbild seinen Ursprung hat, verbreitet, sondern hat fast weltweit (vgl. Greschke et al. 2017: 62; Mattes 1992: 84), und trotz unterschiedlicher sozio-ökonomischer Voraussetzungen auch jenseits der (weißen) Mittelschicht, Bedeutung erlangt. Mutterschaft ist dabei eng an Präsenzerwartungen gebunden und je kleiner die Kinder sind, desto größer ist die Forderung nach ständiger Anwesenheit (vgl. BiB 2013: 17; Pedone 2008: 50f.). Und auch wenn Vaterschaft in der Aushandlung von guter Kindheit eine immer größere Rolle spielt (Seiffge-Krenke 2009: 205ff.) und mit der Feminisierung des Migrationsdiskurses in Lateinamerika der „moderne Vater“ konstruiert wurde, der sich um seine Kinder kümmert (Pedone 2008: 54), bestehen noch deutliche geschlechtsbezogene Unterschiede (vgl. auch Parreñas 2005: 327). Während die Migration von Männern bzw. Vätern öffentlich als Abenteuer konzipiert wird, betrifft die moralisch aufgeladene Debatte um das „Verlassen“ der Kinder im Kontext von Migration in erster Linie die Mütter (Pedone 2008).

Im vorliegenden Beitrag greife ich diesen Aspekt auf und gehe der Frage nach, wie und von wem „gute“ (transnationale) Mutterschaft im Kontext der Migration lateinamerikanischer Frauen nach Spanien verhandelt wird und wie Kommunikationsmedien hierbei eingesetzt werden.

2 Mütter(leit)bilder im Kontext transstaatlicher Mutterschaft. Eigene empirische Ergebnisse

Auf die beschriebene normative Debatte um transnationale Mutterschaft bin ich in einem zweijährigen DFG-finanzierten Forschungsprojekt unter Leitung von Heike Greschke mit dem Titel „Die Mediatisierung von Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext transnationaler Migration“ aufmerksam geworden. Das Material, welches ich im Rahmen dieser Studie in drei ethnografisch angelegten Feldphasen in Spanien und Ecuador erhoben habe, umfasst 16 narrative Interviews mit Müttern, sechs Gespräche mit Kindern sowie Be-

obachtungen und Aufnahmen medialer Interaktion. Das Projekt orientierte sich an der grounded theory und die Auswertung der hier dargestellten Daten erfolgte hermeneutisch und möglichst im spanischen Original.

In der Erhebung, welche in erster Linie die Mediatisierung elterlicher Praktiken untersuchte, wurde deutlich, in welchem Maße die Teilnehmerinnen die Forschungssituation und insbesondere die Interviews als soziale Gelegenheit nutzten, um sich selbst als „gute“ Mütter darzustellen. Hirschauer et al. (2015: 2ff.) beschreiben anhand ihrer Forschung mit Paaren, wie diese über ihr Privatleben im Interview nicht nur berichten, sondern es performativ stattfinden lassen. Der Druck der Rechtfertigung verstärkte sich durch die Interviewumstände und Konservierung der Situation. Diese beschriebenen Effekte ließen sich auch in meiner Forschung mit transstaatlichen Müttern beobachten. Durch diese Praxis der Inszenierung in der Forschungssituation, aber auch darüber hinaus, wurde ihr gefühlter Rechtfertigungsdruck deutlich.

Finch beschreibt im Konzept *displaying family* (2007), auf welches ich mich beziehe und auf Mutterschaft adaptiere, dass Familie nicht nur aktiv hergestellt, sondern auch dargestellt werden muss. Die Notwendigkeit, Beziehungen zu zeigen, sei demnach umso größer, desto mehr die Beziehungen von der Norm abrücken. Somit stehen Mütter, v.a. wenn sie alleinerziehend sind, durch ihre physische Abwesenheit, ihren Status als Migrantin und ihre sozio-ökonomische Position offensichtlich unter einem enormen Druck, sich als „gute“ Mütter innerhalb einer gut funktionierenden Mutter-Kind-Beziehung darzustellen. Im Folgenden werde ich mediale Praktiken, die transnationale Mütter vor diesem Hintergrund des Erfordernisses zur ständigen Legitimation entwickelt haben, an Beispielen aus meinem Sample illustrieren. Dabei stelle ich zunächst die Einflussnahme verschiedener Akteure auf die Aushandlung von „guter“ (transstaatlicher) Mutterschaft dar, um dann die Praktiken des *doings* (Jurezyk et al. 2014) und *displayings* in diesem Kontext zu lesen und die Selbstpositionierung transstaatlicher Mütter in der Debatte um „gute“ Mutterschaft herauszuarbeiten.

2.1 *Transstaatliche Mutterschaft im Spannungsfeld der öffentlichen Meinung*

Die meisten Mütter sehen sich in diversen Alltagssituationen ungefragt Bewertungen Anderer ausgesetzt, was mitunter Unsicherheit hervorruft und Druck erzeugt, sich positionieren zu müssen (vgl. u.a. Harmann/Cappellini 2015: 766f.). Diese Notwendigkeit, das eigene Handeln als Mutter vor dem Rahmen des Leitbildes als „gut“ darzustellen, potenziert sich bei transstaatlich agierenden Müttern und wird nicht zuletzt durch die Debatte zu „guter“ (transstaatlicher) Mutterschaft durch Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und im privaten Umfeld verstärkt. Wie bereits dargelegt, wird auch die transstaatli-

che Mutter als Hauptverantwortliche für das Wohl der Kinder in allen Belangen gesehen. Doch innerhalb dieser Verantwortung gibt es zwei entgegengesetzte transstaatliche Mütterbilder. Im Folgenden stelle ich je ein Beispiel dieser konträren Deutungsmuster dar, die mir im Rahmen meiner Feldaufenthalte begegnet sind und welche ebenfalls die Breite der öffentlichen Meinung widerspiegeln. Das erste Beispiel stammt aus der bolivianischen Kommunalpolitik. Das Land, das lange als das Ärmste Südamerikas galt (Beutler 2013), ist, wie die gesamte Region seit Jahrzehnten, von massiver Emigration betroffen. Besonders der ländliche Raum leidet unter der Abwanderung von Menschen im arbeitsfähigen Alter, was bis vor ein paar Jahren politisch als ernstes Problem wahrgenommen wurde (vgl. Quenallata 2012). Vor allem mütterliche Migration wird mit schädlichen psychosozialen Folgen für die Kinder verbunden, wobei die genannten Auswirkungen in Publikationen von Schulproblemen über Drogenkonsum bis zu Bandenkriminalität reichen (vgl. u.a. Fundación AMIBE – CODEM 2009: 72). Dabei sind „verlassene“ Kinder in Bolivien keineswegs nur ein Phänomen von Migration (El Diario 2014). In der Debatte um Mutterschaft im Kontext von Auswanderung wird jedoch genau dieses Bild konstruiert. Ein von der Defensoría de la Niñez y Adolescencia, dem Pendant zum deutschen Jugendamt, der Stadtverwaltung Cliza erstellter Kurzfilm² verdeutlicht dies eindrücklich. Die Gemeinde Cliza im Department Cochabamba weist die höchsten Migrationszahlen des Landes auf (vgl. Ovando 2017). Deshalb hat die Institution, mit dem Ziel Mütter im Namen des Kinderschutzes von der Migration abzuhalten, ein Drehbuch ausgearbeitet und die Produktion bei einer professionellen Firma in Auftrag gegeben. Der hauptsächlich über *facebook* verbreitete Film beginnt mit einer Szene, in welcher der zehnjährige Umberto zu einer langsamen, herzerreißenden Querflötenmelodie und in zerrissener Kleidung eine ungeteerte Straße entlangläuft und aus dem Off erzählt, dass seine Mutter vor zwei Jahren nach Spanien migriert ist, um zu arbeiten. Während seine Schwester zur Tante ging, blieben Umberto und seine Brüder beim Vater, der jedoch vermehrt Alkohol konsumierte und seine Söhne zu schlagen begann. Er berichtet, dass seine Familie bis zum Zeitpunkt der Migration intakt und er glücklich sowie ein guter Schüler gewesen sei. Jetzt dagegen schlafe er häufig auf der Straße, sei traurig und habe oft Lust zu weinen. Umbertos familiäre Vergangenheit, in der die Mutter noch physisch anwesend war und er Sicherheit und Geborgenheit erlebte, wird in Sepiatönen dargestellt (Min. 0:19-0:35, Min. 0:54-1:02). Hierdurch werden eine Nostalgie und Idealisierung der Familie erzeugt, wohingegen die aktuelle, „harte Realität“ in Farbe gezeigt wird. Das Video schließt an zahlreiche Publikationen zu den Effekten mütterlicher Migration an, welche z.T. drastische Folgen für die Kinder – bis hin zum

2 <http://www.facebook.com/Monteagudo.sucre/videos/340137846189276>.
07.11.2018].

[Zugriff:

Suizid – herausgearbeitet haben (vgl. am Beispiel Ecuadors u.a. Wagner 2008: 325f.).

Somit sehen staatliche Einrichtungen durch die physisch nicht anwesende Mutter nicht nur eine Gefahr für die Entwicklung der Kinder, sondern auch für das Land (ebd.) und versuchen gemäß ihrem politischen Auftrag, Mütter zum Bleiben oder zur Rückkehr zu bewegen. Um dieses Ziel zu erreichen, setzen politische Institutionen nicht zuletzt Idealbilder und moralische Appelle ein, womit sie am Aushandlungsprozess um „gute“ Mutterschaft teilhaben. Moralisierungen solcherart sind schnell umsetzbar, wirksam und mit Hilfe neuer Medienformate leicht weiträumig zu verbreiten, während arbeitsmarkt- oder sozialpolitische Maßnahmen kostspielig sind und Zeit benötigen, bis sie in der Lebensrealität von Müttern ankommen. Die Sorge und die damit verbundenen moralischen Appelle von Seiten des Staates können zudem damit begründet werden, dass eine verstärkte Emigration von Frauen aus sozio-ökonomisch schwächeren Schichten die soziale Ordnung beeinflusst, da durch Geldüberweisungen aus dem Ausland gesellschaftliche Machtpositionen und durch finanzielle Unabhängigkeit vorhandene Geschlechterverhältnisse aus dem bestehenden „Gleichgewicht“ geraten können (vgl. Wagner 2008: 336). Nicht zuletzt bedeuten, trotz eines marginal ausgebauten Sozialsystems in Bolivien und den anderen Herkunftsländern der an der Studie beteiligten Frauen, delinquente oder drogenmissbrauchende Jugendliche eine Belastung für den Staatshaushalt und eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit (vgl. Fundación AMIBE – CODEM 2009: 72). Mütter werden daher angehalten, trotz schwieriger ökonomischer Umstände und fehlender staatlicher Absicherung bei den Kindern zu bleiben.³ Transstaatliche Mutterschaft wird somit per se abgelehnt und Kinder in diesem Kontext werden als „verlassen“ bezeichnet, auch wenn die Migration mit dem Ziel erfolgte, den Kindern ökonomische Sicherheit zu geben. Innerhalb dieser Argumentation kann eine transstaatlich agierende Mutter durch ihre Abwesenheit gar keine „gute“ Mutter sein, da die Migration als ursächlich für das unvermeidbare Scheitern der Familie und für psycho-soziale Probleme ihrer Kinder gesehen wird. Auch die von mir interviewten Frauen beschrieben Ängste, ihre Kinder könnten ihnen wegen ihrer Abwesenheit später Vorwürfe machen, oder artikulierten Befürchtungen, dass sich ihre Migration negativ auf ihre Kinder auswirken könnte.⁴

3 Hier wird die Ambivalenz des Staates gegenüber Familie und Müttern deutlich. Denn einerseits stellt Familie einen Schutzraum vor staatlichen Eingriffen dar (Großkopf 2017: 92) und ist nach Funcke/Hildenbrand (2018: 162) daher dem Staat ein Dorn im Auge. Andererseits wird das befürchtete Verschwinden der Kernfamilie als bedrohlich und der Zusammenhalt als unerlässlich für die soziale Sicherheit und Ordnung angesehen (vgl. u.a. Fundación AMIBE – CODEM 2009: 81).

4 Vgl. u.a. Garcia_Laia_120715_Interviewtranskript, Min. 0:52:53: „Mi miedo es ese pues yo no sé como le va a afectar eso a ella“. Alle Übersetzungen von D.D.

Auf der anderen Seite des Spektrums werden transnationale Mütter als Heldinnen dargestellt, die sich für das Wohl ihrer Kinder aufopfern. Das im Folgenden beschriebene Beispiel für das andere Ende der öffentlichen Debatte stammt von einem privaten Geldsendeunternehmen, welches mir im Rahmen meiner Feldstudie an der Eingangstür eines „Locutorios“ (Internetcafé) in Madrid aufgefallen ist. Das dort platzierte Poster war 2015 Teil einer Muttertagskampagne eines weltweit operierenden Unternehmens, welches gegen Gebühr ermöglicht, online oder über Zweigstellen Geld zu einer beliebigen anderen Zweigstelle zu senden. Die Kampagne umfasste Plakate und Videos in verschiedenen Sprachen, welche sowohl analog als auch digital über *facebook* und *YouTube* verbreitet wurden. Das erwähnte Poster zeigte eine gezeichnete Frau in Superheldinnenkostüm. Überschriften war das Plakat mit „Super Mama – Ihre Liebe kennt keine Grenzen“ und darunter war zu lesen „Danke an alle Mütter dieser Welt für ihren unermüdlichen Kampf jeden Tag, um uns das Beste zu geben“⁵. Da „Grenze“ hier einen doppeldeutigen Sinn einnimmt, könnten sowohl die bildliche Darstellung als auch der Text des Plakates an jede Mutter gerichtet sein, unabhängig davon, ob sie in einer mono- oder multilokalen Mutter-Kind-Konstellation lebt. Laut Unternehmen sind alle Kundinnen, die Kinder haben, „Super Mamas“, was darauf verweist, dass „gute“ Mutterschaft und Mutterliebe in erster Linie über finanzielle Zuwendung definiert wird. Sowohl in der Literatur (vgl. u.a. Solé/Parella 2005: 12) als auch von den Frauen in meinem Sample wurden ökonomische Gründe und der Wunsch, ihren Kindern finanzielle Sicherheit zu geben, als Hauptgrund für ihre Migration genannt. Die monetären Zuwendungen an ihre Familien (*remesas*) sind zentraler Bestandteil der Migration und dabei greifen sie meist auf Transferunternehmen zurück, da diese in der Regel schneller und günstiger operieren als herkömmliche Banken. Das Marketing sucht hier also Anschluss an die Lebenslagen der transstaatlich agierenden Mütter und greift deren Motivation auf. Durch die Darstellung als aufopfernde Heldinnen wird ihnen ein positives Deutungsmuster zur Verfügung gestellt.

Die betroffenen Mütter sind nahezu ständig mit den dargestellten konträren Sichtweisen verschiedener Akteure konfrontiert und müssen sich innerhalb dieses breit aufgespannten Feldes der öffentlichen Meinung positionieren. Wie dies geschieht und welche Rolle Medien dabei spielen, wird im nächsten Punkt aufgezeigt.

5 Span. Original: „Super Mamá ¡Su amor no tiene fronteras! Gracias a todas las mamás del mundo por su lucha incansable cada día para darnos lo mejor.“

2.2 *Mediale Praktiken des doings als Form der Selbstpositionierung innerhalb der Debatte um „gute“ transstaatliche Mutterschaft*

In den von mir betrachteten Familien wurden als Gründe für die Ausreise ohne Kinder strikte Grenzregimen, niedrigere Lebenshaltungskosten im Heimatland und fehlende Betreuung der Kinder vor Ort genannt. Die Sorge der Kinder wurde größtenteils an weibliche Verwandte übertragen. Neben den Großmüttern spielten hierbei auch ältere Schwestern eine wichtige Rolle. Wenn sich die Väter als Teil der Familie verstanden, lebten die Kinder in der Regel bei diesen.

Im Sample wurde deutlich, dass auch wenn die Mütter den Betreuungspersonen vor Ort in vielen Belangen freie Hand ließen, die Abgabe der alltäglichen Sorge nicht mit einem Verzicht auf die Ausübung der Erziehung einherging, insbesondere, wenn es sich bei der betreuenden Person nicht um den Vater handelte. Transstaatliche Mütter sehen sich nicht nur finanziell, sondern auch in allen anderen Belangen der Erziehung – wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung – weiterhin in der Hauptverantwortung. Mit der Migration entfällt nicht die Zuständigkeit, für die an die Mütter herangetragenen Aufgaben, denn an den Kindern wird die „erfolgreiche“ Erfüllung ihrer Aufgabe als Mutter gemessen. Dabei sind transstaatliche Mütter sowohl bei der Herstellung bzw. Aufrechterhaltung (*doing*) als auch bei der Darstellung (*displaying*) der Beziehung zu ihren Kindern besonders gefordert. Da sie geneigt sind, eine „Normalität“ des Familienlebens und der Mutterschaft herzustellen, sind Medien v.a. in Familienkonstellationen mit großen geografischen Entfernungen unentbehrlich für die Ausübung und Aushandlung von („guter“) Mutterschaft. Während Mütter, die in einem Haushalt mit ihren Kindern leben, Medien als zusätzliche Form des Kontakts und Möglichkeit des *displayings* verwenden, sind aus der Ferne agierende Mütter gänzlich darauf angewiesen. Aufgrund der veränderten Kommunikationstechnologien haben sich, v.a. mit dem Aufkommen mobiler Endgeräte, im letzten Jahrzehnt die Möglichkeiten, aber auch Anforderungen für Mütter stark verändert. Die neue Technologie ermöglicht ihnen, am Leben der Kinder teilhaben zu können und „präsent“ zu sein. Gleichzeitig erhöht sich jedoch durch die Möglichkeit der ständigen Erreichbarkeit der Druck, dies auch zu sein. Transnationale Mutterschaft bedeutet, sich in einem Spagat zwischen geografischen und sozialen Räumen zu befinden, da Präsenz und Aufmerksamkeit in mehreren Situationen gleichzeitig abverlangt wird (vgl. Greschke et al. 2017: 71f.). Die erhobenen Daten lassen darauf schließen, dass Mütter durch ihre ständige mediale „Präsenz“ die physische Abwesenheit zu kompensieren suchen. Eine Vielzahl von Präsenzregistern (ebd.) und die „virtuelle“ Ko-Präsenz (Baldassar/Merla 2014: 51ff.) erlauben den Müttern, sich in der moralisch aufgeladenen Debatte um „gute“ Mutterschaft innerhalb der Norm zu

positionieren. Meine Beobachtungen verweisen darauf, dass das Ideal, als biologische Mutter die eigenen Kinder aufzuziehen, nicht hinterfragt wird und Mütter trotz (oder gerade wegen) ihrer physischen Abwesenheit bemüht sind, die Anforderungen einer „guten“ Mutterschaft zu erfüllen. Die Praktiken werden also auch in einer solchen Ausnahmesituation von geografischer Ferne in das tradierte Bild von Mutterschaft eingepasst. Im Verlauf des Kapitels zeige ich an Beispielen auf, wie die im Ideal festgelegten Aufgaben umgedeutet und etablierte Praktiken adaptiert werden, um sich als „gute“ Mutter positionieren zu können und als solche wahrgenommen zu werden.

Inés, eine ecuadorianische Carearbeiterinnen, die inhouse arbeitet und dadurch bedingt kaum Freizeit hat, bindet ihre acht- und 14-jährigen Söhne bspw. stark in ihr Leben in Spanien ein. So singt sie ihren Söhnen gemeinsam mit ihrer Arbeitgeberin Geburtstagsständchen via Videotelefonie und die beiden Frauen helfen symbolisch die Kerzen auf dem vor dem Jungen befindlichen Kuchen auszublasen. Die Familie bei der sie arbeitet stellt ein ihr räumlich sehr nahes „Publikum“ dar, vor welchem Inés Mutterschaft dauerhaft inszenieren muss. An diesem Beispiel wird zudem deutlich, wie sehr sich die Vorstellungen der Arbeitgeberin über die Anforderungen an Mutterschaft in die mütterlichen Praktiken einschreiben können: Auf Anraten ihrer Arbeitgeberin hat Inés bspw. die Lehrer*innen der Söhne telefonisch kontaktiert und verbindliche Zeiten für die *Skype*gespräche mit ihren Kindern festgelegt.

Auch Marina, eine peruanische Mutter zweier Mädchen im Alter von drei und sechs Jahren, berichtet, wie sie zu feierlichen Ereignissen versucht, eine gewisse „Normalität“ herzustellen, und erzählt von der Geburtstagsfeier der älteren Tochter:

„Meine Schwester hat mir die Kommunikation übergeben über das Smartphone. Also vom Beginn des Geburtstages, was um elf Uhr nachts hier war, bis er geendet hat, von sieben Uhr abends bis um zehn Uhr nachts. Also die ganze Zeit war ich verbunden über das Internet. Klar, dass ich an dem Tag nicht geschlafen habe, weil es war zwischen zwölf Uhr nachts bis um fünf Uhr morgens, dass ich da war. Klar, sie haben das Handy in die Mitte des Wohnzimmers gestellt und ich habe teilgenommen an den Spielen, daran was sie gegessen haben, was sie getrunken haben, was sie gespielt haben, alles“.⁶

Marinas Zitat verdeutlicht einerseits die Abhängigkeit von anderen Familienmitgliedern bei der Herstellung von Kommunikation mit kleineren Kindern, andererseits deutet es darauf hin, dass die Schwester der initiierende

6 „Lo que hizo mi hermana fue pasarme la comunicación por el móvil. Entonces desde que empezó el cumpleaños que son a las once de la noche aquí, hasta que terminó, desde las siete de la tarde a diez de la noche, pues todo ese tiempo estuve comunicandome yo por el internet. Claro ese día no dormí nada, porque fue a partir de las doce de la noche hasta las cinco de la mañana, que estuve. Claro me pusieron ahí el móvil en el medio del salón y yo participé en los juegos, de lo que comían, lo que bebían, de lo que jugaban, todo.”; Alvarez_Marina_230615_Interviewtranskript3, Min. 14:11.

Part der Geburtstagsteilnahme war. Ihr Beispiel zeigt, wie Mütter versuchen, diversen Rollenerwartungen, die an sie gestellt werden, zu entsprechen. Obwohl Marina am nächsten Tag arbeiten muss, bleibt sie wach und zeigt sich und ihrer Familie im Herkunftsland, dass sie für ihre Kinder „da“ ist. Die von außen an transstaatliche Mütter herangetragenen Erfordernisse der Anwesenheit sind für sie also auch in der Migration essentiell. Sie versuchen diese zu erfüllen, indem sie bspw. ständig erreichbar sind, aus der Migration heraus genaue Anweisungen geben, was die Pflege im Krankheitsfall angeht, oder in Phasen der physischen Anwesenheit möglichst viel „nachholen“.

Wie stark sich Mütter nicht nur in der Verantwortung sehen für ihre Kinder „da“ zu sein, sondern auch dafür, wie sich ihre Kinder entwickeln, zeigt das Beispiel einer vierfachen Mutter aus Kolumbien. Elena betont, trotz ihrer Migration vor 14 Jahren nach Spanien, als ihre Kinder zwischen einem und 15 Jahre alt waren: „ich habe aus meinen Kindern gemacht, was sie heute sind“⁷. Damit macht sie deutlich, dass sie auf ihre Kinder stolz ist und sie es als ihren Verdienst ansieht, was aus ihnen geworden ist, obgleich offenbleibt, was genau sie damit meint. Bis zum Tod von Elenas Mutter lebten ihre Kinder bei dieser. Anschließend kümmerten sich die beiden Ältesten im Alter von 17 und 18 Jahren um die beiden jüngeren Geschwister. Doch für Elena bleibt sie als Mutter für die Erziehung der Kinder und somit für das Resultat daraus verantwortlich, egal wo sie selbst lebt. Bei einem Vergleich aus der Biologie, dem sie sich bedient, wird diese bleibende Verantwortung noch deutlicher:

„Wenn du nicht gemacht hast, dass diese Kinder aufwachsen wie es sein muss und du nicht gut gesät hast. Wenn du diese Pflanzen nicht gut gesät hast, die du hier her setzt, du sie nicht gut pflanzt, kannst du nicht erwarten – für nichts auf der Welt dass diese Pflanzen wachsen und sich mausern wie es sein muss“⁸.

Elena grenzt sich damit deutlich von all den Frauen ab, deren Kinder nicht sind, wie sie „sein sollen“ – also nicht der „Norm“ entsprechen – und sieht die Mütter dafür in der Verantwortung. Sie beschreibt nicht, was sie darunter versteht, und unterstellt so einen universellen Werterahmen, der keiner Erklärung bedarf. Der Vergleich aus der Biologie verdeutlicht die Absenz anderer Einflussfaktoren aus ihrer Sicht. Gleichzeitig bestärkt diese Naturalisierung das Argument, da „Naturgesetze“ für sich stehen und keine weitere Legitimation benötigen. Sie selbst hat, in Abgrenzung zu Anderen, trotz der Migration nach Spanien ihre Kinder zu „wertvollen“ Gesellschaftsmitgliedern erzogen und entzieht sich mit ihrer Darstellung prophylaktisch jeder möglichen auf-

7 „Yo de mis hijos hice, lo que son hoy en día.”; Perdomo_Elena_030816_Interviewtranskript, Min. 02:45.

8 „Cuando tu no has hecho, que esos hijos crezcan como tiene que ser y no has sembrado bien. Cuando tu no has sembrado bien estas plantas que estas poniendo aquí no las siembras bien, tu no puedes esperar por nada en el mundo que estas plantas crezcan y pelechen como tiene que ser.”; Perdomo_Elena_030816_Interviewtranskript, Min. 1:01:37.

keimenden Kritik am Zurücklassen ihrer Kinder: „Ich habe meine Kinder allein vorangebracht. Ich habe ihnen ihre (beruflichen) Laufbahnen gegeben und alles. Und heutzutage sind sie Personen, die ausgebildet sind, arbeiten, der Kleinste geht zur Schule“.⁹

Trotz der großen Einbindung von Medien in den Familienalltag wurde auch Kritik daran deutlich. Transstaatliche Mütter erleben häufig ein Dilemma, da sie zum einen Neuerungen in der Technik gern in den Familienalltag einfließen lassen und ein Mehr an Technik von vielen als ein Mehr an möglicher Nähe wahrgenommen wird, sie zum anderen jedoch die Nutzung von einigen Medien für (kleine) Kinder als gefährdend einschätzen. Obgleich Laia bspw. beschreibt, wie *Skype* ihr ermöglicht, mehr Kontakt mit ihrer sechsjährigen Tochter Miri zu halten,¹⁰ erzählt sie gleichzeitig von ihren Bedenken gegenüber *facebook*, dessen Nutzung seitens Miri sie eng überwacht.¹¹ Auch andere Mütter beschreiben diesbezüglich Ängste, was gleichzeitig als eine Positionierung als „gute“ Mutter gelesen werden kann, da sie zeigen, dass sie ihr eigenes Bedürfnis nach einem Mehr an Kontakt zum Wohl der Kinder zurückstecken.

Die Spannbreite der eigenen Wahrnehmung, inwieweit mütterliche Erziehungsaufgaben im Bereich der Norm erfüllt bzw. nicht erfüllt werden, ist weit. Wenn Lucía bspw. bedrückt betont, dass sie eben nicht da sein konnte, als der Sohn krank war, deutet dies auf das Hadern hin, welches mit der Abgabe bestimmter Sorgearbeit verbunden ist. Sie sagt, „wer sich wirklich um ihn kümmert sind deine Eltern wer ihn in Krankheiten pflegt, in der Freude, wenn er hinfällt alles“¹². Darin wird eine trotz der Migration gefühlte Zuständigkeit deutlich, der subjektiv nicht nachgekommen werden konnte. Die „Nicht-Erfüllung“ von „Pflichten“ nimmt sie als Schwäche wahr. Die Übernahme von Aufgaben, die ihr möglich sind, wird hingegen als selbstverständlich angesehen:

- 9 „Yo he sacado a mis hijos sola adelante. Les he dado sus carreras y todo. Y hoy en día son personas que están preparados trabajando, el más pequeño estudia“; Perdomo_Elena_030816_Interview, Min. 04:53.
- 10 „Durch Skype sprechen wir mehr. Sagen wir ich spiele mir ihr [...] als wir angefangen haben zu spielen [...], habe ich mich so zufrieden gefühlt, dass ich gesagt habe: `jetzt bin ich in ihrem Leben`“; „Por lo del skype estamos hablando más. Digamos que yo juego con ella [...] cuando empezamos a jugar [...], yo me sentí tan contenta que dije `ya estoy en su vida`“; Garcia_Laia_120715_Interviewtranskript, Min. 48:44.
- 11 „Sie hat ihr persönliches *facebook*, aber die Passwörter und das ganze Email-Postfach ist meins. Alles was bei ihr in ihrem *facebook* ankommt, normalerweise sehe ich das [...]. Ich überwache immer die Kontakte, was sie schreibt, was sie macht, wo sie rein geht“; „Ella tiene su facebook personal, pero las claves y todo el correo electronico es mío. Todo lo que le llega a ella en su facebook normalmente lo veo yo [...]. Siempre le estoy monitoreando los contactos, que escribe, que hace, donde se mete.“; Garcia_Laia_121115_Transkript, Min. 04:36.
- 12 „Quien se dedica verdaderamente son tus padres quien le cuida en las enfermedades, en las alegrías, cuando se caie todo“; Sanchez_Lucía_060715_Interviewtranskript, Min. 20:33.

„Wenn er läuft, wenn er hinfällt, wenn er krank wird, die Noten, das zur Schule gehen. Das ein oder andere Mal bin ich selbstverständlich hin. Das ein oder andere Mal war ich dort, aber wenn er krank wird zum Beispiel. Wer war dort? Meine Mutter.“¹³

Die subjektiv wahrgenommene Wirkmächtigkeit in der Erziehung liegt bei Lucía und Elena weit auseinander. Während sich Lucía selbst sehr kritisch betrachtet, stellt sich Elena, wie oben beschrieben, als sehr bedeutsam in der Erziehung ihrer Kinder dar. Die anderen Frauen verorteten sich zwischen diesen beiden Positionen. Doch auch wenn sich die Frauen in diesem Punkt sehr unterschieden, sahen sich alle in der Hauptverantwortung in Bezug auf Erziehung und (Delegation der) Sorge. Dazu gehört für viele der Studienteilnehmerinnen, immer zu wissen, was die Kinder machen oder das Treffen von (alltäglichen) Erziehungsentscheidungen, wodurch sie im Alltag wirksam werden. Elena berichtet im Rahmen des Interviews ausgiebig, in welchen Situationen ihre Meinung eingeholt wird, und zeigt mir zur Illustration die entsprechenden *WhatsApp*-Nachrichten:

„Wenn Fernando [Elenas 14-jähriger Sohn] auf eine Party gehen möchte. Angenommen, schreibt sie [Elenas 19-jährige Tochter] mir eine Nachricht und sagt: ‚Mama (-) sie haben Fernando auf eine Geburtstagsparty eingeladen dort oder dorthin‘ oder keine Ahnung was ‚Was denkst du? Soll ich ihn gehen lassen?‘ Und wenn ich nein sage, lässt sie ihn nicht gehen.“¹⁴

Auch wenn Elena möglicherweise jene*n Freund*in gar nicht kennt, auf dessen*deren Geburtstag ihr Sohn eingeladen ist, und sie es auch nur schwer überprüfen könnte, ob ihre Tochter Fernando letztendlich gehen lässt oder nicht, liegt die Entscheidungsbefugnis unangefochten bei ihr als Mutter, was durch alle Seiten anerkannt wird.

Neben den beschriebenen Praktiken zur Herstellung von Nähe innerhalb der Familie ermöglichen Medien auch die Darstellung nach außen. Mütter präsentieren die Beziehung zu ihren Kindern, v.a. in (halb-)öffentlichen Kommunikationsmedien, als eng und somit der Norm entsprechend, auch, um ihre Kinder vor Stigmatisierung durch andere zu bewahren. Die Grenzen zwischen *doing* und *displaying* sind fließend, doch für beides sind neue Medienformate im Kontext transnationaler Mutterschaft essentiell. Letzteres werde ich im folgenden Kapitel aufgreifen und Beispiele aus meiner Feldforschung hierzu vorstellen.

13 „Cuando camina, cuando se caye, cuando se enferma, las notas, ir al colegio. Alguna que otra vez obiamente sí que he ido. Alguna que otra vez sí he estado ahí, pero cuando se enferma por ejemplo. Quién ha estado ahí? Mi madre.”; Sanchez_Lucía_060715_Interviewtranskript, Min. 1:21:25.

14 „Si Fernando quiere ir a una a una fiesta. Supongamos. Ella me pone un mensaje y me dice: ‚mamá (-) han invitado a Fernando a unos quince años de tal parte‘ o no sé que ‚tu que piensas? Lo dejo ir?‘ Y si yo digo que no, ella no lo deja ir.”; Perdomo_Elena_03082016_Interviewtranskript, Min. 55:30.

2.3 *Mediale Praktiken des displayings als Form der Selbstpositionierung innerhalb der Debatte um „gute“ transstaatliche Mutterschaft*

Vor allem Elena inszenierte ihre Mutterschaft in den Forschungssituationen eindrücklich. Sie zeigte mir Chats und spielte mir diverse Sprachnachrichten vor, wodurch sie ihre Kinder Teil der Interviewsituation werden ließ. Die verbale Darstellung verstärkte sie, indem sie mir zahlreiche Fotos ihrer Kinder auf ihrem Smartphone zeigte, die Elena zumeist physisch anwesend bei der Familie abbildeten. Bilder spielen im *displaying motherhood* (vgl. Kehily/Thomson 2011) aufgrund ihrer Fähigkeit, Emotionen zu erzeugen, eine große Rolle, da diese „wirksamer und einprägender“ sind (Burri 2008: 349).

Mütter in monolokalen Familien haben viele Möglichkeiten des *displayings* und können sich Rückbestätigung relevanter Dritter in Nachbarschaft, Kindergarten oder Schule einholen. Harman und Cappellini (2015) beschreiben bspw., wie Mütter sich anhand von Pausenbroten, die den Kindern mitgegeben werden, nach außen präsentieren. In Konstellationen, in denen sich Mutter-Kind-Beziehungen über sehr weit voneinander entfernte Haushalte erstrecken, sind die Möglichkeiten jedoch begrenzt und die Beteiligten bedienen sich hierzu meist des Internets. Dadurch begeben sich transstaatlich agierende Mütter in größere (Halb-)Öffentlichkeiten als diejenigen, die mit ihren Kindern in einem Haushalt leben. Familie und Mutterschaft galt lange als privater Ort, weshalb alles, was in der Familie geschah, möglichst dosiert und nur sehr ausgewählt nach außen getragen wurde. Inzwischen gilt Familie aber, v.a. in transstaatlichen Kontexten, nicht mehr zwangsläufig als privat und Privatheit ist nicht länger eine individuelle oder dyadische Entscheidung, sondern hängt von Beziehungen zwischen Individuen und in Netzwerken ab (vgl. McKay 2018: 135).

Alle Mütter, die an der Studie teilgenommen haben und mit denen ich via *facebook* in Kontakt getreten bin, bedienten sich bei Nachrichten oft der Pinnwand der Empfänger*innen. So wurden emotionale Nachrichten, Zuneigungsbekundungen und Bilder zu besonderen Anlässen entweder auch für Freund*innen oder gar öffentlich sichtbar gepostet und nicht via Privatnachricht versendet. Wie und durch wen hier familiäre Privatsphäre ausgehandelt wird, wäre eine Fragestellung, der an anderer Stelle nachgegangen werden müsste. McKay sieht einen Grund für das Öffentlichmachen von Privatem unter anderem darin, dass in diesen Räumen neue Normen von Kindheit und Elternschaft ausgehandelt sowie Legitimation von relevanten Dritten eingeholt werden. Die Bedeutung von *facebook* sei gerade wegen der Öffentlichkeit so bedeutsam für transstaatliche Familien (2018: 135, 142). Exemplarisch hierfür möchte ich eine Darstellung diskutieren, die Inés öffentlich sichtbar auf der *facebook*-Seite ihres Sohnes Álvaro gepostet hat. Das gezeichnete Bild zeigt eine Frau, auf deren Schoß ein Junge sitzt. Sie befinden

sich auf einem Bett und umarmen sich. Es ist halbdunkel und das einzige Licht strahlt hinter den beiden hervor, was an Darstellungen von Maria und Jesus erinnert und der Situation eine gewisse „Heiligkeit“ verleiht. Auf dem Bild steht geschrieben:

„Wenn ich nicht mehr kann, dann ... Schau ich meine Kinder an und ich stelle fest, dass ich für sie in der Lage bin gegen alles und alle zu kämpfen. Und obwohl ich falle, weiß ich, dass ich ihretwegen kraftvoll wieder aufstehen werde, weil SIE SIND ALLES IN MEINEM LEBEN!“¹⁵

Durch das Posten dieser Darstellung unterwirft sich Inés völlig ihrer Rolle als Mutter und sucht in dieser Anerkennung. Sie präsentiert nach außen, dass sie sich für ihre Kinder aufopfert und als Gegenleistung sowie Kraftquelle nichts anderes benötigt als einen Blick auf ebendiese. Gleichzeitig machen unveränderliche, äußere Bedingungen und Bedrohungen ein Aufwachsen der Kinder ohne Kämpfen der Mutter nicht möglich. Sie bewertet sich dadurch als „gute“ Mutter und entzieht sich durch ihre Selbstaufopferung, die von Müttern oft vorausgesetzt wird, prophylaktisch möglicher Anzweiflung ihrer Positionierung.

Mediale, moralisierende Debatten, die an das Mutterideal anschließen und appellieren, wie das dargestellte Bild, fallen – nicht nur in Lateinamerika – wegen klarer geschlechtsspezifischer Aufgaben auf fruchtbaren Boden und drängen die betroffenen Mütter in eine rechtfertigende Position, in der sie vermehrt *displaying* betreiben. Hierdurch reproduzieren sie selbst das tradierte Mutterideal vor dem sie nur mit großer Anstrengung und emotionaler Belastung ein positives Selbstbild als Mutter erhalten können.

3 Fazit

Wie im Beitrag dargestellt, befinden sich transstaatlich agierende Mütter in Hinblick auf „gute“ Mutterschaft in einer nahezu ständigen Aushandlung und Rechtfertigung. Sie müssen Anforderungen für sich neu definieren und sich gleichzeitig innerhalb des Spannungsfelds der öffentlichen Meinung positionieren. Dabei werden Medien von allen Studienteilnehmerinnen wie selbstverständlich in ihr Familienleben integriert und fungieren als verlängerter Arm, der über den Ozean reicht und es ihnen einerseits ermöglicht, überhaupt Erziehungsarbeit zu leisten; andererseits wird dadurch aber auch die Erwartung forciert, diese zu übernehmen und „anwesend“ zu sein. Die von Hays (zit. n. Parreñas 2005: 323) als „intensive mothering“ bezeichnete Überkom-

15 Span. Original: „Cuando ya no puedo más... Miro a mis Hijos y me doy cuenta de que por ellos soy capaz de luchar contra todo y todos. Y aunque me caiga se que por ellos me levantaré con fuerzas porque SON TODO EN MI VIDA!“

persensation aufgrund der physischen Abwesenheit der Mütter und die gefühlte Verantwortlichkeit für die emotionale Sicherheit der Kinder nach der Migration (ebd.) konnte ich auch an dem von mir erhobenen Materials beobachten.

Eine erste These aus den Auswertungen bzgl. der Aushandlung von Mutterschaft lautet, dass sich transnationale Mütter den bestehenden normativen Anforderungen in der Regel anpassen und den Anrufungen (Althusser), die Staat und Gesellschaft an sie stellen, folgen. Sie stellen somit nicht die Norm an sich in Frage, sondern positionieren sich genau innerhalb dieser, bedienen sich jedoch einer Umdeutung der darin festgelegten Aufgaben. Mit der Bewertung von transstaatlich agierenden Müttern als „gut“ und „schlecht“, die von verschiedenen Seiten medial an diese selbst herangetragen werden, wird unterschiedlich umgegangen. Auch wenn sich im Sample nur Elena eindeutig als „Supermama“ positioniert, wie das vorgestellte Geldsendeunternehmen dies vorschlägt, wird jedoch die Kritik des Zurücklassens der Kinder von keiner der Mütter angenommen. So findet selbst durch die Annahme von einzelnen Kritikpunkten, wie im Falle von Lucía, die es bereut, nicht ständig körperlich anwesend gewesen zu sein, mithilfe der Artikulierung von Zweifeln eine Positionierung als „gute“ Mutter statt. Die Praktik des Umdeutens anstelle eines Infragestellens verdeutlicht die Macht des Bildes der immer anwesenden „guten“ Mutter. Da das mütterliche Befinden bisher in der öffentlichen Debatte ausgeblendet wurde, fehlt es jedoch bisher an Studien zu den Auswirkungen des verschärften Drucks auf die Gesundheit der Mütter und die Mutter-Kind-Beziehung.

Literatur

- Althusser, Louis/Wolf, Frieder Otto (Hrsg.) (2012): Fünf Thesen über die Krise der katholischen Kirche. Ideologie und ideologische Staatsapparate, Hamburg: VSA-Verlag.
- Baldassar, Loretta/Merla, Laura. Locating transnational care circulation in migration and family studies. In: Baldassar, Loretta/Merla, Laura (Hrsg.) (2013): Transnational families, migration and the circulation of care. Understanding mobility and absence in family life. New York: Routledge, S. 25-58.
- Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (2017): Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel. Einleitende Bemerkungen. In: Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (Hrsg.): Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel. Analysen zur (sozial-) pädagogischen Bezugnahme auf Familie. Weinheim: Beltz Juventa, S. 7-22.
- Beutler, Benjamin (2013): Bolivien nicht mehr ärmstes Land in Südamerika. <http://www.amerika21.de/2013/08/84823/bolivien-armut-suedamerika>. [Zugriff: 7.11.18].
- BiB (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung) (Hrsg.) (2013): Familienleitbilder. Vorstellungen, Meinungen, Erwartungen. Wiesbaden: o.V.

- Bryceson, Deborah/Vuorela, Ulla (2002): Transnational Families in the Twenty-first Century. In: Bryceson, Deborah/Vuorela, Ulla (Hrsg.) (2002): The transnational family. New European frontiers and global networks. Oxford: Berg.
- Burri, Regula Valérie (2008): Bilder als soziale Praxis. Grundlegungen einer Soziologie des Visuellen. In: Zeitschrift für Soziologie 37, 4, S. 342-358.
- McKay, Deirdre (2018): Sent home. Mapping the absent child into migration through polymedia. In: Global Networks 18, 1, S. 133-150.
- El Diario (2014): Existen 32 mil niños abandonados en Bolivia. http://www.eldiario.net/noticias/2014/2014_07/nt140702/nacional.php?n=39&-existen-32-mil-ninos-abandonados-en-bolivia. [Zugriff: 24.8.18].
- Finch, Janet (2007): Displaying Families. In: Sociology 41, 1, S. 65-81.
- Fundación AMIBE – CODEM (2009): Crisis del cuidado en hij@s de migrantes bolivian@s a España. <http://www.acobe.org/doc/EstudiosBolivia/Estudio01Bol.PDF>. [Zugriff: 24.8.18].
- Funcke, Dorett/Hildenbrand, Bruno (2018): Ursprünge und Kontinuität der Kernfamilie. Einführung in die Familiensoziologie. Wiesbaden: Springer.
- Greschke, Heike/Dreßler, Diana/Hierasimowicz, Konrad (2017): Die Mediatisierung von Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext grenzüberschreitender Migration. In: Krotz, Friedrich/Despotović, Cathrin/Kruse, Merle-Marie (Hrsg.): Mediatisierung als Metaprozess. Transformationen, Formen der Entwicklung und die Generierung von Neuem. Wiesbaden: Springer, S. 59-80.
- Harman, Vicki/Cappellini, Benedetta (2015): Mothers on Display. Lunchboxes, Social Class and Moral Accountability. In: Sociology 49, 4, S. 764-781.
- Hirschauer, Stefan/Hoffmann, Anika/Stange, Annkathrin (2015): Paarinterviews als teilnehmende Beobachtung. Präsenze Abwesende und zuschauende DarstellerInnen im Forschungsgespräch. In: Forum Qualitative Sozialforschung 16, 3, Art. 30.
- Huinink, Johannes/Konietzka, Dirk (2007): Familiensoziologie. Eine Einführung. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (2014): Doing Family als neue Perspektive auf Familie. Einleitung. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim: Beltz Juventa, S. 7-48.
- Kehily, Mary Jane/Thomson, Rachel (2011): Displaying Motherhood. Representations, Visual Methods and the Materiality of Maternal Practice. In: Dermott, Esther/Seymour, Julie (Hrsg.): Displaying families. A new concept for the sociology of family life. New York: Palgrave Macmillan, S. 61-80.
- Krüger-Kirn, Helga/Metz-Becker, Marita/Rieken, Ingrid (2016): Einleitung. In: Krüger-Kirn, Helga/Metz-Becker, Marita/Rieken, Ingrid (Hrsg.): Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 9-16.
- Lenz, Karl (2009): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer.
- Lutz, Helma (2015): 'Good Motherhood'. A Dilemma for Migrant Women from Eastern Europe. In: Amelina, Anna/Horvath, Kenneth/Meeus, Bruno (Hrsg.): An anthology of migration and social transformation. European perspectives. Wiesbaden: Springer, S. 245-258.

- Matthes, Eva (2018): Familie und Familienforschung in der Erziehungswissenschaft. In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick. Wiesbaden: Springer, S. 249-280.
- Mattes, Joachim (1992): The Operation Called „Vergleichen“. In: Matthes, Joachim (Hrsg.): Zwischen den Kulturen? Soziale Welt, Sonderband 8. Göttingen: Schwartz, S. 75-99.
- Nave-Herz, Rosemarie (2018): Familiensoziologie. Historische Entwicklung, theoretische Ansätze, aktuelle Themen. In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick. Wiesbaden: Springer, S. 119-147.
- Osando, David (2017): El departamento con más casos de emigrantes es Cochabamba. In: Opinión Online. <http://www.opinion.com.bo/opinion/articulos/2017/0710/noticias.php?id=224152>. [Zugriff: 24.8.18].
- Paiewonsky, Denise (2007): Feminización de la Migración. http://media.onu.org.do/ONU_DO_web/596/sala_prensa_publicaciones/docs/0381880001387294964.pdf. [Zugriff: 8.11.18].
- Parreñas, Rhacel (2005): Long distance intimacy. Class, gender and intergenerational relations between mothers and children in Filipino transnational families. In: Global Networks 5, 4, S. 317-336.
- Pedone, Claudia (2008): “Varones aventureros” vs. “madres que abandonan”. Reconstrucción de las relaciones familiares a partir de la migración ecuatoriana. In: Revista Interdisciplinaria da Mobilidade Humana 16, 30, S. 45-64. <http://www.redalyc.org/pdf/4070/407042007004.pdf>. [Zugriff: 6.9.18].
- Peuckert, Rüdiger (Hrsg.) (2012): Familienformen im sozialen Wandel. 8. Aufl. Wiesbaden: Springer.
- Quenallata, René (2012): Migración cambia de España y EEUU a países sudamericanos. In: Opinión Online. <http://www.opinion.com.bo/opinion/articulos/2012/1224/noticias.php?id=81128>. [Zugriff: 24.8.18].
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2008): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid, Familienforschung 2008, 1, S. 9-18.
- Seiffge-Krenke, Inge (2009): Veränderungen der Vaterschaft. In: Kapella, Olaf/Rille-Pfeiffer, Christiane/Rupp, Marina/Schneider, Norbert (Hrsg.): Die Vielfalt der Familie. Tagungsband zum 3. Europäischen Fachkongress Familienforschung. Opladen: Budrich, S. 203-219.
- Solé, Carlota/Parella, Sonia (2004): Discursos sobre la 'Maternidad transnacional' de las mujeres de origen latinoamericano residentes en Barcelona. In: Mobilités au feminine, Tangier, 15-19.11.04 http://lames.mmsh.univ-aix.fr/Papers/ParellaSole_ES.pdf [Zugriff: 6.9.18].
- Toppe, Sabine (2009): Rabenmütter, Supermütters, abwesende Väter? Familien(leit)bilder und Geschlechtertypisierungen im Kinderarmutsdiskurs in Deutschland. In: Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Mütter – Väter. Diskurse, Medien, Praxen. Forum Frauen- und Geschlechterforschung. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 107-123.
- Wagner, Heike (2008): Maternidad transnacional. Discursos, estereotipos, prácticas. In: Herrera, Gioconda/Ramírez Jacques (Hrsg.): América Latina migrante.

Estado, familias, identidades. Quito: FLACSO, S. 325-340. <https://biblio.flacsoandes.edu.ec/catalog/resGet.php?resId=8909>. [Zugriff: 18.9.18].

„Wie ein Mensch zweiter Klasse“¹. Reproduktionsmedizin, Heteronormativität und Praktiken der Aneignung

Sarah Dionisius

„Bis jetzt hat noch niemand die Geschichte der feministisch-bestimmten künstlichen Befruchtung geschrieben. [...] Meine Mitarbeiterinnen beim FWHC² und ich lernten, die Insemination³ durchzuführen, und wir griffen dabei auf die gleichen Selbsthilfemethoden zurück, mit denen wir uns über andere Aspekte der Frauengesundheit informiert hatten: Wir lasen medizinische Fachzeitschriften und Lehrbücher, sprachen mit Ärzten, die die Methode anwandten, und verbanden diese Informationen mit einfachem, realitätsnahem gesunden Menschenverstand“ (Hornstein 1985: 146f.).

Kalifornien, Ende der 1970er Jahre: Francie Hornstein arbeitete im Feministischen Frauengesundheitszentrum in Los Angeles und bot gemeinsam mit Kolleginnen im Kontext der Selbsthilfearbeit Inseminationen an. Zunächst führten sie die Inseminationen meist mit Hilfe von privaten Samenspenden durch, weil Samenbanken das Sperma nicht an das Zentrum oder an alleinstehende Frauen und lesbische Paare verkauften. Schließlich fanden sie eine mögliche Route der Bestellung bei Samenbanken über die Adressen von Ärztinnen, die das Projekt unterstützten, bis das feministische Frauengesundheitszentrum von Oakland seine eigene Samenbank eröffnete und anfragende Frauen nach feministischen Wertvorstellungen Samenspenden vermittelte: unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung, ihrem Familienstand oder einer möglichen Körperbehinderung.⁴ Die Frauengesundheitszentren setzten es sich zum Ziel, die Insemination zu „entartzen“: Die dort arbeitenden Frauen gaben den Nutzerinnen Informationen, sodass diese die Insemination selbst oder ggf. unterstützt durch ihre Freundinnen durchführen konnten (vgl. Hornstein 1985: 146ff.). Über Maßnahmen wie diese haben Feministinnen

- 1 Zitat aus einem der Interviews, die im Rahmen der unter Punkt 1 beschriebenen Studie geführt wurden.
- 2 Die Abkürzung FWHC steht für das *Feminist Women's Health Center*, ein in den 1970er Jahren gegründetes Feministisches Frauengesundheitszentrum in Los Angeles.
- 3 Technik des Einbringens von Sperma in den Uterus oder in den Halskanal des Uterus.
- 4 Cornelia Burgert verweist auf Selektionsprozesse und Zugangsbeschränkungen, die auch in jener Samenbank in Oakland galten, und kritisiert diese: So wurden schwule Männer von einer Spendertätigkeit ausgeschlossen und stigmatisiert, indem männliche Homosexualität und HIV/Aids diskursiv miteinander verschränkt wurden (vgl. Burgert 1991: 66).

der zweiten Welle der Frauenbewegung biomedizinische Praktiken politisiert und sich Techniken der reproduktiven Gesundheitsversorgung angeeignet (vgl. Murphy 2012). Ähnliche Formen der reproduktiven Selbstermächtigung haben auch in der deutschen zweiten Frauenbewegung in feministischen Frauengesundheitszentren oder Privaträumen stattgefunden⁵ und verweisen somit auf eine lange Geschichte in feministischen und lesbischen Lebenszusammenhängen, die weit über den sogenannten „Lesbian baby boom“ (u.a. Patterson 1995) hinausreicht, der in den USA bereits ab den 1990er Jahren und in Deutschland seit Anfang der 2000er Jahre zu beobachten ist.

Auch heute ist die oben beschriebene Praxis der Selbstinsemination von Relevanz und der Zugang zu Reproduktionstechnologien ein stratifizierter: Bestimmte Personengruppen sind nach wie vor von der Nutzung reproduktionstechnologischer Verfahren ausgeschlossen oder für sie ist der Zugang deutlich erschwert. Im vorliegenden Artikel gehe ich diesem stratifizierten Einschluss am Beispiel der Familienbildung⁶ lesbischer und queerer Frauen*paare über Spendersamen und deren Nutzungs- und Aneignungsweisen von Reproduktionstechnologien nach. Als erstes stelle ich das empirische Material sowie die methodischen und theoretischen Perspektiven vor, auf denen die Ausführungen basieren. Anschließend beschreibe ich die im Text thematisierten reproduktiven Techniken und skizziere die (standes-)rechtlichen Rahmenbedingungen der Spendersamenbehandlung während des Erhebungszeitraums. Anhand eines Fallbeispiels arbeite ich die Kategorien heraus, auf denen die Ein- und Ausschlüsse sowie Ungleichbehandlungen fußen und gehe der Gatekeeper-Funktion von Reproduktionskliniken und Samenbanken sowie Praktiken der Aneignung durch die Akteur*innen nach. Abschließend steht die Frage im Zentrum, wie sich der Zugang zur Reproduktionsmedizin in Deutschland aus einer heteronormativitätskritischen Perspektive derzeit gestaltet und welche Veränderungen zu erwarten sind.

1 Material, Methode und theoretische Perspektiven

Die zugrundeliegenden empirischen Daten habe ich im Rahmen meines laufenden Dissertationsprojekts erhoben. In den Jahren 2013 bis 2014 führte

5 Hinweise hierauf gab ein Expert*inneninterview mit einer Beraterin eines deutschen feministischen Frauengesundheitszentrums, das im Kontext der unter Punkt 1 vorgestellten Studie geführt worden ist.

6 „Familie“ fasse ich dem sozialkonstruktivistischen Ansatz des „doing family“ (Schier/Jurczyk 2007) folgend als Herstellungsleistung und Praxis auf. Mit der Betonung des „Gemachten“ liefert dieser Zugang ein analytisches Instrument, welches das Konstrukt Familie deessentialisiert und die Grenzen der traditionellen Institution verflüssigt (vgl. Perlesz et al. 2006: 176).

ich 21 qualitative, problemzentrierte Interviews (vgl. Witzel 2000) mit lesbischen bzw. queeren Frauen*-Paaren,⁷ die entweder bei einer Samenbank erworbene oder private Samenspenden genutzt haben und Elternschaft zu zweit oder auch in erweiterten Konstellationen mit drei oder vier Elternteilen leben. Bezüglich des Alters der Interviewpartnerinnen* ist das Sample divers: Zum Zeitpunkt des Interviews waren die lesbischen und queeren Frauen* zwischen 28 und 48 Jahren alt. Die Kinder wiederum waren zwischen 15 Wochen und acht Jahren alt, einige Interviewpartnerinnen* waren zum zweiten oder dritten Mal schwanger. In Bezug auf die Staatsangehörigkeit ist die Zusammensetzung der Interviewpartnerinnen* sehr homogen. 38 haben eine deutsche Staatsangehörigkeit und waren nicht migriert, vier waren aus westeuropäischen Ländern nach Deutschland eingewandert. Alle sind *weiß*⁸ positioniert. Die meisten Paare (17) wohnten in klein- bis großstädtischen Kontexten, lediglich vier Familien lebten in Orten mit 400 bis maximal 3.000 Einwohner*innen. In Bezug auf den Bildungsgrad ist festzuhalten, dass 23 Frauen* einen Hochschulabschluss hatten, drei haben zu der Zeit studiert und 16 hatten eine abgeschlossene berufliche Ausbildung. Ökonomisch gehörten sie der unteren bis gehobenen Mittelschicht an.

Ergänzt habe ich das Material um sechs Expert*inneninterviews mit Samenbankbetreibern und psychosozialen Beraterinnen von lesbischen und queeren Frauen mit Kinderwunsch, um die strukturellen Rahmenbedingungen nicht-heterosexueller Reproduktion vertiefend in den Blick zu nehmen. Die Auswertung der problemzentrierten Interviews, der Expert*inneninterviews und weiterer relevanter Dokumente orientierte sich an der Grounded Theory Methodologie nach Anselm Strauss und Barney Glaser (2005): Ich führte eine offene, axiale und selektive Kodierung des Materials durch und bildete im Anschluss Kategorien.

Einen wichtigen theoretischen Hintergrund der Studie bilden die Queer Studies. Queer-theoretische Perspektiven auf das erhobene Material ermöglichen es, Heterosexualität als das scheinbar „Natürliche“ zu hinterfragen. Über den Begriff der Heteronormativität (vgl. Hark/Genschel 2003: 136f.) dekonstruieren sie die Norm von Heterosexualität und fassen sie als ein gesellschaftliches Machtverhältnis, das sich nicht nur auf sexuelle Identitäten

- 7 Die im Rahmen der Interviews artikulierten Begehrensweisen waren diverser als „lesbisch“: Einige bezeichneten sich bspw. als „queer“ und benannten damit auch ein politisches Selbstverständnis. Geschlechtlich verorteten sich fast alle als „Frau“. Zwei ordneten sich dem weiblichen Geschlecht in einem erweiterten Sinne zu und beschrieben sich auch einem nicht-binären Trans*-Spektrum zugehörig. Um dies auszudrücken, bezeichnete sich eine Person als „Tomboy“, eine andere als „androgyn“ – der Asterisk hinter dem Begriff „Frauen“ zeigt diese Weitung an.
- 8 Die Kleinschreibung und die Kursivschrift des Begriffs sollen den Konstruktionscharakter der Kategorie *weiß* markieren, darüber hinaus weisen sie auf deren anhaltende Wirkungsmacht als Strukturkategorie in Bezug auf die (ungleiche) Verteilung von gesellschaftlichen Privilegien und den Zugang zu Ressourcen hin.

bezieht, sondern als Praxis und Beziehungsform sowie als Familien- und Verwandtschaftsstruktur in grundlegender Weise institutionalisiert ist (vgl. Richardson 1996). Dies spiegelt sich deutlich im nach wie vor wirkmächtigen Ideal der Kleinfamilie wider, konstruiert als Elternpaar, bestehend aus Mutter und Vater, die cis-geschlechtlich⁹ und heterosexuell begehrend aufeinander bezogen sind, monogam leben, leibliche Kinder haben und in einem gemeinsamen Haushalt wohnen (vgl. Miko 2008: 286; Maihofer 2014: 315; hierzu näher bei Fitz-Klausner/Schondelmayer/Riegel und Riegel in diesem Band). Der Begriff der Heteronormativität ermöglicht es, Unmarkiertes sichtbar zu machen und zu hinterfragen, also Heterosexualität „als Norm und Institution, Praxis und Matrix zum Objekt des Wissens, zum Ziel von Kritik zu machen“ (Hark 2016: 62). Darüber hinaus nehmen queer-theoretische Analysen Sexualität nicht nur als eine von Geschlecht zu differenzierende Kategorie in den Blick (vgl. Hark 1993; Woltersdorff 2003), sondern heben auch das Verhältnis von Sexualität zur gesellschaftlichen Konstruktion der Geschlechter als zweigeschlechtlich hervor. Queer Studies fassen Geschlecht demgegenüber als uneindeutig wie auch fluide auf und markieren Zweigeschlechtlichkeit als soziale Konstruktion, die spezifische Machtverhältnisse etabliert und einige Lebensformen ermöglicht und andere nicht (oder nur unter sehr prekären Bedingungen). Die Problematisierung der Zweigeschlechtlichkeit geht mit einer grundsätzlichen Kritik an essentialistischen Dichotomien durch queer-theoretische Ansätze einher (vgl. Jagose 2001: 126), beispielsweise an binären Setzungen wie homo/hetero, normal/pathologisch, Mann/Frau oder eben auch Vater/Mutter. Darüber hinaus nehme ich Weiterentwicklungen des Heteronormativitätsbegriffs auf, die Pluralisierungen von Normen einbeziehen und eine intersektionale Perspektive einnehmen (u.a. Mesquita 2011; Nay 2017).

2 Die donogene Insemination und andere Technologien der Reproduktion

Die donogene Insemination ist ein technisch einfaches Verfahren, bei dem das Spendersperma meist per Spritze und ggf. noch über einen Katheter oder per Zervixkappe in die Vagina bzw. den Uterus eingebracht wird. Wird es innerhalb eines reproduktionsmedizinischen Settings durchgeführt, findet begleitend ein Zyklusmonitoring und oftmals auch eine Ovulationsstimulie-

9 „Cis“ (lat.) bedeutet „diesseits“ und bezeichnet im Kontext des Begriffs „cis-geschlechtlich“ Personen, deren Geschlechtsidentität mit dem Geschlecht übereinstimmt, das ihnen bei der Geburt aufgrund ihrer als Geschlechtsinsignien entzifferten Anatomie (vgl. Hirschauer 1989) zugewiesen wurde.

nung über Medikamente mit dem Ziel statt, die Wahrscheinlichkeit einer Schwangerschaft zu erhöhen (vgl. Katzorke 2003: 87; Bispink 2010: 4). Die Methode der Insemination kann jedoch auch ohne medizinische Assistenz durchgeführt werden und wird dann oftmals als „Heim-“ oder „Selbstinsemination“ bezeichnet. Jenseits medizinischer Settings wird entweder das Sperma von privaten Samenspendern oder kryokonserviertes Sperma von Samenbanken aus dem Ausland genutzt, die die Samenspenden auf Trockeneis oder im Stickstoffbehältnis an medizinisches Fachpersonal oder an Privatadressen in Deutschland liefern.¹⁰ Um Infektionen zu vermeiden, wird das Sperma von den Nutzer*innen meist nur per Spritze ohne Katheter oder per Zervixkappe in die Vagina eingebracht.

Die In-Vitro-Fertilisation (IVF) wiederum ist nur innerhalb reproduktionsmedizinischer Settings durchführbar. Bei einer IVF wird Sperma mit Eizellen im Reagenzglas oder in einer Petrischale zusammengebracht und die Eizellen nach der Befruchtung wiedereingesetzt. Bei lesbischen, cis-geschlechtlichen Paaren liegt oftmals keine organische Ursache für die Infertilität zugrunde – es fehlt lediglich das Sperma. Aus diesem Grund ist eine donogene Insemination meist hinreichend, um eine Schwangerschaft zu erzielen. Erst bei Fertilitätsproblemen kommt eine IVF infrage.¹¹

Hinsichtlich der Kosten ergeben sich bei donogenen Inseminationen für Nutzer*innen Beträge von bis zu 1.000 Euro pro Versuch (Behandlungskosten plus Samenspende). Hinzu kommt vor Beginn der Behandlung oftmals eine Grundgebühr, die an die Samenbank zu zahlen ist. Bei einer IVF ist von etwa 3.000 Euro pro Zyklus auszugehen.¹² Wird Spendersperma verwendet, so werden von den gesetzlichen Krankenkassen für gewöhnlich weder bei heterosexuellen noch lesbischen Paaren anteilig Kosten übernommen. Jedoch werden bei heterosexuellen, cis-geschlechtlichen Paaren, die das eigene reproduktive Material verwenden, seit Inkrafttreten des Gesundheitsmodernisierungsgesetzes 2004, 50% der Kosten für maximal drei IVF Behandlungen durch die gesetzlichen Krankenkassen getragen. Teils gilt diese Regelung nur für verheiratete Paare und es gibt Altersgrenzen. Außerdem existiert seit 2012 eine zusätzliche finanzielle Unterstützung durch Bund und Länder über einen

10 Seit dem Inkrafttreten des Samenspenderregistrierungsgesetzes am 01.07.2018 ist der Versand an Privatadressen aus dem Ausland nur noch eingeschränkt möglich. Teils nutzen dänische Samenbanken Versandoptionen durch internationale Kooperationspartner, um die neuen Regelungen zu umgehen. Alternativ kann die Samenspende derzeit von gesundheitsbezogenem Fachpersonal empfangen werden (Ergebnis eigener Recherchen, Stand: Juli 2019).

11 Ein weiteres reproduktionsmedizinisches Verfahren ist die ROPA-Technologie (Reception of Oocytes from Partner), eine „Eizellspende“ innerhalb der lesbischen Partnerinnenschaft (vgl. Katzorke 2010: 107f.; Marina et al. 2010). Diese Technologie wird aktuell unter anderem in den Niederlanden, Großbritannien und Spanien für lesbische Paare angeboten und erfordert für Paare aus Deutschland somit reproduktives Reisen.

12 Eigene Recherche zu den aktuellen Preisen mehrerer Samenbanken und Reproduktionskliniken in Deutschland (Stand: Juli 2019).

Fördermitteltopf zur anteiligen Kostenübernahme bei IVF. Allerdings sind hier zum einen nicht alle Bundesländer beteiligt, zum anderen stehen die Mittel ebenfalls nur heterosexuellen (verheirateten und in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft lebenden) Paaren zur Verfügung.¹³ Lesbische und queere Paare müssen für die Kosten einer reproduktionsmedizinischen Behandlung in voller Höhe selbst aufkommen. Ausnahmen von dieser Regelung und eine anteilige Kostenübernahme gibt es lediglich vereinzelt bei privaten Krankenkassen. Doch bereits der Zugang zu donogener Insemination und IVF wurde den Interviewten in Deutschland oftmals verwehrt. Die (standes-)rechtlichen Rahmenbedingungen dieser Ausschlusspraxis beleuchte ich im Folgenden.

3 (Standes-)Rechtliche Rahmenbedingungen der assistierten Reproduktion¹⁴

Die rechtliche Lage zur Nutzung donogener Insemination und weitergehender reproduktionsmedizinischer Verfahren durch lesbische Paare bzw. Frauen¹⁵ zu skizzieren, ist kein leichtes Unterfangen, da sie sich in weiten Teilen durch fehlende Regulierung auszeichnet. Im Gegensatz zu anderen Ländern gibt es in Deutschland kein Fortpflanzungsmedizingesetz, das Verfahren der assistierten Reproduktion umfassend vonseiten des Gesetzgebers regelt – eine systematische Rechtsentwicklung erfolgte für die Reproduktionsmedizin in den vergangenen 40 Jahren ihrer Anwendung nicht (vgl. Richter-Kuhlmann 2018: A1050). Der Gesetzgeber entschied sich aufgrund kontroverser Diskussionen beim Erlass des Embryonenschutzgesetzes 1990 dagegen, die Praxis der Nutzung von Spendersamen zu regeln. Den gesetzlichen Rahmen der Anwendung reproduktionsmedizinischer Verfahren bilden hinsichtlich

- 13 Nähere Informationen zu Behandlung, Beratung und finanzieller Unterstützung bei ungewollter Kinderlosigkeit finden sich auf einem Online-Portal des *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* zum Thema Kinderwunsch (BMFSFJ 2019).
- 14 Die Darstellung bezieht sich auf die (standes-)rechtlichen Rahmenbedingungen, wie sie zur Zeit der Familiengründung der Interviewten, also zwischen 2006 und 2014, bestanden. Auf Veränderungen dieser Lage gehe ich unter Punkt 6 ein.
- 15 Dass ich im Rahmen der Skizzierung des (standes-)rechtlichen Regelungen nur von lesbischen Paaren bzw. Frauen spreche, verweist bereits auf heteronormative Ausschlüsse: Queere Begehrensweisen und geschlechtliche Identitäten, die über Cis-Zweigeschlechtlichkeit und den Dualismus von Homo- und Heterosexualität hinausweisen, wurden in den Dokumenten nicht als reproduktive Subjekte benannt. Es bleibt abzuwarten, inwiefern die dritte Option beim Geschlechtseintrag „divers“, die derzeit nur Personen mit der Diagnose „Varianten der Geschlechtsentwicklung“ offensteht, hier ein Umdenken einläutet. Nicht benannt oder mitgedacht sind auch elterliche Konstellationen jenseits des Ein- oder Zweielternmodells.

einiger Fragen das Gewebegesetz von 2007 und die Regelungen zur Präimplantationsdiagnostik, die 2010 vom Bundesgerichtshof erlassen wurden. Für den Zugang lesbischer Paare und alleinstehender Frauen zu Maßnahmen der assistierten Reproduktion sind bislang nur standesrechtliche Vereinbarungen der Ärztekammern von Bedeutung.

Ausschlaggebend für den Zeitraum, in dem die Interviewten ihre reproduktiven Prozesse planten und verwirklichten, war die „(Muster-)Richtlinie zur Durchführung der assistierten Reproduktion“, die 2006 von der Bundesärztekammer eingeführt wurde und eine heterogene Form der (Nicht-)Umsetzung in den Richtlinien der Landesärztekammern fand. Lesbische und alleinstehende Frauen werden darin implizit von Verfahren der medizinisch-assistierten Reproduktion ausgeschlossen, indem die Richtlinie die Anwendung lediglich auf heterosexuelle (Ehe-)Paare bezieht (vgl. Bundesärztekammer 2006: A1395). Außerdem wurde ein unverbindlicher Kommentar zu der Richtlinie von 2006 veröffentlicht, die sogenannte „Interpretationshilfe“, die einen Absatz zu statusrechtlichen Voraussetzungen enthält und den Ausschluss deutlich benennt. In dem Kommentar wird ein Ziel bei Fremdsamenspende formuliert – das Kind solle eine stabile Beziehung zu beiden Eltern teilen haben (beide im Sinne von „Vater“ und „Mutter“). Der Kommentar kommt zu dem Schluss: „Aus diesem Grund ist eine heterologe Insemination zurzeit bei Frauen ausgeschlossen, die in keiner Partnerschaft oder in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben“ (ebd.: A1400).

Die Bundesärztekammer selbst ist jedoch nicht befugt, verbindliche berufsrechtliche Vorschriften zu erlassen, weshalb die (Muster-)Richtlinie erst nach Aufnahme in die Berufsordnungen der einzelnen Landesärztekammern Geltung erlangen konnte.¹⁶ In der Folge hat sich ein heterogener Umgang mit der Frage ergeben, ob lesbische Paare und alleinstehende Frauen reproduktionsmedizinisch behandelt werden. So hat eine Landesärztekammer die Behandlung von Lebenspartnerinnen bzw. Ehegattinnen ausdrücklich erlaubt, während zwei Landesärztekammern die Richtlinie und den explizit ausschließenden Kommentar übernommen haben. Andere haben keine Richtlinien zur assistierten Reproduktion in die Berufsordnungen aufgenommen, sodass sich einige Kliniken in diesen Bundesländern für eine Behandlung lesbischer Paare entschieden haben. Weitere Berufsordnungen enthalten Richtlinien, aber kein explizites Verbot und lassen die Frage bis zu einem gewissen Grad offen. Auch das hat Kliniken vereinzelt dazu veranlasst, lesbischen Paaren reproduktionsmedizinische Behandlungen anzubieten. Lediglich zwei Bundesländer haben zusätzlich den Kommentar der Musterrichtlinie übernommen, der den expliziten Ausschluss nicht-heterosexueller Paare und alleinstehender Frauen enthält. Laut Beschluss der jeweiligen Landesärz-

16 Juristisch umstritten ist darüber hinaus, ob die Landesärztekammern, die die Richtlinien der Bundesärztekammer in Landesrecht umsetzen, überhaupt eine Rechtssetzungs- und Weisungsbefugnis haben (vgl. Katzorke 2008; Müller 2008).

tekammern wird aber auch hier von einer statusrechtlichen Verfolgung der behandelnden Ärzt*innen abgesehen (vgl. LSVD 2019). Somit obliegt es letztlich der Entscheidung der einzelnen Reproduktionsmediziner*innen, wen sie behandeln.

Der Ausschluss bestimmter Gruppen von einer reproduktionsmedizinischen Behandlung ist juristisch umstritten (vgl. Ratzel 2002: 37; Katzorka 2003: 91; Thorn 2010: 74). Zum einen erlauben das Embryonenschutzgesetz (EschG), das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) sowie die Landesgesetze zu den Heilbehandlungsberufen keine statusrechtlichen Einschränkungen für die Verwendung von Samen zur Befruchtung einer Eizelle (vgl. Thorn 2010: 74). Zum anderen erfasst die Richtlinie der Bundesärztekammer aus dem Jahr 2006 „die alleinige Insemination (ohne hormonelle Stimulation) [...] als Methode nicht“ (Bundesärztekammer 2006: A1393). Da bei lesbischen oder alleinstehenden Frauen jedoch meist keine medizinischen Indikationen bestehen, die eine Hormonbehandlung unbedingt erforderlich machen würden, liegt ihre Behandlung formal außerhalb des Geltungsbereichs der Richtlinie.

Es gab allerdings weitere Gründe für Ausschlüsse lesbischer Paare oder alleinstehender Frauen von reproduktionsmedizinischen Behandlungen: So wurde wiederholt die mangelnde juristische Absicherung des Samenspenders insbesondere bezüglich möglicher finanzieller Ansprüche des Kindes (Unterhalts- und Erbansprüche) angeführt (vgl. Dethloff 2010: 169f.). Der Spender gehe das Risiko einer juristischen Vaterschaft ein (vgl. Thorn 2010: 74).¹⁷ Zudem führten Ärzt*innen in Debatten über die Öffnung des Zugangs die Angst an, dass die Unterhaltspflicht in dem Fall, dass das Kind nicht ausreichend finanziell abgesichert sei, auf die behandelnden Ärzt*innen übergehen könnte (vgl. ebd.). Diese (in Bezug auf die Unterhaltspflicht von Ärzt*innen umstrittenen) rechtlichen Bedenken¹⁸ haben zu Praktiken und Politiken deutscher Fertilitätskliniken und Samenbanken geführt, die lesbischen Paaren den Zugang zu assistierten reproduktionsmedizinischen Technologien erschwer(t)en oder sie gänzlich exkludier(t)en. Hinzu kommen persönliche Vorbehalte und moralisch-ethische Bedenken von Samenbankbetreiber*innen und Reproduktionsmediziner*innen, die sich in ihrer Behandlungspraxis am Ideal der heterosexuellen Kleinfamilie orientieren.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass im Untersuchungszeitraum nur eine überschaubare Anzahl an Fertilitätszentren (z.T. mit angeschlossenen Samenbanken) die Inseminations- oder IVF-Behandlung mit Spendersamen

17 Aktuell gibt es keine Möglichkeit, eine Partnerin bereits vorgeburtlich als zweite rechtliche Mutter einzutragen. Einen rechtlichen Status als Elternteil kann die soziale Mutter nur über das Verfahren der Stiefkindadoption erlangen. Dieses steht derzeit nur verpartnerten bzw. verheirateten Paaren offen und dauert je nach zuständigem Jugendamt in der Regel zwischen sechs und 24 Monate (Stand: Juli 2019). Zu Veränderungen der bestehenden Rechtslage siehe Punkt 6.

18 Vgl. hierzu auch den Online-Rechtsratgeber des *Lesben- und Schwulenverbandes Deutschland* (LSVD 2019).

für lesbische, verpartnerte Paare anbot. Auch gab es vereinzelt Gynäkolog*innen, die Inseminationen bei dieser Patientinnen-Gruppe durchführten. Für formal alleinstehende Cis-Frauen war (und ist) es noch schwieriger, Zugang zu reproduktionsmedizinischer Behandlung zu erhalten, da sie keinen potentiellen zweiten rechtlichen Elternteil vorweisen können und rechtliche Risiken ggf. dauerhaft bestehen bleiben. Das folgende empirische Beispiel zeigt, wie eine deutsche Reproduktionsklinik mit dieser unregulierten Lage im Untersuchungszeitraum umgegangen ist und eigene Selektionspraktiken vollzogen hat.

4 Erfahrungen in einer deutschen Reproduktionsklinik

Zum Zeitpunkt des Interviews war Carina Burkhardt¹⁹ in der neunten Woche schwanger. Zusammen mit ihrer Partnerin Linda Frank hatte sie im Vorfeld der Schwangerschaft zunächst eine deutsche Reproduktionsklinik aufgesucht. Ihre Gynäkologin hatte sie in ihrem Wunsch nach einem Kind unterstützt und beiden den Hinweis auf eine Klinik gegeben, die in Ärzt*innenkreisen für die Behandlung lesbischer Paare bekannt war. Zugleich hatte sie die beiden vorgewarnt, wie Carina Burkhardt berichtet, was den Umgang der Klinikleitung und der Mitarbeitenden mit lesbischen Paaren betrifft – sie sollten „leidensfähig und [...] demütig“ sein und „runterschlucken“ können.

Carina Burkhardt und Linda Frank riefen in der Samenbank an und wurden zunächst darüber aufgeklärt, dass eine Behandlung für lesbische, verpartnerte Paare erst im Anschluss an ein persönliches Gespräch mit Psycholog*innen möglich sei, in dem ermittelt werde, ob sie „geeignet“ seien. Die Kosten für das zweistündige Gespräch beliefen sich auf 180 Euro, die sie bereits vorher überweisen sollten. Zu den Fragen, die ihnen gestellt wurden, berichtet Carina Burkhardt Folgendes:

„Wir hatten dann so einen Fragenkatalog, [...] also es war-, es war-, es war wirklich teilweise-, ich war fassungslos, weil mit solchen Fragen hätte ich echt nicht gerechnet. War auf eine Menge vorbereitet, aber nicht, ‚Sind Sie noch Jungfrau?‘, ‚Hatten Sie schon mal Geschlechtsverkehr mit einem Mann?‘ – was hat das damit zu tun?“

Diese Fragen wurden im Gespräch um weitere Aufforderungen ergänzt, lesbisches Begehren und die sexuelle Biographie zu erklären und zu begründen.

Carina Burkhardts und Linda Franks lesbische Existenzweise stellt innerhalb des heteronormativ strukturierten Kliniksettings eine Störung der „Matrix der Intelligibilität“ (Butler 1991: 39) dar: Als intelligible Geschlechtsidentitäten beschreibt Judith Butler jene, die eine Kontinuität und Kohärenz

19 Die Namen der Interviewten sind über Pseudonyme anonymisiert.

zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), der Geschlechtsidentität (gender) und dem Begehren aufweisen (vgl. ebd.: 38) und damit beispielsweise als cis-weiblich, als Frau und als heterosexuell identifiziert sind. Das Paar stellt eine Irritation und Störung dieser Kontinuität und Kohärenz dar und wird als „Entwicklungsstörung“ (ebd.: 39) gefasst, was in dem mehrfachen Versuch der Psychologin Ausdruck findet, Spuren heterosexuellen Begehrens ausfindig zu machen, bzw. in ihrer Aufforderung gegenüber den beiden, das lesbische Begehren in eine biographische Erzählung einzubetten, die der „Abweichung“ Sinn verleiht. Die von Carina Burkhardt beispielhaft angeführten Fragen des psychologischen Eignungsgesprächs spiegeln zudem eine Nicht-Anerkennung und Abwertung lesbischer Sexualität wider.

Als bedeutendes Kriterium für eine Zulassung des lesbischen Paares zu reproduktionsmedizinischer Behandlung stellte sich außerdem ihr ökonomisches Kapital heraus. Carina Burkhardt berichtet, dass sie eine Gebühr von 5.000 Euro entrichten sollten, um die Grundvoraussetzung für eine Behandlung zu erfüllen – reproduktionsmedizinische Dienste waren in dieser Gebühr noch nicht enthalten. Auf Nachfrage der Interviewten hin, ob heterosexuelle Paare einen vergleichbaren Betrag entrichten müssten, gab die Klinik an, dass diese lediglich eine Grundgebühr von 2.000 Euro entrichten müssten, und führte das unterschiedliche rechtliche Risiko als Begründung an.²⁰ Ferner mussten sie ihre gesamte finanzielle Situation offenlegen, von den aktuellen Einkommensverhältnissen über Lebensversicherungen bis hin zu – falls vorhanden – weiterem Privatvermögen. Carina Burkhardt zufolge wurde von Klinikseite aus als Erläuterung zu dieser Prüfung der ökonomischen Verhältnisse angegeben, dass lesbische Paare, bei denen etwa eine der beiden als Krankenpflegerin tätig sei und die andere arbeitslos, nicht behandelt würden. Hier sei das finanzielle Risiko auf Unterhalts- und Erbansprüche zu groß. Ausschlüsse auf der Basis von Schichtzugehörigkeit wurden also deutlich benannt.

Obwohl sie vier Wochen später eine „Zusage“ bekamen, gingen die beiden diesem Weg nicht weiter nach. Carina Burkhardt beschreibt im Gespräch, dass die Erfahrungen für sie persönlich eine Diskriminierung und Abwertung bedeuteten und sie unter diesen Umständen keine reproduktionsmedizinische Behandlung hätte durchführen lassen wollen. Carina Burkhardt fühlte sich „wie ein Mensch zweiter Klasse“. Linda Frank, ihre Partnerin, beschreibt die Erfahrung in der Reproduktionsklinik ebenfalls als belastend und empört sich darüber, findet diese jedoch schwer greifbar als diskriminierende Praxis:

„Da war ich so platt danach. Ich weiß noch die Fahrt nach Hause, diese 20 Minuten, die waren wir dann sehr still (lacht), weil erst mal so klarwerden musste, was da jetzt überhaupt abgelaufen ist, das war wirklich ein bisschen befremdlich, als erwachsener Mensch

20 Eine solche Staffelung widerspricht dem Grundsatz der Gleichbehandlung und ist auch juristisch umstritten.

da behandelt zu werden wie-. [...] Und das war aber nie so, dass man das jetzt als Diskriminierung so direkt bezeichnen könnte, sondern immer so wohlgemeint. Also die hat uns ja nichts getan, die hat ja nicht gesagt (CB: Nein), sie (..) ja nicht, aber (..) [...] das war einfach nur Taktik, um die Leute einfach davon abzuhalten, dahin zu gehen, weil das ist ja wirklich im persönlichen Ermessen der Leute da. [...] Das ist schon eine extreme-, also das ist sowieso teuer, aber das kann dann ja wirklich extreme Situationen, extreme Belastungen erzeugen, das ist ja furchtbar. Ja, also mich hat einfach auch so erschreckt, dass das dann-, so wir geben jetzt hier mal die Regeln vor, Schätzchen, wenn du hier überhaupt irgendwas willst. Also es war wirklich eine Frechheit.“

Linda Frank beschreibt das Gefühl einer Infantilisierung und Bevormundung, das sich bei ihr im Kontakt mit der Psychologin und dem Klinikpersonal einstellte. Vor dem Deckmantel einer professionellen Höflichkeit (es war „immer so wohlgemeint“) und aufgrund der Tatsache, dass die Ärztin ihnen im Sinne einer physischen Gewalterfahrung „nichts getan“ hat, empfand sie die für sie belastende Umgangsweise als nicht greifbar oder benennbar. Das spiegelt sich während des Interviews in ihrem Ringen um Worte zur Beschreibung der Situation und des bei ihr entstandenen Gefühls wider. Das Nicht-Gesagte entfaltet hier eine ausschließende Wirkung, die zu diffus ist, um sie zu benennen, geschweige denn anprangern zu können, was Möglichkeiten des Entgegenschens, des Widersprechens und des Einstehens für die eigene Position für sie verunmöglichte. Darüber hinaus benennt Linda Frank in dieser Passage die Gatekeeper-Funktion der Klinik, indem sie die Entscheidung über den Zugang zu assistierter reproduktionsmedizinischer Behandlung als „persönliches Ermessen“ der dort arbeitenden Personen fasst. Sie beschreibt diese als Machtverhältnis, in dem ihnen als Patientinnen „Regeln“ vorgeschrieben wurden. Zusätzlich wurden im Vorfeld „extreme“, ökonomisch belastende Forderungen an sie gestellt, um potentiell Zugang zu erhalten. Carina Burkhardt macht im weiteren Verlauf des Interviews ebenfalls deutlich, dass für sie der Zugang zu reproduktionsmedizinischer Behandlung in Deutschland von einem Abhängigkeitsverhältnis gegenüber der medizinischen Profession gekennzeichnet ist. Diese Situation rief ein Gefühl des Ausgeliefertseins und der Fremdbestimmung in ihr hervor, dem sie aufgrund der rechtlich unregelmäßigten Situation nicht begegnen konnte.

Im Anschluss an diese für sie herausfordernden Erfahrungen haben Linda Frank und Carina Burkhardt einen Termin in einer Klinik im europäischen Ausland vereinbart und machten dort die Erfahrung, selbstverständlich Zugang zu assistierter Reproduktion zu erhalten. Nach mehreren vergeblichen Inseminationsversuchen führte schließlich eine In-Vitro-Fertilisation zur gewünschten Schwangerschaft. An finanziellen Ressourcen haben sie insgesamt einen fünfstelligen Betrag aufgewendet.

Das Beispiel von Carina Burkhardt und Linda Frank ist eines, das erschwerte Zugangsbedingungen im Kontext reproduktionsmedizinischer Behandlungen in Deutschland sichtbar macht, die so oder so ähnlich auch einige andere der interviewten lesbischen und queeren Paare gemacht haben

– wenn sie von den Kliniken überhaupt behandelt wurden. Die Umgangsweise dieser Reproduktionsklinik sowohl in Bezug auf diskriminierende psychologische Testverfahren als auch die ökonomischen Sonderbelastungen ist extrem; vergleichsweise setzten andere Kliniken leicht erhöhte Preise an und führten lediglich die üblichen Erstgespräche, aber keine psychologischen Eignungsgespräche durch.

Das empirische Material verweist auf die Bedeutung weiterer (Struktur-)Kategorien und die Notwendigkeit eines privilegierten Status innerhalb dieser, um Zugang zu assistierter Reproduktion und Spendersamen zu erhalten: Neben ökonomischem Kapital war immer wieder kulturelles Kapital (insbesondere Sprachkenntnisse und Möglichkeiten der Aneignung von (medizinischem) Wissen) vonnöten, um Barrieren zu überwinden und Zugang zu reproduktionsmedizinischen Behandlungen im In- oder Ausland zu erhalten. Hinzu kam in den meisten Fällen eine Prüfung von Beziehungsform und Lebensweise, die sich an den in das heterosexuelle Kleinfamilienmodell eingeschriebenen Normen orientierte: Erfragt wurde zum einen die Stabilität der Partnerschaft, wobei als Kriterien meist die Dauer der Beziehung sowie die Form der monogamen Zweierbeziehung herangezogen wurden. Zum anderen wurde ein gemeinsamer Haushalt präferiert oder empfohlen. Darüber hinaus spielten Normen physischer und psychischer Gesundheit eine wichtige Rolle, die ebenfalls in Erstgesprächen erhoben und beurteilt wurden.

5 Praktiken der Aneignung

Lesbische und alleinstehende Frauen untergruben, wie eingangs skizziert, schon während der zweiten Welle der Frauenbewegung auf vielfältige Weise die Zugangsbarrieren der Reproduktionsmedizin. Dies setzt sich bis heute fort: Die Interviewten machten sich die rechtlich unregulierte Situation zu eigen und verschafften sich auf verschiedene Weise Zugang zu Technologien und reproduktiven Substanzen.

So wie Linda Frank und Carina Burkhardt suchten sich auch viele andere interviewte Paare alternative Routen der Reproduktion: Neben Kliniken im Ausland nutzten zwei Drittel der Interviewten die sogenannten „Do it yourself“-Varianten auf der Ebene der Samenspendenbeschaffung und/oder auf der Ebene der Insemination. Einige der interviewten Frauen* wählten Wege, die sich als eine Mischung aus medizinischer und selbstorganisierter Route der Reproduktion beschreiben lassen: Sie ließen sich eine medizinisch aufbereitete Samenspende von einer dänischen Samenbank nach Hause liefern. Diese kam im Stickstoffbehältnis oder auf Trockeneis per *UPS* möglichst pünktlich zum Eisprung und wurde selbst inseminiert. Andere suchten sich einen privaten Spender und ließen das Spermium von Gynäkolog*innen ein-

bringen, die sich dazu bereit erklärten. Wieder andere machten sich gänzlich unabhängig vom reproduktionsmedizinischen Apparat: Sie suchten sich einen privaten Spender und führten das Sperma selbst ein. Die privaten Spender stammten entweder aus dem Freundes-, Bekanntenkreis und der Herkunftsfamilie der Partnerin oder sie lernten diese über Internet-Foren oder Selbsthilfegruppen kennen. Über die Praxis der Selbstinsemination machten sie sich in der lesbischen Community, bei Kinderwunschstammtischen, in Chats von *facebook*-Gruppen, über die Beratung in LSBTQ²¹-Zentren oder Selbsthilfe-Literatur kundig. Das Zyklusmonitoring führten sie ebenfalls selbst durch und eigneten sich verschiedene Techniken an: von Temperaturmessungen über Apps, die den Eisprung berechnen, bis hin zu Urintests aus der Apotheke.

Die Interviewten führten diverse Gründe an, warum sie Routen jenseits reproduktionsmedizinischer Kliniken wählten. Für die meisten spielten ökonomische Ressourcen die größte Rolle: Reproduktionsmedizinische Behandlung in Anspruch zu nehmen, erforderte ein Maß an ökonomischem Kapital, das die finanziellen Möglichkeiten der meisten überstieg. Selbstorganisierte Wege waren jedoch nicht nur kostengünstigere, sondern von vielen auch die gewünschten Wege: Als Gründe nannten die Interviewten das Bedürfnis nach Autonomie gegenüber der Institution Medizin und fassten ihren Weg als Aneignung eines Reproduktionsapparats auf, der nicht-heterosexueller Elternschaft ausschließlich gegenübersteht oder sie als defizitär markiert. Darüber hinaus sahen viele darin die Möglichkeit, erweiterte Formen von Elternschaft und Familie über die tradierte Form des Eltern-Paares hinaus zu verwirklichen, etwa zu dritt oder zu viert Eltern zu sein oder einen „Sponkel“ (Spender mit Onkelfunktion) zu haben. Als Motivation für die Nutzung einer privaten Samenspende gaben einige auch das Recht auf Wissen über die genetische Herkunft an. Ihr Kind sollte möglichst früh und unkompliziert die Möglichkeit erhalten, zu wissen, von wem es abstammt.

6 Fazit und Ausblick

Die Soziologin Charis Thompson nutzt den Begriff „biomedical citizenship“ (Thompson 2005: 6), um Zugänge zur Reproduktionsmedizin in den USA zu analysieren. Sie verhandelt darüber die Frage, wer medizinisch assistierte Reproduktion nutzen kann bzw. sie den gesellschaftlichen Normen gemäß nutzen soll. Deutlich wird in ihrer Analyse der Praktiken von Reproduktionskliniken, dass biomedizinische Staatsbürger*innenschaft in den USA ungleich verteilt ist. Nicht jede Person hat diese laut Thompson inne: Die Posi-

21 Abkürzung für lesbisch, schwul, bisexuell, trans und queer.

tionierung innerhalb der (Struktur-)Kategorien Geschlecht, Begehren, race, ability und Klasse spiele hierbei eine bedeutende Rolle (vgl. ebd.: 6, 82, 87). Heteronormativität sei in US-amerikanischen Kliniken nicht weniger relevant geworden, sie wirke nur auf subtilere Weise und habe sich flexibilisiert (vgl. ebd. 86).

Das vorliegende empirische Material erlaubt es, eine Einschätzung für den deutschen Kontext zu geben. Für den Zeitraum der Familienbildung meiner Interviewpartnerinnen* ist eine heteronormative Regulierung des Zugangs zur Reproduktionsmedizin in Deutschland deutlich geworden. Die (standes-)rechtlichen Rahmenbedingungen spielten für die Ausschlüsse auf Basis von Begehren und Familienstand eine wichtige Rolle, ebenso die Gatekeeper-Funktion der Kliniken.

Mit Inkrafttreten des Samenspenderegistergesetzes (Bundesgesetzblatt 2017) zum 01.07.2018 sind inzwischen Schritte zu einer Verbesserung der Rahmenbedingungen der Spendersamenbehandlung über eine rechtliche Absicherung der Spender und Kinder vor etwaigen Unterhalts- und Erbrechtsansprüchen erfolgt. Außerdem hat die Bundesärztekammer im April 2018 eine neue „Richtlinie zur Entnahme und Übertragung von menschlichen Keimzellen im Rahmen der assistierten Reproduktion“ erlassen. Im Zuge dessen ist die (Muster-)Richtlinie von 2006 für gegenstandslos erklärt worden (vgl. Bundesärztekammer 2018). Mit Blick auf die Nutzerinnengruppen der lesbischen Paare und alleinstehenden Frauen wird deutlich, dass die Richtlinie keinen Ausschluss mehr benennt. Sie beschränkt sich auf die assistierte Reproduktion als medizinisch-technisches Verfahren und formuliert den Anspruch, medizinisch-wissenschaftliche Fragestellungen von rechtlich bisher unzureichend geregelten, gesellschaftspolitischen Aspekten zu trennen. Die Bundesärztekammer verweist auf den Gesetzgeber, der nun gefragt sei, ein einheitliches Fortpflanzungsmedizinengesetz zu erlassen, das unter anderem die Zugangsvoraussetzungen zu assistierter Reproduktion regelt (vgl. Richter-Kuhlmann 2018: A1050f.). Gleichzeitig bleiben die oben skizzierten Regelungen der Landesärztekammern zunächst in Kraft, die zum Teil Ausschlüsse benennen. Der Zugang zur Reproduktionsmedizin zeichnet sich folglich weiterhin durch uneinheitliche Rahmenbedingungen aus. An der Angewiesenheit von lesbischen Paaren und alleinstehenden Frauen auf den guten Willen von Reproduktionskliniken und Samenbanken ändert sich vorerst nichts.²²

Mit diesen Veränderungen und möglichen künftigen Neuregelungen, etwa im Bereich einer Reform des Abstammungsrechts²³, zeichnet sich auch

22 Betroffenenverbände wie der *LSVD* fordern vor diesem Hintergrund, dass die assistierte Reproduktion allen Menschen unabhängig von ihrem Familienstand, ihrem Begehren und ihrer geschlechtlichen Identität offenstehen muss (*LSVD* 2018).

23 Seit März 2019 liegt ein Diskussteilentwurf des *BMJV* zur Reform des Abstammungsrechts vor, in dem unter anderem eine rechtliche Mit-Mutterschaft bei lesbischen Paaren

in Deutschland immer deutlicher eine Verschiebung vom grundsätzlichen Ausschluss „gleichgeschlechtlicher Paare“ hin zum stratifizierten Einschluss ab, der die Norm der Zwei-Elternschaft in ihrer Verknüpfung mit einer stabilen, gelingenden Paarbeziehung als dem Wohle des Kindes dienend stärkt. Die zivilrechtlich anerkannte Beziehungsform scheint bei nicht-heterosexuellen Paaren von besonderer Relevanz zu sein: Für sie ist die Einbettung in die Institution der Ehe (früher eingetragene Lebenspartnerschaft) derzeit noch die Voraussetzung für eine rechtliche Anerkennung²⁴ und meist auch für reproduktionsmedizinische Behandlungen. Hinzu kommt die anhaltende Relevanz weiterer Strukturkategorien: Geschlecht wird relevant in Form einer möglichst reibungslosen Einordnung in ein binäres Geschlechtersystem, Klasse als Strukturkategorie ist wirkmächtig, da der Zugang zur Reproduktionsmedizin in besonderem Maße von ökonomischen Ressourcen abhängt. Ebenso Gesundheits- und Altersnormen, ohne deren Erfüllung eine reproduktionsmedizinische Behandlung meist verwehrt wird.²⁵

Wird „biomedical citizenship“ nicht oder nur eingeschränkt gewährt, entwickeln die Akteur*innen Strategien der Aneignung. Mit Eisprung-Apps, Spritzen und Spendersamen, in Selbsthilfegruppen und über soziale Netzwerke führen die interviewten Paare die eingangs benannte, noch ungeschriebene Geschichte der (queer-)feministischen Reproduktion fort. Bedeutsam ist hierbei die Technik der donogenen Insemination selbst, die dies- und jenseits reproduktionsmedizinischer Settings praktiziert werden kann. Sie ist gleichermaßen ein biopolitisches Instrument zur Regulierung dessen, wer sich fortpflanzen darf und soll, ein Medium einer politisierten, feministisch-queeren Aneignung der Reproduktion und ein Ausdruck praktischer reproduktiver Selbstbestimmung.

Neben der subversiv-aneignenden Perspektive auf die diskutierten reproduktiven Praktiken ist zugleich kritisch zu fragen, inwiefern Familienbildung, die auf ein leiblich eigenes Kind fokussiert, Normen von Verwandtschaft stärkt, die auf Genealogie und Abstammung beruhen. Sie kann als Ausdruck eines Strebens nach Normalisierung innerhalb einer heteronormativ strukturierten Gesellschaft interpretiert werden und als Teil assimilierender Politiken, die Lisa Duggan (2002) unter dem Begriff „Homonormativität“ fasst. Die in der LSBTQ-Community lange praktizierten Weisen des sich-

vorgeschlagen wird. Am Zwei-Eltern-Prinzip wird darin weiterhin festgehalten (vgl. BMJV 2019).

24 Wie bereits erläutert, müssen lesbische Paare für eine gemeinsame rechtliche Elternschaft eine Stiefkindadoption durchführen. Auf ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts hin muss bis zum 31. März 2020 die Stiefkindadoption auch in nicht-ehelichen Paarbeziehungen möglich sein. Als neue Stabilitätsindikatoren werden im Beschluss unter anderem die Beziehungsdauer sowie ein gemeinsamer Haushalt vorgeschlagen und Einzelfallprüfungen erwogen (vgl. BuVerfG 2019).

25 Vgl. hierzu auch Janssen 2016: 151f.

verwandt-Machens, die auf sozialer Verbundenheit und Solidarität gründen, könnten hierdurch zunehmend marginalisiert werden.

Nichtsdestoweniger halte ich eine Analyse lebensweltlicher Praktiken für produktiv: So stellt das „doing reproduction“ lesbischer Paare, die über Samenspende Eltern werden, nicht zwingend eine bloße Stabilisierung tradierter, auf Abstammung beruhender Familienmodelle dar. Ihr reproduktives Tun ist zugleich ein Ausgangspunkt für Rekonfigurationen von Verwandtschaft: Aufgrund der meist differentiellen Verteilung sozialer und biologischer Bezüge innerhalb der Konstellationen, müssen soziale und biologische Bindungen gleichzeitig relevant gemacht und dezidiert verhandelt werden – mit teils überraschenden Neuverknüpfungen und Bedeutungszuschreibungen (u.a. Mamo 2007). Diesen Aushandlungen wohnt das Potential der Dekonstruktion eines Verwandtschaftsbegriffs inne, der eine essentialistische Differenz von Biologie und Sozialem behauptet. Reproduktive Praktiken befördern so auch individuelle, kollektive und gesellschaftliche Auseinandersetzungen darüber, was es bedeutet, sich auf eigensinnige Weise verwandt zu machen – dies und jenseits bio-genetischer, genealogischer Bande.

Darüber hinaus ist eine strukturelle Analyseperspektive unabdingbar. Ich möchte mich Mike Laufenberg anschließen, der darauf drängt den Fokus der Betrachtung darauf zu legen, „in welcher Form und um welchen Preis“ (Laufenberg 2014: 287) sich rechtliche Neuerungen durchsetzen werden. Verschiebungen der Norm bedeuten neue Ausschlüsse, wie er betont:

„Queers und LGBTs, die quer zu den sozialen Beziehungen des auf Generationalität, Paarbindung und Monogamie beruhenden heterosexuellen Gesellschaftsvertrages leben, [sind] einer verstärkten Prekarisierung ihrer Existenz ausgesetzt“ (ebd.: 281).

Neben Politik und Gesetzgebung kommt auch der Reproduktionsmedizin eine Schlüsselrolle zu, wie unter anderem Susanne Schultz hervorhebt: „[...] Familienpolitik, Demografie und Reproduktionsmedizin [rücken] diskursiv und strategisch enger zusammen“ (Schultz 2015: 126). Es ist vonnöten, die aktuellen Reformprozesse daraufhin zu befragen, wessen reproduktives Begehren unterstützt, unter prekären Umständen toleriert oder verunmöglicht wird, um eine Kritik flexibilisierter heteronormativer Verhältnisse zu formulieren.

Literatur

- Bispink, Gerd (2010): Reproduktionsmedizinische Aspekte. In: Duttge, Gunnar et al. (Hrsg.): Heterologe Insemination. Aktuelle Lage und Reformbedarf aus interdisziplinärer Perspektive. Göttinger Schriften zum Medizinrecht Band 8. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, S. 1-8.
- BMFSFJ (2019): Informationsportal Kinderwunsch. www.informationsportal-kinderwunsch.de. [Zugriff: 14.7.2019].
- BMJV (2019): Diskussionsteilentwurf zur Reform des Abstammungsrechts. https://www.bmjv.de/SharedDocs/Gesetzgebungsverfahren/DE/Reform_Abstammungsrecht.html. [Zugriff: 22.07.2019].
- Bundesärztekammer (2006): (Muster-)Richtlinie zur Durchführung der assistierten Reproduktion – Novelle 2006. In: Bundesärztekammer (Hrsg.): Deutsches Ärzteblatt 103, 20, S. A1392-1403.
- Bundesärztekammer (2018): Richtlinie zur Entnahme und Übertragung von menschlichen Keimzellen im Rahmen der assistierten Reproduktion. http://www.baek.de/Rili_assReproduktion_2018. [Zugriff: 01.02.2019].
- Bundesgesetzblatt (2017): Gesetz zur Regelung des Rechts auf Kenntnis der Abstammung bei heterologer Verwendung von Samen. http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger_BGBl&jumpTo=bgbl117s2513.pdf. [Zugriff: 14.7.2019].
- Burgert, Cornelia (1991): Was hat künstliche Insemination mit Reproduktionstechnologien zu tun? Überlegungen zum Kinderwunsch lesbischer Frauen. In: Streib, Uli (Hrsg.): Von nun an nannten sie sich Mütter. Lesben und Kinder. Berlin: Orlanda-Frauenverlag, S. 55-70.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BuVerfG (2019): Beschluss des Ersten Senats vom 26. März 2019 - 1 BvR 673/17 -, Rn. (1-134). https://www.bundesverfassungsgericht.de/e/rs20190326_1bvr067317.html. [Zugriff: 21.7.2019].
- Dethloff, Nina (2010): Assistierte Reproduktion und rechtliche Elternschaft in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Ein rechtsvergleichender Überblick. In: Funcke, Dorett/Thorn, Petra (Hrsg.): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform. Bielefeld: Transcript, S. 161-192.
- Duggan, Lisa (2002): The New Homonormativity. The Sexual politics of Neoliberalism. In: Castronovo, Russ/Nelson, Dana D. (Hrsg.): Materializing Democracy: Toward a Revitalized Cultural Politics. Durham: Duke University Press, S. 175-194.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (2005): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern: Verlag Hans Huber.
- Hark, Sabine (1993): Queer Interventionen. In: Feministische Studien 11, 2, S. 103-109.
- Hark, Sabine (2016): Heteronormativität revisited. Komplexität und Grenzen einer Kategorie. In: Paul, Barbara/Tietz, Lüder (Hrsg.): Queer as... . Kritische Heteronormativitätsforschung aus interdisziplinärer Perspektive. Bielefeld: Transcript, S. 53-72.

- Hark, Sabine/Genschel, Corinna (2003): Die ambivalente Politik von Citizenship und ihre sexualpolitische Herausforderung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik (Bd. 2). Münster: Westfäl. Dampfboot, S. 134-169.
- Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie 18, 2, S. 100-118.
- Hornstein, Francie (1985): Künstliche Befruchtung. Eine Chance für lesbische Frauen. In: Arditti, Rita/Duelli-Klein, Renate/Minden, Shelley (Hrsg.): Retortenmütter. Frauen in den Labors der Menschenzüchter. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 145-151.
- Jagose, Annamarie (2001): Queer Theory. Eine Einführung. Berlin: Querverlag.
- Janssen, Joke (2016): In meinem Namen. Eine trans*/queere Perspektive auf Elternschaft. In: Dolderer, Maya et al. (Hrsg.): O Mother, Where Art Thou? (Queer-)Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster: Westfäl. Dampfboot, S. 142-159.
- Katzorke, Thomas (2003): Donogene Insemination. Gegenwärtiger Stand der Behandlung in der BRD. In: Gynäkologische Endokrinologie 1, S. 85-94.
- Katzorke, Thomas (2008): Entstehung und Entwicklung der Spermensamenbehandlung in Deutschland. In: Reproduktionsmedizinische Endokrinologie 1, S. 14-20.
- Katzorke, Thomas (2010): Medizinisch-technische Behandlungsmöglichkeiten für gleichgeschlechtliche Paare. In: Funcke, Dorett/Thorn, Petra (Hrsg.): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform. Bielefeld: Transcript, S. 101-111.
- Laufenberg, Mike (2014): Sexualität und Biomacht. Vom Sicherheitsdispositiv zur Politik der Sorge. Bielefeld: Transcript.
- LSVD (2018): LSVD-Blog. Kommentar zur Richtlinie der Bundesärztekammer von 2018. <http://www.lsvd-blog.de/?p=17114>. [Zugriff: 14.7.2019].
- LSVD (2019): Ratgeber. Berufsordnungen der Ärztekammern zur assistierten Reproduktion bei Frauenpaaren. <https://www.lsvd.de/recht/ratgeber/kuenstliche-befruchtung.html#c7732>. [Zugriff: 14.7.2019].
- Maihofer, Andrea (2014): Familiäre Lebensformen zwischen Wandel und Persistenz. Eine zeitdiagnostische Zwischenbetrachtung. In: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Springer VS, S. 313-334.
- Mamo, Laura (2007): Queering Reproduction. Achieving Pregnancy in the Age of Technoscience. Durham: Duke University Press.
- Marina, Simón et al. (2010): Sharing motherhood: Biological lesbian co-mothers, a new IVF indication. In: Human Reproduction 25, 4, S. 938-941.
- Mesquita, Sushila (2011): Ban Marriage! Ambivalenzen der Normalisierung aus queer-feministischer Perspektive. Wien: Zaglossus.
- Miko, Katharina (2008): Sexing the family. Aushandlungsprozesse über geschlechtliche und sexuelle Identitäten in der Familie und ihre (rechtlichen) Konsequenzen. In: SWS-Rundschau 48, 3, S. 285-306.
- Müller, Helga (2008): Die Spermensamenbehandlung bei Lebenspartnerinnen und alleinstehenden Frauen. Ärztliches Handeln unter dem Diktum vermeintlicher Illegalität? In: GesundheitsRecht 7, 11, S. 573-580.
- Murphy, Michelle (2012): Seizing the Means of Reproduction. Entanglements of Feminism, Health, and Technoscience. Durham/London: Duke University Press.

- Nay, Yv E. (2017): *Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von „Regenbogenfamilien“*. Wien: Zaglossus.
- Patterson, Charlotte J. (1995): Families of the Lesbian Baby Boom. Parents' Division of Labor and Children's Adjustment. In: *Developmental Psychology* 31, 1, S. 115-123.
- Perlesz, Amaryll et al. (2006): Family in transition. Parents, children and grandparents in lesbian families give meaning to 'doing family'. In: *Journal of Family Therapy* 28, 2, S. 175-199.
- Ratzel, Rudolf (2002): Rechtslage bei heterologer Insemination. In: *Reproduktionsmedizin* 18, 1, S. 37.
- Richardson, Diane (1996): Heterosexuality and social theory. In: Ebd. (Hrsg.): *Theorising heterosexuality. Telling it Straight*. Buckingham and Philadelphia, S. 1-20.
- Richter-Kuhlmann, Eva (2018): Richtlinie komplett neu. In: *Deutsches Ärzteblatt* 115, 22, S. A1050-1051.
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, 34, S. 10-17.
- Schultz, Susanne (2015): *Kinderwunsch-Ökonomie und Kinderwunsch-Verstaatlichung. Ein Streifzug durch aktuelle Konfliktlinien in deutschen Kontexten*. In: *Kitchen Politics* (Hrsg.): *Sie nennen es Leben, wir nennen es Arbeit. Biotechnologie, Reproduktion und Familie im 21. Jahrhundert*. Münster: edition assemblage, S. 106-127.
- Thompson, Charis (2005): *Making Parents. The Ontological Choreography of Reproductive Technologies*. Cambridge/London: MIT Press.
- Thorn, Petra (2010): Geplant lesbische Familien. Ein Überblick. In: *Gynäkologische Endokrinologie* 8, S. 73-81.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 1, 1, Art. 22. <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>. [Zugriff: 15.2.2019].
- Woltersdorff, Volker alias Lore Logorrhöe (2003): Queer Theory und Queer Politics. In: *Utopie kreativ* 156, S. 914-923.

Dinge als Mit-Eltern und die Konsequenzen für Definitionen von Sozialisation und Familie

Cornelia Schadler

1 Einleitung

Die Normdefinition von Familie, die dieser Band zu durchbrechen versucht, ist Vater-Mutter-Kind, die Kleinfamilie (Parsons/Bales 1956). Vater und Mutter, die Eltern, sind als jene definiert, die einen Teil der Sozialisations- und Erziehungsarbeit am Kind übernehmen. Das Konzept Familie wurde in den letzten Jahrzehnten auf zahlreiche nicht-menschliche Entitäten wie Tiere oder Dinge ausgedehnt (Ekerdt/Sergeant 2006; Nohl 2011; Riley 2003; Schadler 2016). Dinge spielten in der klassischen Definition von Eltern und Familie keine Rolle. Menschen leben nicht in leeren Räumen, sondern sie bewegen sich in Umgebungen, die von Entitäten besiedelt sind, die wir als Dinge definieren. Kinder sind umgeben von Spielzeug, einer abgestimmten räumlichen Umgebung, Hilfsdingen und Kleidung bis hin zu Kindermusik, Kinderfernsehen und Kinderapps. Können wir davon ausgehen, dass Dinge, wenn sie Teil der Familie sind, auch Teil der Sozialisation sind? Doch sind diese Dinge, Töne und Medien bloß einfache Begleiter der Heranwachsenden oder sind sie aktiv Sozialisierende? Wenn sie als aktiv Sozialisierende definiert werden können, haben diese Entitäten dann Teil an der Elternschaft? Was wären die Konsequenzen von miterziehenden Ding-Entitäten für Konzepte von Familie (die oft Sozialisationsaufgaben in Normdefinitionen inkludieren)?

Dieser Beitrag soll diese Fragen theoretisch und empirisch beantworten. Der erste Teil widmet sich den Theorien des New Materialism und einer davon abgeleiteten Definition von Familie und Elternschaft, die nicht nur Menschen als Familie und Eltern beschreibt. Empirische Beispiele werden dann zeigen, welche Position Dinge in der Sozialisation einnehmen können. Ich widme mich dem Beispiel des Toiletentrainings, um zu illustrieren, wie verschiedene Mensch-Ding-Konstellationen Kinder mit ganz unterschiedlichen körperlichen und kognitiven Fähigkeiten produzieren. Die Windel wird hier eine ganz spezielle Rolle einnehmen, um Dinge als Mit-Eltern zu definieren. Abschließend wird diskutiert, welche Konsequenzen eine Definition von Dingen als Eltern für normative Begriffe von Sozialisation, Elternschaft und Familie haben könnte.

2 Familie und Elternschaft aus der Perspektive des New Materialism

In einem Projekt zu Familiendefinitionen aus der Perspektive des New Materialism habe ich mehrere Jahre an Familiendefinitionen aus der Perspektive des New Materialism geforscht (Schadler 2016, 2019). Ein umfassender Forschungsüberblick fand zwei primäre Zugänge, um Familie zu definieren: Strukturdefinitionen und Selbstdefinitionen. Strukturdefinitionen bestimmen mittels rechtlicher Regelungen, Surveys oder Familienpolitik, was Familie ist. Mit Hilfe von Selbstdefinitionen bestimmen Informant*innen der Forschung selbst die Grenzen ihrer Familie und es dürfen Entitäten, die nicht in Normdefinitionen passen, Sichtbarkeit erlangen (z.B. Freund*innen, Nachbar*innen, mehr als zwei Partner*innen, Haustiere). Diese Selbstdefinitionen können auch durch ein sinnhaftes Tun der Beteiligten hergestellt werden (Doing Family). In diesem Spannungsverhältnis von Struktur- und Selbstdefinition geht, so meine These, der Blick für weitere Prozesse und Entitäten verloren, die in einem Dazwischen liegen können (Schadler 2016). Das sind auch die Dinge, um die es in diesem Text gehen soll.

Aus der Perspektive des New Materialism habe ich dann einen weiteren Weg vorgestellt, Familie zu definieren (Schadler 2016). Familie wird hier als Figuration definiert, also als Ergebnis materiell-diskursiver Prozesse, die Familienpraktiken und ihre Partizipierenden (Menschen, Dinge, Werte, Gefühle, ...) ausbilden. Der forschersische Fokus ist weder nur auf Struktur- noch auf Selbstdefinitionen gerichtet, sondern auf Sets von Tätigkeiten, die die Grenzen von Familien ziehen. In diesen wird definiert wer oder was zur Familie dazugehört und wer oder was nicht. Dies inkludiert Strukturen und Selbstdefinitionen, aber auch sehr viele andere Praktiken, die sonst übersehen werden. Damit ergibt sich als Folge: Wer Teil dieser Grenzziehungspraktiken ist, ist ein Teil der Familie (Schadler 2016). Zum besseren Verständnis ist im Folgenden die theoretische Basis dieses Begriffs kurz vorgestellt, bevor ich theoretische Definitionen von Elternschaft und Dingen davon ableite, die dann über ein empirisches Beispiel gelegt werden.

2.1 *New Materialism*

Neue Materialismen sind Prozessontologien, in denen alle Entitäten, seien es Menschen, Körper, Dinge, Gedanken, Werte oder Diskurse, innerhalb dieser Prozesse abgegrenzt und definiert werden (vgl. Dolphijn/Tuin 2012). Es werden also keine Entitäten (wie Menschen, Dinge, Gene oder Bewusstseine) bestimmt, die einen Prozess anstoßen, sondern eben jene Gene und Bewusstseine werden innerhalb eines Prozesses erst gebildet (vgl. Braidotti 2002;

Barad 2007). Das hat weitreichende Konsequenzen darauf, wie Menschen, Dinge, Familien- und Sozialisationsprozesse und die Grenzen zwischen all diesen Entitäten definiert und diskutiert werden.

Die Hauptvertreterinnen dieser Strömung, Karen Barad (2007) sowie Rosi Braidotti (2002) oder Donna Haraway (Haraway 2008), formulieren aus unterschiedlichen philosophischen und theoretischen Startpunkten heraus eine Prozessontologie, die sich spezifisch auf materielle Grenzziehungsprozesse fokussiert (in Abgrenzung zum diskursorientierten Poststrukturalismus). Undefinierte Gebilde aus aktiver Materialität intra-agieren und bilden so Grenzen aus (vgl. Barad 2007). Diese Grenzen definieren Entitäten und ihre Eigenschaften. Bereits im Prozess definierte Grenzen und Entitäten wirken aber innerhalb des Prozesses weiter. Weswegen diese Grenzen nicht (wie in manchen postmodernen Theorien postuliert) weich oder verschwimmend sein müssen (aber sein können), sondern auch fixiert und unumstößlich wirken können (vgl. Barad 2007). Die Trennlinien zwischen Menschen und Umwelt, zwischen Körper und Dingen oder zwischen sozial und biologisch können so zwar als fixe und schwer zu überwindende Größen gegenwärtiger Prozesse definiert werden, sie müssen aber nicht als natürlich, universell und a-priori definiert werden, sondern können trotz ihrer Festigkeit als gewordene Figuretionen konzeptualisiert werden (vgl. Braidotti 2002).

Ein weiterer nützlicher Aspekt der neomaterialistischen Theorien ist, dass alle Entitäten eines Prozesses, durch das Werden in einem gemeinsamen Prozess, eine Verbindung miteinander haben, die wiederum die Eigenschaften der einzelnen Entitäten mitdefiniert (vgl. Braidotti 2002). Wie eine Einheit ist, entscheidet sich aus der Position in der Konstellation heraus (vgl. Haraway 2008), weswegen sie immer mit allen Teilen der Umgebung verbunden ist (vgl. Barad 2007). Aus diesem Grund sind für die Vertreter*innen des New Materialism Praktiken materiell-diskursiv (vgl. Barad 2002) oder materiell-semiotisch (vgl. Haraway 1992), da die Trennung von Materiellem und Diskursivem selber in analytischen Praktiken immer wieder hergestellt wird (vgl. Haraway 1992). Zusätzlich kann eine abgegrenzte materiell-diskursive Einheit nicht unabhängig von anderen Entitäten gedacht werden. Das hat Konsequenzen für die Definition und Erforschung von sozialwissenschaftlichen Gegenständen, wie Familie oder Erziehung.

2.2 *Familie und Eltern*

Aus diesem Verständnis heraus habe ich Familie als Figuration oder Assemblage aus allen Entitäten, die die Grenzen von Familie ziehen, definiert (vgl. Schadler 2016). Das sind nicht nur Menschen mit vordefinierten Eigenschaften, sondern auch Dinge, Tiere, Werte, Diskurse, Strukturen, Normen, Ökonomisches usw. Eine unendliche Anzahl von Entitäten im gemeinsamen

Werden ziehen die Grenzen von „Familie“. Einzelne Entitäten, wie Normen oder Strukturen, können aus dieser Perspektive nicht die Ursache einer Formation oder der Haupteinfluss auf eine Grenzziehung sein, sondern können diese lediglich einige der vielen Entitäten sein, die gemeinsam im Prozess abgegrenzt werden.

Bei einem Versuch, Eltern theoretisch zu definieren, können wir ähnlich verfahren. Im Alltagsverständnis gibt es die Unterscheidung zwischen biologischen und sozialen Eltern (vgl. König 2002). Die Familienwissenschaft unterscheidet mit Vaskovics (2011) zwischen biologischer, genetischer, rechtlicher und sozialer Elternschaft, wobei erstere beiden den Bereich des Materiellen zugeordnet werden und letztere dem Bereich der diskursiven Elternschaft. So können Frauen durch eine Eizellenspende zwar körperlich ein Kind austragen, aber die genetische Elternschaft übernimmt eine Spenderin. Eltern können rechtlich verantwortlich sein, aber Großeltern oder neue Partner*innen der Eltern einen intensiven Beitrag in der Beziehung haben (vgl. Vaskovics 2011). Dieses Konzept zeigt bereits, dass eine Zuordnung von Sozialisationspraktiken zu Elternschaftskonzepten multiple Einordnungen mit sich bringen können. Dennoch erscheinen in diesen Definitionen soziale/rechtliche und biologische/genetische Definitionen von Elternschaften als getrennte und einander nur begrenzt durchdringende Sphären. Nicht-dualistische Theorien, wie jene des New Materialism (vgl. Barad 2007; Braidotti 2002; Haraway 1992), problematisieren diese Differenzierung. Wie oben bereits erwähnt, geschieht die Abtrennung von kulturellen und körperlichen Prozessen als unterscheidbare Entitäten aus dieser Perspektive in spezifischen Prozessen (vgl. Haraway 1991). Für die Definition und empirische Betrachtung von Elternschaft kann es aber Vorteile haben, eine nicht-dualistische Definition heranzuziehen.

2.3 *Eltern und Kinder. Sozialisation der Körper und Dinge*

Während lange auch hinsichtlich der Konzepte Elternschaft und Sozialisation die Debatte von der Frage „nature or nurture“ (Paul 1998; Miller/Costello 2001) – also von der Frage, ob die (vererbte) Natur oder Kultur erzieherisches, elterliches und kindliches Verhalten prägt – bestimmt war, hat sich in der Forschung der Fokus zu der Frage verschoben, wie biologisch und sozial aufeinander einwirkt (vgl. Müller 2017; Calkins 2011; D’Onofrio/Lahey 2010; Lemke 2014). Für die Debatte um Elternschaft bedeutet dies, dass die Trennung genetisch, körperlich und sozial nicht so strikt gezogen werden kann, wie es in der Familienforschung (vgl. Vaskovics 2011) üblich ist. Sondern auch „soziale“ Elternschaft wirkt körperlich auf die Zu-Erziehenden und kann auch, im Sinne der epigenetischen Forschung, Einfluss auf das Ein- und Ausschalten von Genen haben (vgl. Müller 2017), genauso wie Verhaltens-

weisen in der Folge auch spezifische Körperlichkeiten formen und umgekehrt. Kinder, von Eltern miterzogen, sind dann also weder Ergebnis ihrer genetischen Voraussetzungen noch Ergebnis der elterlichen (und anderer) Erziehungsprozesse, sondern das Ergebnis von sozialen Prozessen, die körperlich wirken und von körperlichen Prozessen, die auch soziale Auswirkungen haben. Die Umwelten, die Kinder prägen, sind wiederum ebenso vielfältig. Neben den Eltern, gibt es andere Menschen und auch Dinge, die auf Kinder einwirken.

Aber auch Dinge, sind in der gegenwärtigen Forschung nicht als einfache materielle Einheiten definiert. Sie sind als materielle Entitäten gedacht, die durch soziale Prozesse definiert werden (vgl. Latour 1996; Röhl 2013). Diese Dinge wirken nun wiederum auf soziale Prozesse ein und definieren auch die Körper von jenen mit, die mit diesen Dingen in Kontakt sind (vgl. Latour 2001). Solche Dinge sind aus der Sozialisation nicht weg zu denken.

Die neomaterialistischen Theorien gehen nun noch einen Schritt weiter. Sie definieren die Körper und Dinge als Entitäten, deren Grenzen erst im Prozess entstehen (vgl. Barad 2007). Deren Definition als Körper oder Ding im Prozess schreibt den Entitäten auch spezifische Fähigkeiten und Eigenschaften zu (vgl. Braidotti 2002). Theoretisch sind sie, wie oben beschrieben, aber nicht zu trennen, sondern werden in unterschiedlichen Unterscheidungspraktiken zu getrennten Einheiten (vgl. Haraway 1991). Oben folgerte ich daraus, dass mehr als nur menschliche Entitäten, die Teil der Sozialisationsprozesse sind, als Mit-Eltern definiert werden können.

2.4 *Dinge als Familienmitglieder und Eltern*

Dinge sind aus der Perspektive des New Materialism Entitäten, die in den oben angesprochenen materiell-diskursiven Ausdifferenzierungsprozessen Grenzen erhalten und mit der Definition „nicht-lebendig“ verbunden sind. Dinge können klare physische Grenzen haben, wie unten am Beispiel der Windel, oder auch z.B. als Musikstück durch auditive Markierungen begrenzt sein. Theoretisch sind die Dinge, weil sie in den Prozessen der Familienbildung und Sozialisation mitbegrenzt werden, an der Erziehung beteiligt. Sie sind somit Mit-Eltern, gemeinsam mit den menschlichen Eltern. An einem empirischen Beispiel soll hier aber nun gezeigt werden, wie die Rolle spezifischer Dinge im Gefüge aus dieser Perspektive Sichtbarkeit und Bedeutsamkeit erlangen und wie ihre Rolle in der Sozialisation von Kindern definiert werden könnte.

3 Wie Dinge Heranwachsende begleiten: Beispiel Windeln

Kinder wachsen nicht in leeren Räumen heran, sondern sind von Geburt an Teil von Räumen, die mit Dingen bevölkert sind, die speziell auf die Bedürfnisse der Kinder ausgerichtet sind. Ich widme mich hier einem recht plakativen Beispiel: der Windel. Ich bespreche zuerst, wie sich mit der Erfindung und Entwicklung der Windel Normen rund um das Toilettentraining von Kindern verändert haben und wie sich Elternschaftspraktiken, Vorstellungen von Fähigkeiten der Kinder und deren körperliche Möglichkeiten durch den vermehrten Verkauf dieser verändert haben. Das Toilettentraining beginnt, seit Windeln von fast allen Eltern verwendet werden, später als in den Jahren, in denen Windeln (noch) nicht verwendet wurden. Zugeschrieben wird dies jedoch nicht der Windel, sondern der Kindheit und das Toilettentraining wird anders diskutiert. Die normative Diskussion rund um das Toilettentraining stelle ich mittels Fachliteratur und problemzentrierten Interviews mit Müttern und Vätern dar.¹

3.1 *Wie Windeln das Toilettentraining verändert haben*

Erziehungshistorische Forschung zeigt, dass sich Diskurse und Praktiken rund um das Toilettentraining von Kindern verändert haben. V. Sue Atkinson (2017) untersucht die wichtigsten Erziehungsratgeber für Babies und Kleinkinder ab 1900. Bürgerliche Frauen lasen darin, dass sie ihre Kinder ab den ersten Monaten ihres Lebens auf den Topf setzen sollen, um das Kind kognitiv zu stimulieren und es an Regelmäßigkeiten zu gewöhnen. Ähnlich den Methoden, die unter Eltern heute als „windelfrei“ kursieren, sollten Kinder immer zur selben Zeit, nach der Aufnahme von Essen oder nach einem Spaziergang auf die Toilette gesetzt werden, damit eine derartige Regelmäßigkeit schnell zu einer gezielten Entleerung des Kindes zu denselben Zeiten führen könnte. Kinder sollten dann bis zu ihrem ersten Geburtstag toilettentrainiert sein, das heißt den Topf erkennen und diesem Reiz mit einer Entleerung von Blase und Darm folgen (vgl. Atkinson 2017: 131). Wir finden hier also einen Zusammenhang in denen Eltern (oder in diesem spezifischen Kontext die Mutter) Verantwortung dafür tragen, dass ihr Kind lernt mit einer Toilette umzugehen.

Für Atkinson (2017) sind es spezifische Informationen, die das Verhalten der Erziehenden leiten. Wenn wir aber aus der oben vorgestellten neomateria-

1 Die Interviews kommen aus einem Forschungsprojekt zum Übergang zur Elternschaft („Being and Becoming an (Un)equal Parent“, EU-FP7, Konsortium „Families and Societies“), die von 2013 bis 2017 durchgeführt wurde. Sie umfasst longitudinale Interviews mit zwölf Müttern und Vätern in der Schwangerschaft, sechs Monate nach der Geburt und zwei Jahre nach der Geburt (vgl. Vogl et al. 2018).

listischen Perspektive interpretieren, dann kommen zu den Informationen auch Diskurse über Kindheit, und als Dinge der Nachtopf oder die Uhr, die den regelmäßigen Takt angibt, hinzu. Das gemeinsame Tun von Mensch (Mutter, Kind), Diskursen (Konzepte über Kinder) und Ding (Nachtopf, Uhr) führt aus neomaterialistische Perspektive zu dem gewünschten Ergebnis: Ein Kind, dass die Toilette benutzen kann. Die neomaterialistische Perspektive definiert nun, wie oben beschrieben, nicht Menschen, die bestimmten Intentionen folgend, zweckgerichtet Dinge verschieben, die dann in ein Ergebnis münden, sondern alle Entitäten, die am Prozess beteiligt sind, werden innerhalb der Praktik definiert und sie alle gemeinsam sind die Situation und ihre Ereignisse. Auch wenn die Menschen, im spezifischen die Erziehenden, vom Diskurs hier als die Verantwortlichen angerufen werden, aus neomaterialistischer Perspektive gehören Körper, Dinge, Diskurse, Strukturen, Gedanken zusammen und sie alle gemeinsam strukturieren die Situation. Die Erziehenden alleine können nicht verantwortlich sein. Die Assemblage aus Eltern (Mütter), Kind, fixe Toilettenzeiten, fixe Essenszeiten und Nachttöpfe beinhaltet Kinder, die vor ihrem ersten Geburtstag ihre Exkreme in ein dafür vorgesehenes Ding absondern konnten. Das zeigt sich noch besser, wenn wir nun die historische Veränderung in den Blick nehmen.

Dafür kehre ich nochmals zurück zu V. Sue Atkinsons (2017) familienhistorischer Studie. Sie diskutiert weiter, wie Wissenschaft über kognitive Entwicklungen des Kindes, insbesondere psychologischer Definitionen von Entwicklungsstadien, dazu führten, dass Kindern unter einem Jahr die kognitive Fähigkeit zum Toilettentraining abgesprochen wurde. Spätestens ab den 1960ern wird entwicklungspsychologisches Wissen auch auf die Prozesse des Toilettentrainings angewandt. Erziehende wurden nun von Kinderärzt*innen und Erziehungsratgeber*innen darüber aufgeklärt, dass Kinder erst ab einem bestimmten Entwicklungsstadium den Toilettengang bewusst kontrollieren können. Das Reiz-Reaktionsschema, nachdem die oben beschriebene Methode funktioniert hatte, sollte durch Bewusstseins-erziehung ersetzt werden. Säuglinge und Kinder brauchten nun nicht einfach nur fixe Zeiten für eine Tätigkeit, sondern sie sollten ein Körperbewusstsein und Verstehen für den Toilettengang entwickeln. Gleichzeitig lockerten sich Vorstellungen darüber, dass Kinder fixe Essenszeiten und Tagesabläufe brauchen, denn Verstehen mache den Menschen flexibler (vgl. Atkinson 2017: 139). Atkinson ordnet diese Prozesse diskurshistorisch nicht ein, aber auch gesamtgesellschaftlich sehen wir in dieser Zeit eine Verschiebung der Diskurse. Ähnlich der Prozesse die Foucault in „Überwachen und Strafen“ (1975) definiert, kommt es hier zu einem diskursiven Bruch, der von körperlichem Training und körperlicher Disziplinierung, zu Selbstkontrolle und Selbsttraining übergeht. Die Eltern werden nun als jene angerufen, die nicht den Körper, sondern den Geist des Kindes so trainieren müssen, sodass der Toilettengang klappt. Nicht der Reiz der Toilette am Hintern, sondern ein intentionales Bewusstsein soll nun die-

sen Vorgang auslösen. Dieses intentionale Bewusstsein muss erst einmal hergestellt werden. Dies benötigt aber auch einen Körper, mit den notwendigen kognitiven Fähigkeiten. Säuglinge und Kleinkinder sind nun so figuriert, dass sie diese nicht haben. Pädiatrische Studien der 1960er sahen Kinder erst mit ca. 28 Monaten bereit für eine Kontrolle ihrer Ausscheidungen (vgl. Brazelton 1962). Das ist viel später als um 1900, wo Kinder mit ca. einem Jahr ihre Ausscheidungen kontrollieren sollten. Wir sehen, dass sich auch in der Pädiatrie Konzepte von Kindern verändert haben. Sie sind nicht mehr als Entitäten gedacht, die trainiert werden müssen, sondern als Einheiten, die Prozesse kognitiv selbständig steuern sollen. Gleichzeitig wird ihnen aber zugestanden, dass sich diese Fähigkeit erst entwickeln muss. Berühmte Kinderärzt*innen wie Brazelton (1962) beriefen sich hier auf kognitive Entwicklungsstadien, die abgewartet werden müssten.

Es brauchte also ein Ding, das diese kognitive Unfähigkeit auffängt: Die Windel. Bender und She (2017) besprechen in ihrer pädiatrichistorischen Studie, dass die Vorstellung, dass Kinder ihren Toilettengang bewusst erlernen sollten, mit der Entwicklung von Stoff- und später Wegwerfwindeln einhergeht. Verkauft wurde die Windel als ein Ding, das die Bedürfnisse des Kindes unterstütze. Sie würde jene Zeit abdecken, in denen das Kind noch nicht seine Ausscheidungen kontrollieren könne. Wie Atkinson (2017) beschreibt, die Vorstellung war ab jetzt: Windel drauf und abwarten, bis sich das Kind für die Toilette zu interessieren beginnt.

Diese Definition der Fähigkeiten der Kinder ist immer noch aktuell. In Interviews verwenden die meisten Eltern selbstverständlich Windeln, bis zu dem Zeitpunkt, wo das Kind als kognitiv fähig für den Toilettengang eingestuft wird. In den Interviews mit Müttern und Vätern sechs Monate nach der Geburt waren Windeln selbstverständlich und keine der Eltern hätten von dem Kind verlangt diesen Vorgang verstehen zu können. Als wir die Eltern wieder interviewt haben, als die Kinder zwei Jahre alt waren, machten sich viele bereits Gedanken über das bevorstehende „sauber werden“. Wichtig war den Eltern, dem Kind die Zeit zuzugestehen, die es braucht, um auf die Toilette zu gehen. Die Rolle der Eltern ist es, diesen Zeitpunkt zu erkennen, um dann zu handeln. Ein Vater drückt es wie folgt aus:

„Aber grad bei dem sag ma ja, wenn’s jetzt nix wird, dann braucht er halt noch ein halbes Jahr. Also da zieh ma ihm jetzt auch nicht aufs Klo, dass er halt gehen muss, sondern das muss er sagen“ (Mann 7).

Das Kind wird angerufen als eine Entität, die Raum und Zeit braucht, um den Toilettengang bewusst zu erlernen. Bis dahin fängt die Windel alles auf. Die Eltern haben die Verantwortung ihrem Kind diese Fähigkeit zu geben, durch geschicktes Zuwarten, Aufmerksamkeit und Bewusstseinsförderung. Die Eltern sind figuriert als jene, die sich auch über diese Entwicklungsstadien informieren müssen.

„Dann Sauberkeit, also sprich äh Topf oder so, ja? Ahm. Funktioniert noch nicht. Das is eh schon relativ früh so wie sie dran is, aber ich hab gemeint, probieren kann ma's ja, na? (3) Weil das sind halt so Sachen. (1) Aber das kommt erst. Also. (1) Aaahmmm. Also prinzipiell hab ich ja auch durchaus Literatur angeschaut, weil das aah is ja durchaus interessant, viele schau sich das ja gar nicht an, welches Entwicklungsstadium wann eintritt, zutrifft und was so ein Kind vielleicht sich denkt. Es gibt ja genügend (I: Mhm) Forschungen schon und und und und und und und Literatur und äh durchaus (.) interessante Bücher, die das ein bisschen detaillierter bringen und nicht nur (.) ja, irgendwelche bunten Zeitschriften, die das einfach oft nur oberflächlich oder sehr sehr (.) zielgruppengerecht bringen“ (Mann 2).

Eltern sind angerufen sich zu informieren, um über Entwicklungsstadien zumindest am Rande informiert zu sein, um den richtigen Zeitpunkt für das Toilettentraining abwarten zu können und gleichzeitig dem Kind den Topf schon etwas näher zu bringen. Die Eltern haben die Verantwortung zugeschrieben ein positives Gefühl beim Kind hervorzurufen und ein Körperbewusstsein zu fördern.

„Oje! Is dir ein Hoppala passiert, gell? Damit er merkt, weil Hoppala is sowas, da is was passiert, (I: Mhm) das is so sein Wort, was er kennt dafür. Und und da denk ich ma, dann kriegt er das vielleicht mit, dass das quasi schon in Ordnung is, dass er halt jetzt irgendwo hing'macht hat, aber eigentlich jetzt nicht (.) so der Idealfall. (I: Ja) Also ich-ich möcht nicht- Ich möchte nicht, dass er da irgendwie ein schlechtes Gefühl kriegt, (.) weil weil er irgendwie was falsch gemacht hat. Aber ich möcht schon ihm vermitteln, so naja, es würd schon @noch eine bessere Lösung auch geben@ (beide lachen“ (Frau 7).

Wir sehen hier, wie das Kind Schritt für Schritt Selbstkontrolle erlernen soll und damit dessen Entwicklung auch Schritt für Schritt bis hin zu jenem Zeitpunkt markiert wird, wo es seine Ausscheidungen spüren und steuern kann.

Diese historische Entwicklung von einem Reiz-Reaktionsschema zu Selbstkontrolle können wir nun aus unterschiedlichen Theorieperspektiven heraus erklären. Sozialkonstruktivistisch (vgl. Berger/Luckmann 1969) erklärt, könnte man nun die Entwicklung von neuen Normen und Vorstellungen zur Entwicklung der Kinder als Erklärungsgrundlage verwenden, um diese historische Veränderung zu deuten. Andere wissenschaftliche Konstruktionen von Kindern führen zu anderen Handlungsformen Kindern gegenüber.

Neomaterialistisch interpretiert, greift eine solche Deutung jedoch zu kurz, da die aktive Anwesenheit weiterer Komponenten, wie eben auch das Ding Windel, notwendig sind, um die veränderten Praktiken zu erklären. Wie oben erklärt, können aus dieser Perspektive Menschen nicht getrennt von den Dingen und physischen und diskursiven Kontexten, in denen sie leben gedacht werden. Die Veränderung wird nicht in der Verschiebung von Denkmustern hergestellt, sondern wir können lediglich feststellen, dass die Entitäten, die an der Praktik Toilettentraining teilhaben, sich verändert haben. Von der Assemblage 'Eltern (Mütter), Kind, fixe Toilettenzeiten, fixe Essenszeiten und Nachttöpfe' zu 'Eltern, Kind, kognitive Theorien von Kindern, Windeln,

Essen nach Bedarf. In der ersten Assemblage sind Kinder inkludiert, die bereits im ersten Jahr trainiert werden können und auch im ersten Jahr auf den Topf/die Toilette gehen. In letzterer Assemblage sind Kinder inkludiert, die körperlich und geistig erst ab ca. 24 Monaten in der Lage waren, ein Toilettentraining durchzuführen. Die neomaterialistische Perspektive erlaubt es, auch die Windel als Teilhabende an diesen Prozess sichtbar zu machen, die in Kombination mit zahlreichen anderen Entitäten im Prozess Toilettentraining begrenzt wird. Die Windel erlaubt es, das Training hinaus zu zögern, und bestimmt gemeinsam mit den anderen Entitäten die Fertigkeiten und Bedürfnisse des Kindes mit. Die Praktiken inkludieren ein Kind mit ganz bestimmten kognitiven und körperlichen Fähigkeiten, die unterschiedlich zu der obigen Assemblage zu sein scheinen.

Wichtig ist: Weder die Eltern mit ihren erzieherischen Handlungen noch die Deutungsmuster oder die Windel alleine können diese Situation hervorrufen, sondern es braucht das gemeinsame Werden aller beteiligten Entitäten. Weder tragen die menschlichen Eltern hier somit die alleinige Handlungsmacht für die Erziehung, noch sind sie als einzige für die kognitiv-körperliche Formung des Kindes verantwortlich, sondern Konzepte, Diskurse sowie Dinge definieren gemeinsam mit dem Kind dessen Fähigkeiten.

Aus neomaterialistischer Sicht sind die Eltern nicht einfach mit Intentionen ausgestattet, die ihr Handeln leiten, sondern die Intentionen entstehen im Prozess, gleichzeitig mit dem Handeln. Weswegen Menschen zwar innerhalb der Praktik anders figuriert werden können, bzw. den Menschen die Verantwortung der Handlung zugeschrieben werden kann, indem sie mit einer spezifischen Intention ausgestattet werden, theoretisch diese aber nicht vor der Handlung da ist. Der Mensch und sein Tun entstehen in der Assemblage, gemeinsam mit allen anderen darin vorkommenden Entitäten (Dinge, Denkmuster, Intentionen, Strukturen, Räume). Der Mensch ist somit in einem ersten Schritt keine hierarchisch wichtigere Entität als die anderen, bzw. nur in dessen Vernetzung zu verstehen. Gleichzeitig bilden sich in den Prozessen aber auch Hierarchien zwischen den Entitäten heraus und manche erscheinen wirkmächtiger als andere. Während Windel und Toilette wichtige Dinge sind, damit das Toilettentraining passieren kann, erscheinen die Eltern und das Kind als verantwortliche für den Prozess und werden als jene figuriert, die diesen Prozess steuern. Es sind aber eben, aus neomaterialistischer Perspektive, nicht diese allein. Im nächsten Punkt möchte ich klären was dies für die Konzepte von Elternschaft und Familie heißt.

4 Sind Dinge Eltern?

Wie am Beginn definiert, spielen eine Vielzahl von modernen Familienformen eine zentrale Rolle darin, neue Gesellschaftsmitglieder zu erziehen und diese handlungsfähig in alltäglichen Gefügen zu machen. In den Prozessen der Familienbildung und -begrenzung wird diese Verantwortung den Eltern zugeschrieben. Hier habe ich dies an den Prozessen des Toilettentrainings beschrieben. Familienmitglieder, meist als biologische, rechtliche oder soziale Eltern definiert, sozialisieren Heranwachsende, die sich in der Folge immer eigenständiger in der Welt bewegen können. Wenn wir nun aber Sozialisation, Familie und Elternschaft aus neomaterialistischer Perspektive so definieren, dass einzelne Entitäten, wie Menschen, nicht ohne ihre Umwelt gedacht werden können, wie sind dann die zu Beginn angedachten Forschungsfragen zu beantworten: Sind Dinge, wie Windeln, bloß einfache Begleiter der Heranwachsenden oder sind sie aktiv Sozialisierende? Wenn sie als aktiv Sozialisierende definiert werden können, sind diese Entitäten dann Elternteile? Und wenn diese als Elternteile definiert werden können, wie sozialisieren diese Persönlichkeiten und Körper der Heranwachsenden?

Wie oben bereits gezeigt wurde, sind aus neomaterialistischer Perspektive Dinge in ein Geflecht eingebettet, wo sie gemeinsam mit den anderen Entitäten der Sozialisation, nämlich Eltern, Kindern, Räume, Diskurse sowie Wissen, begrenzt und gemeinsam werden. Die als Eltern definierten trainieren ihre Kinder nicht alleine, sondern innerhalb eines Geflechts mit Dingen. Sie lesen vielleicht ein Buch über Entwicklung, sie können Töpfe kaufen, die meisten Wohnungen verfügen über eine Toilette. Es gibt Windeln für die Zeit, in der die Kinder die Toilette noch nicht benutzen können.

In den klassischen Sozialisationstheorien werden Sozialisationsprozesse von den Menschen hervorgebracht und von diesen weitergetrieben (vgl. Grundmann 2006). Aus der Perspektive des New Materialism kann eine solche alleinige Entität nicht bestimmt werden. Kontexte der Menschen, weil sie nicht getrennt vom Menschen betrachtet werden, wie eben Dinge, sind Mitsozialisierende und mitsozialisierte in den Praktiken. Klassische Sozialisationstheorien schreiben dann auch den Eltern die wesentliche Rolle der Primärsozialisation zu, in der eine erste Vergesellschaftung erfolgt (vgl. Parsons/Bales 1956). Auf die Toilette gehen wäre eine solche Praktik, die kulturgebunden und je nach historischer Situation unterschiedlich funktioniert. Aus strukturfunktionalistischer Perspektive wäre das Toilettentraining eine Phase, in der die Mutter (Väter habe in dieser Theorie eine andere Rolle) ihre Rolle verwirklicht und dem Kind die Regeln der Gesellschaft beibringt und die jeweiligen Normen weitergibt. Das Kind passt sich in die jeweilige kulturelle Form des Toilettengangs ein. Egal ob in ein Reiz-Reaktion-Schema oder Selbstkontrolle, in beiden Fällen ist die Sozialisation bei Gelingen er-

folgreich und die Mutter hat ihre Rolle als Sozialisierende erfüllt, weil das Kind in eine kulturelle Form des Verhaltens eingetreten ist. Aus sozial-konstruktivistischer Perspektive (vgl. Grundmann 2006) würde das Kind ebenso erfolgreich in die kulturelle Welt der Eltern eintreten, wenn das Toilettentraining funktioniert. Aus dieser Perspektive wären ebenso die Eltern verantwortlich. In Wechselwirkung mit dem Kind und der Umwelt (wie z.B. Wissen über kindliche Entwicklungsstadien) würden sie aufgrund von Konstruktionen über das Kind ihm gegenüber handeln und so unterschiedliche Handlungsstrategien anwenden, um das Kind erfolgreich zu sozialisieren. Dinge können symbolischen Charakter haben, denen gesellschaftliche Normen oder Prozesse eingeschrieben sind. Ihr Charakter ist aber von den Zuschreibungen und Konstruktionen der Menschen bestimmt.

Aus neomaterialistischer Perspektive haben die Eltern diese aktive Rolle nicht. Ihre Annahmen über das Kind, ihre Sinnzuschreibungen oder ihre Konstruktionen wie auch ihre Handlungen werden im selben Moment im Prozess definiert. Die Eltern und das Kind sind gemeinsam mit vielen anderen Entitäten Teil der Prozesse des Toilettentrainings. Der Prozess formt zufällig Dinge aus, die den Prozess weitertreiben. Die Dinge, wie die Windel oder die Toilette, nehmen dabei erstmal eine genauso viel oder wenig aktiv sozialisierende Rolle ein wie die Eltern. Um die Regeln zu erlernen, wie eine Gesellschaft mit der Notwendigkeit der Ausscheidungen von Lebewesen umgeht, sind im obigen Beispiel nicht nur Menschen, sondern zumindest auch Vorstellungen über kognitive Entwicklungen (als Entität für sich, die von den Eltern durchgeführt („enacted“) wird) und Windeln beteiligt. Den Menschen allein kann die Sozialisation des Toilettengangs also nicht zugeschrieben werden, denn eine Windel kann aus dieser Sicht ebenso aktiv an der Sozialisation beteiligt sein wie menschliche Eltern bzw. kann der Prozess des Toilettentrainings, so wie er gegenwärtig am häufigsten verläuft, ohne das Ding Windel nicht gedacht werden. Die Entitäten im Prozess bekommen aber verschiedene Positionen zugeschrieben. Die Eltern erscheinen immer noch als jene, die die Verantwortung für den Erfolg des Prozesses tragen und als jene Entitäten, die die Dinge, wie die Windel und die Toilette aktiv arrangieren. Aus theoretischer Perspektive ist diese Zuschreibung im Prozess empirisch da, aber theoretisch unbegründet.

Wir haben hier also ein Ding das zwar nicht allein, aber auch deutlich mitbestimmt, wann Kinder auf die Toilette gehen können und wie das Training bis dahin funktioniert. Das geht bis dahin, dass auch die Körperlichkeit und die kognitiven Fähigkeiten der windeltragenden Kinder sich von jenen Kindern unterscheiden dürfte, die in den historisch früher liegenden Trainingsdokumenten beschrieben sind. Hier sozialisieren klare Essenszeiten und Tagesabläufe sowie Nachttöpfe Kinder mit, die eine körperlich-geistige Leistung vollziehen, die im „Windel“-Assemblage weniger vorkommt. Die jeweiligen Menschen sind in den Praktiken des Toilettentrainings ihrer Zeit einge-

bettet und auch jeweils mit ganz spezifischem Wissen und Fähigkeiten ausgestattet. Im Sinne des Neomaterialismus kann hier keine einzelne Entität genannt werden, die bestimmend für die Praktik des Toilettentrainings ist, sondern das Zusammenspiel von Menschen, Diskursen, Wissen, Dingen und Normen in den Tätigkeiten des Toilettentrainings inkludiert auch ganz spezifische Kinder mit ganz spezifischen Fähigkeiten. Das Ding ist also nicht nur Begleiter, sondern ebenso aktiv wie andere Entitäten auch.

Aber sollten aktive Dinge in der Sozialisation von Heranwachsenden gleich als Eltern definiert werden? Sie sind theoretisch zumindest nicht trennbar von den als menschliche Eltern definierten Entitäten. Im Prozess des Toilettentrainings werden sie als eigenständige Entitäten abgegrenzt und im empirischen Alltag jedenfalls nicht als Eltern definiert. In der Sozialisationstheorie ist es aber ein zentrales Merkmal von jenen Entitäten, die als Eltern definiert sind, dass sie Heranwachsende sozialisieren (vgl. Parsons/Bales 1956). Diese Definition könnte nun, unserer neuen Erkenntnis entsprechend, auch auf die verbundenen Dinge oder eben auf die Mensch-Ding-Kombinationen umgelegt werden. Aus neomaterialistischer Sicht wären also Menschen nicht alleine Eltern, sondern als Teil von ganz spezifischen Tätigkeiten als auch untrennbar mit ganz spezifischen Dingen und anderen Entitäten verbunden. Menschliche Eltern könnten also nicht 'nackt' und uneingebunden existieren. Am Beispiel Windel formen eben nicht nur die Eltern und ihre Vorstellungen und Tätigkeiten, sondern das Eingebundensein in eine spezifische Assemblage ganz bestimmte Formen von Kindern. Auch ist ein Ding nicht als allein verantwortlich, aber als mitverantwortlich figuriert. Mit diesen Dingen wird hier ein*e Heranwachsende*r Teil einer ganz spezifischen (historisch situierten) Gesellschaft. Wie oben definiert, entspricht dies eigentlich der Definition der Eltern in der Sozialisationstheorie (vgl. Parsons/Bales 1956). Eltern haben die Rolle Kinder zu gesellschaftsfähigen Menschen zu machen. In unserer Beispiel-Assemblage teilen sich Verbindungen aus Eltern und Dingen diese Funktion.

In beiden beschriebenen Beispielen prägen die Dinge, die auch nicht ohne ihre Verbindungen zu den anderen Entitäten der Assemblage theoretisch gedacht werden sollen, die geistige und körperliche Verfasstheit der Kinder mit. Auch wenn Neomaterialismen keine direkten Reduktionismen erlauben und ein Ding nicht als Ursache einer spezifischen Körperlichkeit oder geistigen Verfasstheit definieren können, kann gezeigt werden, dass unterschiedliche Einbettungen von Kindern mit unterschiedlichen Entitäten auch die Fähigkeiten der Kinder mitformen. Die unterschiedlichen Prozesse/Tätigkeiten, in denen theoretisch die Entitäten begrenzt und wiederbegrenzt werden und aufeinander einwirken, definieren auch unterschiedliche Kinder mit. Das „wie“ passiert durch das gemeinsame Werden mit anderen Prozessen und Entitäten.

4.1 *Nutzen und Konsequenzen für die Definition von Normfamilien*

In der Familienforschung wird der Normfamilie große Wirkmächtigkeit zugeschrieben (vgl. König 2002; Zartler 2012). Ob Kinder von Eineltern mehr als Zwei-Eltern, Großeltern, biologischen oder sozialen Eltern erzogen werden, ist immer wieder Fokus der Forschung (vgl. Weston 1991; Zartler 2012; Lampard 2016; Vaskovics 2011). Aus neomaterialistischer Perspektive erzeugt dieser Fokus auf die Menschen und ihre Konstellationen zueinander alleine viele Leerstellen (Schadler 2016). Anstatt nur menschliche Elternschaftsformen deren Auswirkungen auf Kinder zu diskutieren, wäre es interessant, zu fragen, wie groß deren Anteil an der Sozialisation überhaupt ist, wenn wir die Reiche der physischen Räume, der Dinge, der Diskurse und Denkmuster mit in die Assemblage Familie hineinnehmen. Wenn wir davon ausgehen, dass wir menschliche Familien und Eltern niemals ohne alle Umwelten, in denen sie sich befinden, betrachten können, verliert die spezifische Konstellation Vater, Mutter, Kinder an Bedeutung, weil erstens viel mehr Menschen und zweitens noch mehr nicht-menschliches auftaucht. Das heißt nicht, dass die menschlichen Eltern weggedacht werden können, sie sind nur nicht alleine Eltern oder Familien. Der Fokus auf Dinge als Mit-Eltern hat den Vorteil, den Blick von normierten Elternschaftskonstellationen wegzulenken. Das hat auch Konsequenzen für normative Definitionen von Familie, die immer die Erziehungsfähigkeit der Eltern inkludieren (die immer noch wirkmächtige Definition von Parsons und Bales (1956) beschreibt eine solche Definition sehr gut). Wenn sich Familie rund um auf zwei Geschlechter aufgeteilte Elternschaftsrollen definiert, hat dies weitreichende Konsequenzen für alle jene Konstellationen, die nicht in dieses Konzept passen. Wenn Familie neomaterialistisch als Figuration (vgl. Schadler 2016) definiert wird, die neben den Menschen zahlreiche andere Entitäten inkludiert, die auch Mit-Eltern sein können, dann verlieren die konkreten Beziehungskonstellationen und Eigenschaften der inkludierten Menschen an Wichtigkeit für die Familiendefinition. Eine neomaterialistische Perspektive ist somit ein wichtiges Vehikel, um normative Definitionen auszuhebeln, die den Blick auf die zahlreichen Prozesse und Entitäten verstellen, die an Familien- und Erziehungspraktiken beteiligt sind.

5 **Conclusio**

Ziel dieses Beitrags war es, zu zeigen, wie Dinge in Erziehungspraktiken von Familien nicht nur beteiligt sind und diese Prozesse begleiten, sondern dass

sie, aus neomaterialistischer Perspektive, selbst auch Mit-Eltern sind und an der ganz spezifischen Begrenzung von Kindern als spezifische körperliche und geistige Entitäten mitbeteiligt sind. Die Eigenschaften der Menschen, die erziehen, deren sexuelle Orientierungen, deren Status, deren Fähigkeiten, deren Wünsche und Vorstellungen sowie die Anzahl der erziehenden Menschen (Ein-Eltern oder Mehr-Eltern-Familien) sind aus dieser Perspektive eventuell nicht so zentral wie gedacht. Für eine nicht-normative Diskussion von Familien und Eltern braucht es möglicherweise diese Verschiebung des Blicks, um aus dem dialektischen Spannungsverhältnis Norm/Nicht-Norm auszutreten. Wenn Dinge neomaterialistisch diskutiert mit ins Spiel kommen, dann entspricht erst einmal keine Familie mehr der Norm von Mutter, Vater und Kind, da in allen Fällen Dinge Mit-Elternschaft übernehmen. Die Frage wäre dann eher, welche Prozesse dazu führen, dass in Normdefinitionen Dinge wieder aus dem Blick geraten und die Verantwortung für die Sozialisation von Kindern alleine den Eltern, oft den Müttern, zugeschrieben wird.

Ein Nachteil dieser Perspektive könnte sein, dass gesellschaftliche Normen und Abweichungen davon (und damit einhergehende Diskriminierungen) und individuelle Selbstdefinitionen (und damit einhergehende Emanzipationswege) nicht im gleichen Maße im Zentrum der Betrachtung stehen, wie in anderen Theorien. Als ein Perspektivenwechsel, der hegemoniale und gegenhegemoniale Normen und Zuschreibungen gleichermaßen aushebelt bleibt diese Perspektive aber weiterhin interessant.

Literatur

- Atkinson, V. Sue (2017): Shifting Sands. Professional Advice to Mothers in the First Half of the Twentieth Century. In: *Journal of Family History* 42, 2, S. 128-146. Doi: 10.1177/0363199017696046.
- Barad, Karen (2007): Meeting the universe halfway. Quantum physics and the entanglement of matter and meaning. Durham: Duke University Press.
- Bender, Jeffrey M./She, Rosemary C. (2017): Elimination Communication. Diaper-Free in America. In: *PEDIATRICS* 140, 1. doi: 10.1542/peds.2017-0398.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Braidotti, Rosi (2002): Metamorphoses. Towards a materialist theory of becoming. Cambridge: Polity Press.
- Brazelton, T. Berry (1962): A Child-Oriented Approach to Toilet Training. In: *Pediatrics* 29, S. 121-128.
- Calkins, Susan (2011): Biopsychosocial Models and the Study of Family Processes and Child Adjustment. In: *Journal of Marriage and Family* 73, S. 817-821.
- Dolphijn, Rick/van der Tuin, Iris (2012): New materialism interviews & cartographies. Ann Arbor: Open Humanities Press.

- D'Onofrio, Brian M./Lahey, Benjamin B. (2010): Biosocial Influences on the Family. A Decade Review. In: *Journal of Marriage and Family* 72, S. 762-782.
- Ekerdt, David J./Sergeant, Julie F. (2006): Family Things. Attending the Household Sisbandment of Older Adults. In: *Journal of Aging Studies* 20, S. 193-205.
- Foucault, Michel (1975): *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grundmann, Matthias (2006): *Sozialisation*. Stuttgart: UTB.
- Haraway, Donna (2008): *When species meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Haraway, Donna (1991): Simians, cyborgs, and women. The reinvention of nature. New York: Routledge.
- Haraway, Donna (1992): The Promises of Monsters. A Regenerative Politics for Inappropriated/d Others. In: Grossberg, Lawrence/Nelson, Cary/Treichler, Paula (Hrsg.): *Cultural Studies*. New York: Routledge, S. 295-337
- König, René (2002): *Familiensoziologie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lampard, Richard (2016): Living together in a Sexually Exclusive Relationship. An Enduring, Pervasive Ideal? In: *Families, Relationships and Societies* 5, S. 23-41.
- Latour, Bruno (1996): *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin: Akademie Verlag.
- Latour, Bruno (2001): Eine Soziologie ohne Objekt? In: *Berliner Journal für Soziologie* 11, S. 237-252.
- Lemke, Thomas (2014): Paul Rabinow: Jenseits von Soziobiologie und Genetifizierung. Das Konzept der Biosozialität. In: Lengersdorf, Diana/Wieser, Matthias (Hrsg.): *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*. Wiesbaden: Springer, S. 181-189.
- Miller, Eleanor M./Costello, Carrie Yang (2001): The Limits of Biological Determinism. In: *American Sociological Review* 66, S. 592-598.
- Müller, Ruth (2017): Der epigenetische Körper: Zwischen biosozialer Komplexität und Umweltdeterminismus. In: *Open Gender Journal* 1.
- Nohl, Arnd-Michael (2011): Das Materielle der Gefühle. Aufwachsen in familialen Dingwelten. In: *Paragrana* 20, S. 103-118.
- Parsons, Talcott/Bales, Robert Freed (1956): *Family socialization and interaction process*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Paul, Diane B. (1998): *The politics of heredity: Essays on eugenics, biomedicine, and the nature-nurture debate*. Albany: State University of New York Press.
- Riley, Jeannette E. (2003): Finding One's Place in the "Family of Things". Terry Tempest Williams and a Geography of Self. In: *Women's Studies* 32, S. 585-602.
- Röhl, Tobias (2013): *Dinge des Wissens: Schulunterricht als sozio-materielle Praxis*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Schadler, Cornelia (2019): Enactments of a New Materialist Ethnography. Methodological Framework and Research Processes. *Qualitative Research* 19, S. 215-230.
- Schadler, Cornelia (2016): How to Define Situated and Ever-Transforming Family Configurations? A New Materialist Approach. In: *Journal of Family Theory & Review* 8, S. 503-514.
- Vaskovics, Laszlo A. (2011): Segmentierung und Multiplikation von Elternschaft Konzept zur Analyse von Elternschafts- und Elternkonstellationen. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 23, S. 11-40.

- Vogl, Susanne/Zartler, Ulrike/Schmidt, Eva-Maria/Rieder, Irene (2018): Developing an Analytical Framework for Multiple Perspective, Qualitative Longitudinal Interviews (MPQLI). In: *International Journal of Social Research Methodology* 21, S. 177-190.
- Weston, Kath (1991): *Families we choose: Lesbians, gays, kinship*. New York: Columbia University Press.
- Zartler, Ulrike (2012): Die Kernfamilie als Ideal. Zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 24, S. 67-84.

Autor*innenverzeichnis

Dr. *Donja Amirpur* ist Professorin für Migrationspädagogik an der Hochschule Niederrhein. Ihre Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen Kindheits- und Elternschaftsforschung, Rassismuskritik, Forschung zu Intersektionalität und Inklusion.

Dr. *Désirée Bender*, Dipl. Soziologin und Dipl. Pädagogin ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz beschäftigt. Sie arbeitet zu Care um Kinder mit den Schwerpunkten Co-Elternschaft und im Kontext von Pflege im Alter, mit qualitativen Forschungsmethodologien und Methoden und insbesondere mit Diskurs- und Biografieforschung.

Lalitha Chamakalayil, Dipl.-Psych., wissenschaftliche Mitarbeiterin, Hochschule für Soziale Arbeit, FHNW. Schwerpunkte: Verhältnisse sozialer Ungleichheit: Aushandlungen und Positionierungen; familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft; Eltern und Schule im Kontext gesellschaftlicher Ungleichheiten; Jugend und Übergänge; Prozesse von Inklusion und Exklusion: Rassismuskritik, Diversität, Genderfragen; Mütter/Eltern unter 20; qualitative Forschungsmethoden.

Sarah Dionisius (Diplom Politologin*) promoviert zum Elternwerden lesbischer und queerer Paare mittels Samenspende, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin* an der Professur für Organisation, Technik und Geschlecht an der Universität zu Köln und arbeitet bei rubicon e.V., einem Zentrum für lesbische, schwule, bisexuelle, transgeschlechtliche und queere Menschen in Köln.

Diana Dreßler, M.A. promoviert am Institut für Erziehungswissenschaften an der Justus-Liebig-Universität in Gießen zu Mütterleitbildern migrantischer Mütter in transstaatlich organisierten Familien. Die Promotion entstand aus dem DFG-Forschungsprojekt „Die Mediatisierung von Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext transnationaler Migration“. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Migration, Gender, soziale Ungleichheit und Familienwissenschaften. Kontakt: Diana.Dressler@erziehung.uni-giessen.de.

Sebastian Fitz-Klausner lehrt und forscht derzeit zu seinen Schwerpunkten der Men's Studies und visuellen Zeit- und Kulturgeschichte auf der Universi-

tät Koblenz-Landau (Campus Landau, Fachbereich Erziehungswissenschaften, Arbeitsbereich Heterogenität). Interessensgebiete und Publikationsthemen inkludieren japanische Jugenddiskurse, das Krisenmotiv in diversen Männlichkeitsdiskursen und geschlechtliche Dimensionen in der Darstellung von Beeinträchtigungen. Sein derzeitiges Projekt fokussiert auf die kulturelle Bedeutung von Männlichkeit in visuellen Trauma-Diskursen in den USA.

Oxana Ivanova-Chessex, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungszentrum «Kindheiten in Schule und Gesellschaft», Pädagogische Hochschule Zürich. Arbeitsschwerpunkte: Bildung und (migrations-)gesellschaftliche Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse, Eltern und Schule im Kontext gesellschaftlicher Ungleichheiten, Lehrer*innenbildung in der Migrationsgesellschaft; Subjektivierungstheorie, postkoloniale Theorie, Intersektionalität; rekonstruktive qualitative Sozialforschung.

Elke Kleinau, Dr. phil., Professorin für Historische Bildungsforschung mit dem Schwerpunkt Gender History an der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Mädchen- und Lehrerinnenbildung, Geschichte von Kindheit, Jugend und Familie, Biografieforschung. Zu den jüngsten Publikationen zählt: Kleinau, Elk/Riettiens, Lilli (2020): ‚Nature‘ in colonial literature for children and young people. In: *History of Education*, 49, 4, S. 440-458. Doi: 10.1080/0046760X.2020.1753825.

Ulrike Koopmann (Dr. phil.) lehrt am Institut für Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Fachgruppe Migration und Bildung. Forschungsschwerpunkte sind Migrationsgesellschaftliche Geschlechterverhältnisse und Zugehörigkeitsordnungen, Migration und Familie, Fluchtverhältnisse, Orientalismus, Othering und Intersektionalität. Aktuelles Forschungsprojekt: „Geflüchtete Frauen, Familiendynamiken und Gewalt: Traumabewältigung, Intervention und Prävention im Aufnahmekontext“.

Bruno Leutwyler, Prof. Dr., Prorektor Forschung & Entwicklung an der Pädagogischen Hochschule Zürich: Nach mehrjähriger Unterrichtstätigkeit im In- und Ausland Studium der Pädagogik und der Psychologie; Promotion in empirischer Bildungsforschung an der Universität Zürich. Arbeitsschwerpunkte: Interkulturelle Bildungsfragen, Internationalisierung der Lehrerinnen- und Lehrerbildung, Entwicklung der Lehrerinnen- und Lehrerbildung.

Christoph Piske ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FernUniversität in Hagen im Lehrgebiet Mediendidaktik. Seine Interessens-/Forschungsschwerpunkte umfassen Fragestellungen an der Schnittstelle von Medien-/Datenbildung und Gender- und Technikforschung sowie Menschenbildern in Technik/Informatik. Davor arbeitete er u.a. als Hilfskraft zu niederländischen

Children Born of War im Kooperationsprojekt „International study on Children born of War in Norway, Denmark and the Netherlands“ zwischen Prof. Dr. Ingvill C. Mochmann (GESIS Leibnitz Institut für Sozialwissenschaften, Köln) und Prof. Dr. Elke Kleinau (Universität zu Köln).

Angela Rein (Prof. Dr. rer. soc.) arbeitet am Institut Kinder- und Jugendhilfe der Hochschule für Soziale Arbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) als Professorin im Themenschwerpunkt Hilfen zur Erziehung. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Kinder- und Jugendhilfe, Hilfen zur Erziehung, Übergänge aus der stationären Jugendhilfe, Queer Theory und Diversität in der Sozialen Arbeit, Adressat*innenforschung sowie Biographieforschung.

Christine Riegel, Dr.rer.soc. habil, Professur für Sozialpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Arbeitsschwerpunkte: Migrations-, Jugend-, Familien- und Intersektionalitätsforschung sowie Normativität, Diversität und Diskriminierung(-skritik) im Kontext von Sozialer Arbeit und Bildung. Kontakt: christine.riegel@ph-freiburg.de

Kadidja Rohmann, geb. 1974, Diplom-Pädagogin, Bremen; zwei Kinder in gemeinsamer Elternschaft mit einer Freundin und dem jeweiligen Kindesvater. Als Familienpädagogin bei der Lebenshilfe Bremen hat sie langjährige Erfahrung in der Unterstützung von Eltern mit Lernschwierigkeiten und deren Kindern, hierzu bildet sie bundesweit Fachkräfte fort. Mitarbeit am Buch „Tabu oder Normalität?“ (Pixa-Kettner 2006) und im Forschungsprojekt „Besondere Familien“ (ebd. 2012). Weitere Arbeitsschwerpunkte: Prävention von sexualisierter Gewalt sowie Qualitätsmanagement.

Cornelia Schadler ist Senior Lecturer am Institut für Bildungswissenschaft an der Universität Wien. Sie forscht zu neomaterialistischen Theorien und deren methodischen Umsetzungen sowie zu Grenzziehungspraktiken zwischen Menschen und Dingen, insbesondere innerhalb des Themenbereichs Beziehungsassemblagen und -definitionen.

Wibke Scharathow, Dr. phil., lehrt und forscht im Arbeitsbereich Sozialpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg zu Fragen sozialer Differenz und sozialer Ungleichheit sowie diversitätsbewusster und diskriminierungskritischer (Sozial-)Pädagogik. Schwerpunkte: Rassismuskritik, Jugend, gesellschaftspolitische Bildungsarbeit, Möglichkeitsräume ‚kritischer‘ Sozialer Arbeit, rekonstruktive Sozialforschung.

Anja Schierbaum, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur Allgemeine Erziehungswissenschaft am Department Erziehungs- und

Sozialwissenschaften der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte liegen in der Jugend-, Familien- und Generationenforschung, der Sozialisationsforschung und in rekonstruktiven Forschungsverfahren. Im Sommersemester 2020 und Wintersemester 2020/21 vertritt sie die Professur Allgemeine Bildungswissenschaft an der FernUniversität in Hagen.

Tino Schlinzig ist Soziologe am ETH Wohnforum/ETH Centre for Research on Architecture, Society & the Built Environment in Zürich. Zuvor forschte und lehrte er an der Professur für Mikrosoziologie der Technischen Universität Dresden. Seine Forschungen konzentrieren sich derzeit auf multilokales Wohnen, Architektur, Identität, interpretative Familiensoziologie und Methoden der empirischen Sozialforschung. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen gehört der zusammen mit Maya Halatcheva-Trapp und Giulia Montanari 2019 bei Routledge/Taylor & Francis herausgegebene Band »Family and Space«.

Anne-Christin Schondelmayer, Dr., Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Heterogenität an der Universität Landau, Arbeitsschwerpunkte: Flucht/Migration, Interkulturalität, Geschlecht, Sexualitäten, Dokumentarische Methode. Kontakt: schondelmayer@uni-landau.de

Carsten Schröder, Dr., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Technische Universität Dortmund. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Theorie und Empirie in der Kindheit, Jugendhilfe und Familie, Phänomenologie des Körpers und der Emotionen, Alltags- und Bildungstheorie in der Sozialen Arbeit, qualitative Forschungsmethoden. Kontakt: carsten2.schroeder@tu-dortmund.de

Dr. päd. *Michael Tunç*, Dipl. Soz. Päd., Professur für Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft an der HAW Hamburg ab Herbst 2020. Davor: Befristete Professur für Migration/Soziale Arbeit in Darmstadt, wissenschaftlicher Mitarbeiter der TH Köln und im Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung. Forschung und Sozial-/Bildungsarbeit zu Männlichkeit/Väterlichkeit im Kontext von (Flucht)Migration, Diversität und Rassismuskritik. eMail: michael.tunc@haw-hamburg.de

Angela Wernberger, Dr. phil., Soziologin und Dipl.-Sozialarb./Sozialpäd., seit 2014 Professorin für Soziologie und empirische Forschungsmethoden an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, Abt. Münster. Arbeitsschwerpunkte: praxeologische Sozialisationstheorie, soziale Figurationen des ländlichen Raums, Familiensoziologie sowie rekonstruktive Sozial-, Evaluations- und Professionalisierungsforschung. Langjährige Tätigkeit in der Praxisforschung und im Bereich der ambulanten Kinder- und Jugendhilfe.

Familie und Normalität

Normalität wird als gesellschaftliche Anforderung erlebt und zugleich selbst hergestellt. Der Band versammelt Beiträge zu Aushandlungsprozessen, Positionierungen und Erfahrungen mit Normalitätsvorstellungen sowohl im pädagogischen Kontext als auch im Alltag von Familien, die der klassischen Norm nicht entsprechen. Die Beiträge fokussieren die Bereiche der frühen Kindheit, Jugendhilfe, Schule sowie neuer Technologien und diskutieren Aushandlungsprozesse in Verhältnissen von Migration, (Dis)Ability, Gender, Care und diversifizierter Elternschaft.

Die Herausgeber*innen:

Prof. Dr. Anne-Christin Schondelmayer, Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Heterogenität, Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Koblenz-Landau

Prof. Dr. Christine Riegel, Professorin für Sozialpädagogik, Institut für Erziehungswissenschaft, Pädagogische Hochschule Freiburg

Sebastian Fitz-Klausner, MA, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich Heterogenität, Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Koblenz-Landau

ISBN 978-3-8474-2341-6



www.budrich.de

Titelbildnachweis: www.heike-zaiser.de